



Irene Cao

ICH WILL DICH

Erotischer Roman



GOLDMANN

Buch

Ein Leben ohne Liebe, frei von allen Bindungen und den unangenehmen Begleiterscheinungen der Gefühle – das ist das Motto von Elena, die eine andere geworden ist, seit sie sowohl die bedingungslose Leidenschaft Leonardos als auch die Sicherheit ihrer Beziehung zu Filippo verloren hat. Jeden Abend geht Elena aus, jede Nacht verbringt sie mit einem anderen Mann. Aber das ist nichts als der unglückliche Versuch, eine innere Leere zu füllen, die Elena nicht ignorieren kann. Denn selbst beim Sex findet sie nicht mehr die Lust, die sie mit Leonardo genossen hat. Nur ihre Kollegin Paola und der junge Martino, der eine Schwäche für Elena hegt, können sich noch daran erinnern, wie sie war, bevor sie sich selbst verlor. Als Elena einen Unfall erleidet und ins Krankenhaus kommt, beschließt Leonardo jedoch, die einzige Frau, die ihn je dazu gebracht hat, die Kontrolle zu verlieren, vor sich selbst zu retten. Deshalb bringt er sie auf die Insel Stromboli, seine alte Heimat, wo sie dank seiner leidenschaftlichen Liebe wieder gesundet – körperlich und seelisch. Beiden ist klar, dass sie nicht ohne einander sein können. Doch Leonardos Vergangenheit droht erneut ihr Glück zu zerstören ...

Informationen zu Irene Cao
und weiteren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Irene Cao

Ich will
dich

Erotischer Roman

Aus dem Italienischen
von Judith Schwaab

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Io ti voglio«
bei Rizzoli, Mailand.
Das Kahlil-Gibran-Zitat stammt aus: Gibran, Kahlil, *Der Prophet*.
Übersetzt von Giovanni und Ditte Bandini,
Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2008, S. 17 ff.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Oktober 2014
Copyright der Originalausgabe:
© 2013 RCS Libri S.p.A., Milano
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagfoto: getty images/Dimitri Otis; FinePic[®], München
BH · Herstellung: Str.
Satz: omnisatz GmbH, Berlin
ISBN: 978-3-641-13080-0
www.goldmann-verlag.de

Für jenen Mann

Mit einem Klicken fällt die Tür von Zimmer 405 ins Schloss. Drinnen schiebt mein Begleiter die Magnetkarte in den vorgesehenen Schlitz, worauf sämtliche Lampen angehen und das Zimmer in grellweißes, unangenehm blendendes Licht tauchen.

Hektisch knipst er jede einzelne, bis auf die kleine auf dem rechten Nachttischchen, von Hand aus. Ihr Licht ist wie eine helle Insel in der tiefen Finsternis des Zimmers, stimmungsvoll und warm. Der Mann setzt sich auf die Bettkante, streckt einen Arm aus und dimmt das Licht noch ein wenig herunter.

»So ist's besser.« Er sagt es betont beiläufig, doch ich weiß, dass das Verlangen in ihm bereits lodert. Mir geht es genauso.

Ich nicke. Stehe steif im Raum, gleich bei der Tür.

Er schaut mich an. In seinen feuchten Augen schimmert ein weiches Licht – und ich glaube, darin ertrinken zu können. Jetzt steht er vom Bett auf und kommt auf mich zu. Er packt mich an den Haaren, zieht meinen Kopf nach hinten und beginnt mich leidenschaftlich zu küssen.

Ich lasse die Handtasche auf den Parkettboden fallen und erwidere seinen Kuss. Ich spüre meine Gier, meine Lust, spüre die Hitze seines Körpers, seinen Speichel, die Großzügigkeit, mit der er mir seinen Körper darbietet.

Es geht los.

Wieder beginnt eine Nacht wie in Trance, eine Nacht

der Lust und der Begierde, wie so viele andere Nächte, die ich schon lange nicht mehr zähle: Zu groß ist die Anzahl dieser Begegnungen, zu verschieden sind sie und doch auf geradezu sinnlose Weise gleich.

Er ist mein neuer Liebhaber, und ich kenne ihn erst seit ein paar Stunden. Ich weiß nur, dass er Giulio heißt, aus Mailand kommt und Schauspieler ist. Genauer gesagt, würde er gerne einer *werden*. Kennengelernt – wenn man das so nennen kann – haben wir uns heute Abend im *Goa*, einer Diskothek, die jeden Freitag mein zweites Zuhause ist. Kaum hatte ich einen Fuß auf die Tanzfläche gesetzt, ließ er mich keine Minute mehr aus den Augen. Wir haben bis zum Umfallen getanzt, ich machte mir einen Spaß daraus, ihn zu reizen, und mein Plan ging auf: Er wich mir nicht von der Seite und umgarnte mich nach allen Regeln der Kunst – ein sehr eindeutiges und höchst erotisches Spiel. Die Freundinnen, mit denen er gekommen war, warfen sich neidische und abfällige Blicke zu, doch das konnte mich nicht von ihm abbringen, sondern hat mich nur noch mehr erregt und angestachelt.

»Warum suchen wir uns nicht ein ruhigeres Plätzchen?«, fragte mich Giulio dann an einem bestimmten Punkt. Und so sind wir hier gelandet, im Zimmer 405 des Hotels *Duca d'Alba*. Alles auf Spesen der Produktionsfirma seines Films, eines Krimis, in dem er eine kleine Rolle spielt.

Meine Hände wühlen sich wild in seinen blonden Haarschopf. Giulio schiebt mich zu dem Wandschrank und hebt mein Bein an, knickt es ab; mein Knie drückt

gegen seine Hüfte. Gierig umschlingen sich unsere Zungen, sie brennen, züngeln in immer wilderem Takt. Dann gleitet er nach unten, versenkt den Kopf zwischen meinen Beinen, unter den Minirock, presst die köstlich stoppeligen Wangen zwischen meine Schenkel. Ganz langsam bahnt sich seine Zunge einen Weg in meinen Slip, zieht eine feuchte Bahn. Ich bin klatschnass, und sein Mund ist so verflucht ungeduldig. Zu ungeduldig für meinen Geschmack.

Ich packe seinen Kopf und drücke ihn weg, bringe Giulio dazu aufzustehen. Doch er lässt sich nicht entmutigen und reißt mir mit einem entschlossenen Ruck den Rock vom Leib, sodass ich unten nur noch in Stringtanga, halterlosen Strümpfen und hochhackigen Stiefeln vor ihm stehe. Dann beginnt er mir die Bluse aufzuknöpfen, lässt die Finger unter meinen BH gleiten und macht sich an meinen Brustwarzen zu schaffen. Ich strecke die Hand nach dem Reißverschluss seiner Jeans aus und lege sie auf seinen Schwanz. Ich spüre, wie hart und groß er ist. Dabei schaue ich Giulio ins Gesicht, ohne ihn wirklich anzusehen – meine Augen sind zu müde und vom Alkohol geschwollen. Mit noch größerer Entschlossenheit drücke ich ihn aufs Bett hinab und bringe ihn dazu, sich zu setzen. Heute Abend führe ich das Kommando.

»Zieh dich aus«, befehle ich ihm.

»Okay.« Er lächelt, bindet sich in aller Ruhe die Schuhe auf. »Ich mag das, wenn eine Frau mir sagt, wo's langgeht.«

Gehorsam beginnt er sich zu entkleiden: Zuerst die

Schuhe und Strümpfe, dann zieht er sich das Hemd über den Kopf und sitzt schließlich mit nacktem Oberkörper vor mir. Er ist sehr schlank, hat aber ein beachtliches Sixpack aus knackigen Muskeln, die seinen Brustkorb umschließen wie eine Rüstung. Er schaut mich mit diesen Augen an, die ihm fast überzugehen scheinen, und zieht dabei ganz langsam den Gürtel aus den Schlaufen, legt ihn sachte neben sich aufs Bett.

Ich befreie ihn aus seiner Jeans, indem ich an den Hosenbeinen ziehe, und lasse die Hose neben meinen Rock auf den Boden fallen. Dann greife ich nach dem Gürtel, packe ihn fest mit der Hand und lasse ihn wie eine Peitsche durch die Luft schnalzen. Als die Schnalle auf dem Boden auftrifft, fängt sie blitzend das weiche Licht vom Bett auf und durchbricht die Stille mit einem metallischen Klirren. Giulio trägt ein amüsiertes Grinsen auf den Lippen; er scheint sich wirklich wohlzufühlen, und mir geht es ebenso. Jetzt sind wir beide bereit für das Spiel.

Ich stelle mich zwischen seine Beine, eingeklemmt zwischen seinen Knien, und beginne ganz langsam mit der Kante des Gürtels über seine nackte Haut zu streichen. Vom Hals lasse ich das Leder genüsslich über den Brustkorb gleiten, male einen Kringel um die Brustwarzen, komme schließlich zum Bauchnabel. Dann fahre ich wieder hoch, diesmal noch langsamer. Das kitzelt ihn, denn seine Haut zieht sich zusammen, das raue Leder ist wie eine köstliche Qual auf der weichen Haut. In seinem Blick liegt nackte Lust. Ich schlinge ihm den Gürtel um den Hals, schließe die Schnalle, als wäre

es ein Halsband. Das dunkle Leder auf der hellen Haut sieht seltsam aus, wie eine schwarze Schlange mit einem Kopf aus glänzendem Metall. Es erregt mich sehr, ihn so zu sehen.

»Was hast du vor?«, flüstert Giulio, während ich mich erhebe. Jetzt lodert ein Feuer in seinen aquamarinblauen Augen. Er öffnet meinen BH, nähert sich einer meiner Brustwarzen, die sich direkt auf Höhe seines Mundes befinden, und umkreist sie mit der Zunge.

»Psst, das wirst du gleich sehen«, flüstere ich zurück und drücke ihn gegen das Kopfende des Bettes.

Ohne Giulio auch nur einen Moment lang aus den Augen zu lassen, ziehe ich mir im Stehen einen Strumpf aus, hebe Giulios linkes Handgelenk, schlinge den Strumpf darum und mache einen lockeren Knoten. Das Gleiche mache ich mit dem rechten Handgelenk und binde die beiden Enden der Strümpfe an das schmiedeeiserne Kopfende des Bettes. Ich ziehe den Knoten bis zur Schmerzgrenze fest. Das Nylon der blickdichten Strümpfe dehnt sich gefährlich, reißt jedoch nicht. Dann reiße ich ihm die Boxershorts brutal vom Leib, mit der gleichen Kraft, mit der es auch ein Mann tun würde.

So lasse ich ihn liegen, nackt und wehrlos, und gehe langsam auf das Tischchen in der Ecke zu. Ich gieße mir in aller Seelenruhe ein Glas Scotch ein; Giulio beachte ich nicht weiter. Ich spüre die Erregung, die in ihm wächst, spüre, wie sein Herz schneller schlägt, wie das Blut in seinen Schläfen pulsiert. Ich atme tief ein und aus. In meiner Brust brennt ein Feuer, das ich nicht mehr

löschen kann. Vielleicht bin ich gerade dabei, eine Grenze zu überschreiten, doch das ist mir egal; heute Nacht bleibt keine Zeit und kein Raum, um darüber nachzudenken. Heute Nacht zählt nur die Lust.

»Und ich?« Giulio betrachtet mich wie ein Tier im Käfig. »Gibst du mir nicht ein bisschen davon ab?«, bettelt er.

»Erst schauen wir mal, ob du dich gut benimmst«, erwidere ich.

Er schüttelt traurig den Kopf, aber ich weiß, dass ihm dieses Spiel gefällt.

Ich packe den Schreibtischstuhl und ziehe ihn an den Rand des Bettes. Das Glas stelle ich lässig daneben auf den Boden, dann setze ich mich und schaue ihn an, strecke ein Bein nach seinem Brustkorb aus. Langsam wandert mein Fuß über seine Haut, massiert mit den Zehen seinen steifen Schwanz. Jetzt wühlen sich meine Zehen in sein Brusthaar und fahren dann ganz langsam nach oben, streifen seinen Hals, lieblosen seinen Mund.

Giulio macht den Hals lang und folgt mit der Zunge der Wölbung meines Fußes, dort, wo die Haut am zartesten ist. Mein Fuß reckt sich ihm entgegen, er sucht seine Berührungen, seine Zärtlichkeiten; langsam gleiten meine Zehen zwischen seine Lippen, lassen sich besaugen ... rein und raus, unendlich viele Male. Winzige Stromstöße beginnen mein Bein hochzuzucken, bis zu meiner Möse, doch hier bleiben sie nur an der Oberfläche, weiter gehen sie nicht. Tief in meinem Inneren empfinde ich nichts.

»Gut«, flüstere ich drängend. Ich spüre nichts, aber er

macht seine Sache gut, das muss ich zugeben.

Ich hebe das Glas vom Boden auf und gebe ihm zu trinken.

»Danke«, sagt er und fährt sich mit der Zunge über die Lippen.

»Das hast du dir verdient«, antworte ich mit samtweicher Stimme.

Dann richte ich mich plötzlich auf, kippe dabei den Stuhl nach hinten um und steige aufs Bett, nehme rittlings auf ihm Platz. Meine Zunge, die nach Scotch schmeckt, erwacht zu neuem Leben und gleitet langsam über seine Haut, vom Hals bis zum Nabel, hinauf und hinab. Ich lecke ihn gern. Er riecht gut, nach Armani Code, oder vielleicht auch nach Gucci Guilty. Ich bedecke seinen Bauch mit Küssen, zuerst ganz zärtlich, dann plötzlich aggressiver, als hätte mich eine Tarantel gebissen.

Sein Atem geht schneller, so erregt ist er jetzt. Die Haut unterhalb seines Nabels ist erwartungsvoll gespannt. Ich packe seinen Schwanz und streiche damit über den Spitzenbesatz meines Höschens, zuerst ganz langsam, dann immer schneller. Ich suche meine Lust, indem ich ihm Lust bereite. Ich streife meinen Slip ab und lasse es zu, dass er ein paar Momente lang in meine feuchte Möse eindringt.

Dann entziehe ich mich wieder, mache seinen Schwanz mit ein wenig Speichel feucht und nehme ihn zwischen meine Lippen. Giulio entfährt ein erstickter Seufzer. Ich lasse ihn wieder los, lege ihm eine Hand auf den Mund, während ich mit der anderen meine feuchten

Schamlippen spreize, mir den Finger hineinstecke und ihn genüsslich an der weichen Innenhaut meiner Möse entlanggleiten lasse. Mein Blut ist am Kochen, doch mein Herz bleibt kalt. Ich bewege mich auf und ab, doch ich spüre nichts. Ich packe den Gürtel, den ich ihm um den Hals gebunden habe, und ziehe ihn ein wenig zu, als wollte ich ihn erwürgen. Ein erstaunter Ausdruck blitzt in Giulios Gesicht auf, an seiner Schläfe pocht eine Ader, aber es gefällt ihm, ich sehe, wie erregt er ist. Trotzdem spüre ich immer noch nichts. Nichts außer einer leichten Benommenheit – heute Abend habe ich eindeutig zu viel getrunken.

Jetzt strecke ich die Hand aus und knipse die Nachttischlampe aus. Im Dunkeln fühle ich mich sicherer. Von draußen dringt nur ein schmaler Lichtstreifen durch die Jalousien und malt eine Linie an die Wand oberhalb des Bettes. Ich fixiere sie, um meinem Blick eine Richtung zu geben. Giulio ist jetzt in mir, und doch fühlt es sich an, als wäre ich allein. Ich spiele ihm einen Orgasmus vor, weiß aber nicht, ob ich es für ihn tue oder für mich.

Ich lasse es zu, dass er in mir kommt, dann löse ich mich von ihm und gleite vom Bett. Und in diesem Moment begreife ich wie durch einen Nebel hindurch: Ich werde das alles nur genießen können, wenn ich jetzt einfach gehe und ihn gefesselt hier liegen lasse. Das mag ein rein sadistischer Genuss sein, aber wenigstens hat er auch eine unterhaltsame Seite. Vielleicht habe ich laut darüber nachgedacht, denn Giulio scheint etwas zu ahnen.

»Elena?«, ruft er in einem Anflug von Panik, während ich im Dunkeln meine Klamotten zusammensuche, die überall auf dem Teppich verstreut sind.

Ich antworte nicht.

»He, Kleines, was machst du denn? Wo bleibst du?« Seine Stimme hat sich tatsächlich leicht verändert.

Kleines? Wir kennen uns seit fünf Stunden, und schon nennt er mich »Kleines«? Glaubst er, er sei schon am Set seines Films, oder was? Ich höre, wie Giulio versucht, sich aus seiner Fessel zu befreien, aber es gelingt ihm nicht. Meine Strümpfe lassen mich nie im Stich.

»Ich bin hier«, flüstere ich, »aber gleich werde ich nicht mehr da sein.«

»Verdammt noch mal, Elena!« Ich höre, wie das Kopfende des Bettes gegen die Wand knallt. »Du kannst mich doch nicht so liegen lassen!«

Ich ziehe meinen Slip an und schalte das Licht ein. Giulio versucht vergeblich, die Strümpfe mit den Zähnen zu zerreißen. Ein schwaches Lächeln dämmert auf meinem Gesicht.

»Na komm schon, Kleines, bind mich los«, bettelt er. »Da gibt's wirklich nichts zu lachen.« Er wirft mir einen finsternen Blick zu. Unglaublich, er hat immer noch eine Erektion. »Heute Morgen drehen wir die letzte Szene. Ich muss um sechs am Set sein.« Aus dem Augenwinkel blickt er auf den Wecker auf dem Nachtkästchen. Er zeigt vier Uhr. »Jetzt bind mich endlich los, verdammt noch mal!« Giulios Stimme ist jetzt schrill und fistelig.

»Schreist du so in der Szene, wo du umgebracht wirst?«, frage ich mit einem Hauch Sarkasmus.

Jetzt tut er mir beinahe leid. Berühmt geworden ist er durch eine Pralinenwerbung, und kaum hat er diese winzige Filmrolle ergattert, führt er sich auf, als wäre er für den Oscar nominiert. Ich bin ernsthaft in Versuchung, ihn wirklich dort liegen zu lassen, doch dann drehe ich mich noch einmal um und beschließe, Gnade walten zu lassen.

»Beruhig dich«, sage ich bestimmt. Langsam gehe ich auf ihn zu, steige rittlings auf ihn, hebe ihm den Gürtel über den Kopf und binde ihn los, indem ich zuerst den einen und dann den anderen Knoten in den Strümpfen löse. »Na also!«, verkünde ich, zucke mit den Achseln und bin im selben Moment vom Bett gestiegen.

»Von wegen, du Schlampe ...« Unsanft werde ich von hinten gepackt; brutal greift Giulio mir in die Haare. »So einfach kommst du mir nicht davon. Das wirst du mir büßen.« Aus seiner Stimme klingt eine Mischung aus Wut und Begierde.

Ich weiß nicht, warum, aber die animalische Wildheit seines Angriffs provoziert und erregt mich. Mit einer einzigen entschiedenen Bewegung drückt Giulio mich gegen die Wand, reißt mir von hinten den Slip herunter und schiebt mir einen Fuß zwischen die Beine, um sie zu spreizen. Dann drückt er sich gegen meine Hüften, beugt mich nach vorne und rammt seinen immer noch steinharten Schwanz in mich. Jetzt kommt er mir fast noch größer vor als vorhin, aber vielleicht kann ich meinen Sinnen auch nicht mehr recht trauen. Mit einem einzigen wütenden Stoß ist er in mir drin und füllt mich komplett aus. Giulios Wildheit macht mich unwillkürlich

heiß. Wie fest sich seine Hände auf meine Brüste legen! Wie er die Zähne in meinem Hals vergräbt! Er stöhnt vor Lust, und ich zwingen mich dazu, so zu tun, als wäre es für mich genauso erregend, während ich mit den Händen verzweifelt gegen die Wand schlage. In diesem Moment packt Giulio mich entschlossen bei den Gesäßbacken, gleitet aus mir heraus und stößt dann umso heftiger wieder zu, so fest, dass ich schreie. Doch ich empfinde immer noch keine Lust. Seit jener letzten Nacht mit Leonardo weiß ich nicht mehr, was Begehren ist. Als er vor sieben Monaten wegging, blieb mein Körper leer und stumm zurück, und seitdem gibt es nichts mehr, was mich erregen oder mein Blut in Wallung bringen könnte.

Einen Moment lang hält Giulio inne. »Na, was ist? Willst du noch mehr?«, knurrt er an meinem Ohr.

»Ja, bitte. Ich will kommen«, murmele ich atemlos. In Wirklichkeit will ich nur, dass diese Qual endet.

Er stößt einen kehligen Laut aus und wird schneller, stößt tiefer und heftiger und schneller, bis zum Ende: Dann ist es vorbei, ich kann mich losmachen und sinke erschöpft zu Boden. Alles dreht sich um mich; mein Magen revoltiert.

So verharre ich noch einen Moment, während sich Giulio in Lichtgeschwindigkeit anzieht. In Gedanken ist er offenbar bereits am Drehort. Er ist ganz in sich versunken wie ein Kind, das auf einen Schlag das Interesse an seinem Spielzeug verloren hat. Wie ich ihn so betrachte, macht sich eine seltsame Mischung aus Zärtlichkeit und Verachtung in mir breit, doch im Grunde empfinde ich gar nichts für ihn, so wie ich für keinen der

Männer, mit denen ich nach Leonardo zusammen gewesen bin, etwas empfunden habe. Keinem von ihnen ist es gelungen, meinen Körper in Schwingung zu versetzen, wie Leonardo das konnte. Keiner von ihnen bereitete mir Lust, und keiner brachte mein Herz wieder zum Schlagen, das seither nur noch träge pumpt, weil man ihm seine Liebe entrissen hat.

Jetzt zieht Giulio mich mit einem Ruck an sich und sucht mit heißen Lippen meinen Mund. Schließlich fährt er sich ein letztes Mal durchs Haar und öffnet die Tür.

»Es war ein fantastischer Abend, Elena. Ich hoffe, wir sehen uns wieder. Meine Nummer hast du. Ruf mich an.«

»Klar«, antworte ich und senke den Blick. Doch wir wissen beide, dass ich ihn nicht anrufen werde: Hier, an diesem anonymen Ort und in diesem Augenblick, ist unsere Geschichte zu Ende.

Wir verlassen gemeinsam das Hotel und verabschieden uns auf der Straße.

Schwankend und mit schwerem Kopf setze ich mich in Bewegung und bringe gerade noch die Kraft auf, mir ein Taxi nach Hause zu rufen.

Am Campo de' Fiori steige ich aus, um ein paar Schritte zu gehen, mir die frische römische Nachtluft um die Nase wehen zu lassen und meinen Magen zu beruhigen, in dem sich ein flaues Gefühl breitgemacht hat. Wenigstens einen Augenblick lang verspüre ich Erleichterung, dann ist die Übelkeit jedoch wieder zurück, gnadenlos und mit Macht. Ich sehe doppelt. Ich bin sturzbetrunken wie schon an so vielen Abenden in letzter Zeit.

Warum habe ich mich nur wieder so gehen lassen?

Der Grund liegt auf der Hand. Auszugehen und mich mit Alkohol und wildem Sex zu betäuben ist die einzige Methode, die ich gefunden habe, um mit dem Gefühl der Leere halbwegs umgehen zu können, das Leonardo in mir zurückgelassen hat. Die wenigen Monate ohne ihn kommen mir wie ein ganzes Leben vor, und ehe ich mich wehren kann, stürmen die Erinnerungen wieder auf mich ein: Leonardo, der mir sagt, dass er mich liebt; meine Trennung von Filippo; die Nachricht, dass Leonardo eine Frau namens Lucrezia hat, die ohne ihn nicht sein kann. Und dann meine Verzweiflung darüber, alles verloren zu haben. All diese Gedanken tun unendlich weh. Zu weh. Und genau deshalb habe ich sie mir seit geraumer Zeit versagt. Es hilft nur, jede Erinnerung zu verdrängen und zu versuchen, ein neues Leben aufzubauen – ein chaotisches, fieberhaftes Leben ohne Sinn, aber wenigstens eines, das auf die Zukunft gerichtet ist.

Ich hole mehrmals tief Luft, um gegen die Übelkeit anzukämpfen, die immer wieder in mir hochsteigt, und schaue nach oben in den Himmel. Es ist eine wunderbare Frühlingsnacht und der Mond nur eine schmale Sichel, die sich am gewaltigen Firmament zu verlieren scheint. Ich überquere den Campo de' Fiori; zu dieser Uhrzeit ist er eine magische Oase der Stille. Bislang hat nur ein einziger Stand geöffnet, der bereits Stunden vor der Öffnung des Marktes am Morgen seine Waren feilbietet. Ich beeile mich, denn jetzt muss ich endlich aus den hochhackigen Stiefeln heraus und ins Bett.

Ich wohne immer noch bei Paola. Mittlerweile wundert sie sich zwar nicht mehr, wenn ich erst mitten in der Nacht nach Hause komme, aber in letzter Zeit macht sie sich Sorgen um mich, weil ich auch bei der Arbeit nichts mehr zustande bringe. Doch Paolas Paranoia lässt mich kalt, weil sie längst begriffen haben müsste, dass ich trotz allem nichts Schlimmes tue und sehr wohl noch in der Lage bin, mich um mich selbst zu kümmern.

Während ich die Treppe hochsteige, kann ich nur mit Mühe das Gleichgewicht halten, und jede Stufe ist wie die mühsame Etappe eines Klettersteigs, den ich nur mit letzter Kraft erklimmen kann. Die Übelkeit wird immer schlimmer – jetzt dreht sich alles, und ich schwanke noch stärker als vorhin.

Als ich auf unserer Etage angekommen bin, muss ich mich erst einmal vergewissern, dass ich auch wirklich vor der richtigen Tür stehe. Auf dem Klingelschild steht CECCARELLI. *Okay, dann habe ich's mal wieder geschafft*, denke ich erleichtert und nehme das Schlüsselloch ins Visier. Nach einigen Anläufen gelingt es mir tatsächlich, den Schlüssel hineinzustecken und zu öffnen. Aufatmend schlüpfte ich in die Wohnung, als mir die Klinke aus der Hand rutscht und die Tür mit einem lauten Rums ins Schloss fällt. *Verflixt und zugenäht! Das hat mir gerade noch gefehlt, dass Paola wach wird ...*

Unbeholfen ziehe ich mir die Stiefel aus, um weniger Lärm zu machen, und schleiche auf Strümpfen durch den Flur. Nur mit Mühe den Brechreiz unterdrückend halte ich aufs Badezimmer zu und stolpere dabei fast über den steinernen Türstopper in Form einer Katze. »Autsch!

Verflucht noch mal!«, entfährt es mir, lauter als beabsichtigt. Mit schmerzverzerrtem Gesicht halte ich mir die Zehe. *Diese bescheuerten Katzen!* Sie sind überall in der Wohnung verteilt, und momentan sehe ich dermaßen verschwommen, dass es schon an ein Wunder grenzt, dass ich mich überhaupt auf den Beinen halten kann.

Noch ein letzter Schritt, und ich stehe im Bad. Endlich, ich dachte schon, ich schaffe es gar nicht mehr. Während ich im Dunkeln nach dem Lichtschalter am Spiegelschrank taste, werfe ich eine Flasche Chanel Nr. 5, Paolas Parfüm, zu Boden. Mit ohrenbetäubendem Klirren zerschellt sie auf dem Boden, überall ist Flüssigkeit, ein intensiver Parfümgeruch breitet sich aus, steigt mir von der Nase direkt in den Kopf und von dort aus hinunter in den Magen ... Eine Katastrophe! Jetzt ist alles zu spät, ich weiß es, gleich kommt es mir hoch ...

»Was ist denn eigentlich hier los, verdammt noch mal!« Paola erscheint im Morgenrock auf der Schwelle zum Bad, ihre Haare sind zerzaust. Sie reibt sich die Augen und schaut mich vollkommen entgeistert an. »Elena, alles in Ordnung mit dir?«

»Ich kauf dir eine neue Flasche Parfüm«, lalle ich, halte mich mit einer Hand am Waschbecken fest und atme tief durch.

»Du bist ja ganz grün im Gesicht«, sagt Paola besorgt und kommt auf mich zu. »Wie viel hast du denn getrunken?«

»Immer mit der Ruhe ... alles in Ordnung.« Ich strecke schwankend eine Hand aus, um mir Paola vom Leib zu

halten. »Ich schaff das schon allein.« Mir bricht der kalte Schweiß aus.

Urpötzlich spüre ich, wie mir eine heiße Welle vom Magen in die Kehle hochschießt. Meine Knie geben nach, mein Magen ist in Aufruhr. Instinktiv schlage ich die Hand vor den Mund, aber ich weiß schon, dass es nicht mehr reichen wird, weil mein Körper den Ekel, den er den ganzen Abend in sich hineingefressen hat, nicht mehr länger bei sich behalten kann. Ich beuge mich vornüber und übergebe mich ins Waschbecken.

»Ach du liebe Zeit!« Paola stützt mich und hält mir die Stirn, und als es scheint, als hätte ich das Schlimmste hinter mir, führt sie mich behutsam zum Klo. Während sie mir mit einer Hand die Haare aus dem Gesicht streicht, kommt es mir noch einmal hoch. Würgend und stöhnend kotze ich in die Schüssel. *Wie lange soll das bloß noch gehen?*

Ich schäme mich, fühle mich beschissen und nutzlos, wie ein alter Lappen, und empfinde in diesem Moment nur eine tiefe Abscheu für mich selber. Ich breche auf dem Boden zusammen und schaue mit verwirrter Miene und einem etwas dusseligen Grinsen zu Paola empor. Dann fange ich an zu zittern. Darauf bedacht, dass ich mich nicht besudele, lehnt sie mich vorsichtig an die Badewanne und wischt mir den Mund mit einem angefeuchteten Handtuch ab. In ihren Händen bin ich willenlos und lasse alles über mich ergehen. Nebenbei werfe ich einen Blick in den Spiegel. Meine Lippen sind blass, ich sehe aus wie ein krankes, fieberndes kleines Mädchen. Paola wischt mir die Stirn sauber. Ich schenke

ihr einen etwas geistesabwesenden, aber dankbaren Blick, so wie ich ihn manchmal an den Obdachlosen beobachte, die mir nachts auf der Straße begegnen.

»Elena ...« Paola schüttelt den Kopf. Aus ihrer Miene sprechen Anteilnahme und Tadel. »Was bringt es denn, dass du dich so gehen lässt?«

Das weiß ich, ehrlich gesagt, auch nicht. »Es war wirklich ein schöner Abend, ich hab mich königlich amüsiert«, hauche ich, dann verlassen mich erneut die Kräfte, und ich muss mich an der Wand über der Wanne abstützen.

Paola zieht mich hoch und schleppt mich unter Aufbietung aller ihrer Kräfte in mein Zimmer. Dort hilft sie mir beim Ausziehen und steckt mich ins Bett. Mir ist immer noch schlecht, und eisige Schauer laufen mir in Wellen über den Rücken. Paola zwingt mich dazu, ein Stück Brot zu essen, um meine Magensäfte etwas zu beruhigen, bringt meine Laken in Ordnung und setzt sich neben meinen schlaffen Körper ans Bett. Sie schaut sich um und schüttelt den Kopf. In meinem Zimmer herrscht absolutes Chaos; schlimmer könnte es auch bei einem Teenager in der schlimmsten Phase seiner Pubertät nicht aussehen. Überall auf dem Teppich verstreut liegen After-Eight-Schachteln, auf den Regalen gähnen leere Cola- und Bierflaschen, während die Schreibtischplatte mit dem Inhalt einer umgekippten Schachtel Kellogg's-Chocos übersät ist. Überall zerknüllte Klamotten, BHs und Höschen ... das gleiche Chaos, das auch in meinem Inneren herrscht.

Wenn sie so neben mir am Bett sitzt, erinnert mich

Paola an meine Mutter – wie sie sich in meiner Kindheit um mich kümmerte, wenn ich krank war und den Tag im Bett verbringen musste. Und sie schaut auch genauso vorwurfsvoll wie meine Mutter, als sie mich mustert. »Das ist jetzt schon das zweite Mal diese Woche. Du sagst, dass du dich amüsierst, aber wenn man dich so sieht, hat es eher nicht den Anschein.«

Ich nicke auf ihre rhetorische Frage, spüre, wie mir langsam die Augen zufallen, und beschließe, so zu tun, als würde mich der Schlaf übermannen. Eine Gardinenpredigt kann ich momentan gar nicht gebrauchen, auch wenn ich in meinem tiefsten Inneren weiß, dass meine Mitbewohnerin Recht hat.

Paola streicht mir eine Haarlocke aus der Stirn und fährt fort: »Du wirfst dich weg, Elena. Ich würde mir so sehr wünschen, dass du das endlich begreifst. Ich weiß, dass du es nicht hören willst, aber ich sag es dir trotzdem ...«

Ich verstecke mich immer noch hinter meinen geschlossenen Lidern. Vielleicht stimmt es ja, dass ich mich wegwerfe – na und? Mich wegzuwerfen ist für mich eine Erleichterung, eine Art Selbstbefreiung und die Garantie dafür, dass ich nicht vollkommen verrückt werde, weil ich mich endlich leichter und unbeschwerter fühle. Nach der Trennung von Leonardo habe ich so sehr gelitten, dass ich manchmal das Gefühl hatte, es nicht länger ertragen zu können. Aber egal, wie groß der Schmerz ist – irgendwann kommt der Punkt, an dem auch der größten Traurigkeit die Puste ausgeht. Dafür bleibt jedoch eine Leere zurück, die noch schlimmer ist als der Schmerz. Und um diese Leere zu füllen, habe ich

begonnen, all das im Übermaß zu genießen, was das Leben so zu bieten hat – Sex, Essen, Alkohol –, auch wenn ich sehr wohl weiß, dass mir das, was ich mir nehme, nie genug sein wird.

»Heute habe ich mit Ricciardi gesprochen«, sagt Paola vorsichtig. »Er ist nicht sauer auf dich, und wenn du dich entschuldigst und ihr euch aussprecht, kannst du vielleicht wieder für ihn arbeiten.«

»Das Arschloch«, murmele ich mit widerwillig verzogenem Gesicht und erwache einen Moment lang aus meinem vorgetäuschten Koma, bevor ich wieder in Lethargie versinke.

Ricciardi ist der Leiter der Restaurierungsabteilung der Villa Medici. Nach dem Ende unserer Arbeit in San Luigi dei Francesi hatte Padre Sèrge Paola und mich, wie versprochen, weiterempfohlen, und wir wurden in Ricciardis Team aufgenommen. Doch bei mir war es Abneigung auf den ersten Blick – ich konnte diesen vierschrötigen Korinthenkacker nicht ausstehen, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Ganz im Gegenteil. Er hat ständig etwas an mir auszusetzen, bloß weil ich ein paarmal zu spät gekommen bin und einmal, nach einer durchgetanzten Nacht, ein Riesendurcheinander mit den Farben angerichtet habe. Na gut, professionell war das nicht – aber es ist mir immerhin nur ein einziges Mal passiert. Muss man da gleich solch einen Aufstand machen? Irgendwann ist mir dann endgültig der Kragen geplatzt, ich habe gekündigt und mit der Tür geknallt. Ich bin nicht mehr die Elena von früher, vor ein paar Monaten wäre ein solches

Verhalten für mich vollkommen undenkbar gewesen; dennoch habe ich es getan, und noch dazu mit einer gewissen Genugtuung. *Und jetzt soll ich auf den Knien vor ihm herumrutschen und ihn anflehen, mich wieder zu nehmen? Außerdem ist es gar nicht so schlecht, arbeitslos zu sein: Endlich habe ich genug Zeit, um nach Lust und Laune das zu tun, wonach mir gerade der Sinn steht. Ohne dass mir irgendjemand Vorschriften macht.*

Diese Meinung scheint Paola nicht zu teilen. »Ricciardi mag ja wirklich ein Arsch sein, aber du bist nicht unschuldig an der ganzen Situation. Du brauchst doch einen Job, Elena«, redet sie mit Engelszungen auf mich ein.

Verärgert wende ich den Kopf ab, die Augen immer noch geschlossen. *Jetzt reicht's!* Ich habe die Schnauze voll von der Leidensphilosophie, die mir Paola tagaus, tagein einzutrichtern versucht, und habe keine Lust mehr, mir auch nur ein einziges weiteres Wort von ihrem Geleiere anzuhören.

Liebe Paola, ich kann dein moralinsaures Gesülze nicht mehr ertragen. Ich weiß, ich hab dir das Bad vollgekotzt, hab dein Parfüm zerbrochen, hab mein Zimmer komplett zugemüllt – und irgendwie tut mir das auch alles leid –, aber warum musst du mich jetzt auch noch mit dieser Ricciardi-Geschichte quälen? Dass du dich Hals über Kopf in die Arbeit gestürzt hast, war dein persönliches Gegengift für den Schmerz, schufteten bis zum Umfallen ein Mittel, um Gabriella zu vergessen, deine Geliebte aus uralten Zeiten, und wenn ich dich so ansehe, scheint dein Konzept auch zu funktionieren ... Aber was soll ich

machen, wenn das für mich nicht so ist und ich mein Heil lieber im Vergessen und Verdrängen suche? Vielleicht ist es ja als Fluchtweg aus der Wirklichkeit weniger elegant, dem hemmungslosen Vergnügen zu frönen, okay, und vielleicht schlage ich gelegentlich ja auch wirklich über die Stränge, aber wenigstens fühle ich mich jetzt frei, ohne Komplexe, und muss mir vor allem keine Gedanken machen. Und jetzt halt endlich die Klappe, Paola, ich bitte dich, man wird doch das Recht haben, endlich in Ruhe zu schlafen, oder?

»Klar, Paola, ja ... mach, wie du denkst«, stoße ich mit letzter Kraft hervor, ziehe die Bettdecke über meinen Kopf und drehe mich um. »Aber jetzt brauch ich meinen Schönheitsschlaf.«

»Okay, Elena.« Ich höre, wie sie weggeht und die Tür sachte hinter sich schließt.

Ich vergrabe das Gesicht ins Kissen und denke an all die Exzesse der letzten Zeit zurück, an meinen fast manischen Freiheitsdrang, an meine verzweifelte Suche nach Genuss, nach Lust. Doch so sehr ich mich auch bemühe, ihn nicht zu spüren – der Schmerz ist immer noch dort, wo er seit dem Moment sitzt, als Leonardo ging. Eine bittere Träne kullert mir über das Gesicht. Ich weine um mich selbst, weine um den Schmerz, den ich mir mit Giulio und all den anderen Liebhabern, die ich mir in letzter Zeit gegönnt habe, zufügte. Ich hatte geglaubt, mich von den Gespenstern der Vergangenheit befreien zu können, doch stattdessen fühle ich mich leerer als je zuvor und unfähig, das zu genießen, wonach ich verrückt war, wenn ich es *mit ihm* machte: Sex. Ich

weiß, dass ich mein Problem nicht lösen werde, indem ich irgendwelche Männer benutze. Aber so wiege ich mich wenigstens in der Illusion, einen Funken Normalität wiederzufinden. Normalität, die mir momentan so ungreifbar erscheint. Früher oder später wird er schon auftauchen, der richtige Mann, versuche ich mir einzureden. Der Mann, der mir hilft, das kaputte Uhrwerk in mir wieder zu richten. »Der kommt schon noch, wart's nur ab!«, pflegt Gaia mir zu sagen. Und ich hoffe sehr, dass sie Recht hat.

Sie hat den Richtigen bereits gefunden. In einer Woche wird sie heiraten, und ich bin ihre Trauzeugin. Gaia Chinellato, die PR-Queen Venedigs, wird von Samuel Belotti, dem Rennrad-Champion, vor den Traualtar geführt. Keine Frage, es wird die Hochzeit des Jahres! Zu Beginn ihrer »Beziehung«, wenn man diese überhaupt so nennen konnte, hätte ich keinen Pfifferling darauf gegeben, dass die Sache zwischen ihnen hält, und doch ... und doch nehme ich morgen um zwölf Uhr mittags den Zug nach Venedig, und dann kommt Gaia, meine allerbeste Freundin, endlich unter die Haube!

Ganz allein im Dunkel meines Zimmers lächele ich vor mich hin. Auf einmal fühlt sich mein Körper nicht mehr ganz so schwer an. Der Morgen graut bereits, doch zum Glück bleibt mir noch genügend Zeit, um vor dem Großereignis wieder einigermaßen zu Kräften zu kommen.

Träum schön, Elena. Morgen gilt es wieder, eine kleine Schlacht zu schlagen.

Ich bin erst seit zwei Tagen wieder in Venedig, und schon hat mich die Stadt mit Haut und Haaren zurückerobert: Ich gehöre einfach hierher, spüre ich mit jeder Faser meines Körpers, da ist nichts zu machen. Wie eine schmachtende Schönheit liegt die Stadt auf den Gewässern der Lagune, ein Anblick, der jeden verhext, der sie zu lange betrachtet. Hier bleibt alles, wie es war – und nur das ewige Spiel der Gezeiten bringt Wandel.

Nach all den Monaten der Abwesenheit in meine Wohnung zurückzukehren war wie eine Umarmung, und die Erinnerung an all das, was früher war, weckt in mir eine bittersüße Mischung aus Glück und Melancholie. Es fühlt sich beinahe so an, als würde man sich ein zweites Mal in dieselbe Person verlieben. Zum Glück ist die Miete, die ich hier zahle, kaum der Rede wert, weshalb ich während meines Aufenthalts in Rom meine kleine Zufluchtsstätte in der Lagunenstadt nicht aufgeben musste.

Seit ich gegangen bin, haben die Räume leer gestanden. Nur meine Mutter war ab und zu hier, um Staub zu saugen und alles peinlich in Ordnung zu halten. Die Bücher, die CDs, meine Skizzenblätter, die Tagebücher in den Schubladen: Alles ist an seinem Platz, stelle ich zufrieden fest – auch wenn ich mir ziemlich sicher bin, dass sie hie und da einen Blick hineingeworfen hat, neugierig, wie sie ist.

Nichts hat sich verändert, selbst die Luft ist die gleiche. Manchmal habe ich das Gefühl, immer noch irgendwo Leonardos Duft zu spüren, obwohl mittlerweile über ein Jahr vergangen ist, seit wir es hier drinnen das letzte Mal getrieben haben. Vielleicht habe ich meine Gefühle für ihn ein wenig eindämmen können – die Erinnerung an ihn verfolgt mich jedoch immer noch wie ein Gespenst und mit derselben Macht wie vor einem Jahr. Wenn ich könnte, würde ich das alles löschen, würde tabula rasa machen, so wie in dem Film Vergiss mein nicht, den ich kürzlich wieder einmal gesehen habe; damals habe ich mir von ganzem Herzen gewünscht, es gäbe tatsächlich eine Methode, seine Erinnerungen umzuprogrammieren. Und ganz im Gegensatz zu Jim Carrey im Film würde ich nicht im letzten Moment doch noch zögern.

Es ist Unfug zu behaupten, dass man seinem Herzen nicht befehlen kann, denke ich unwillkürlich: Ich bin der beste Beweis: Meines habe ich gefesselt, geknebelt und eingesperrt, und dann habe ich einfach den Schlüssel weggeworfen. Mal sehen, was es jetzt noch anrichten kann ...

Nachts setzen die Katzen meiner Nachbarin Clelia wieder einmal alles daran, mir in Erinnerung zu rufen, dass alle Zeichen auf Frühling stehen. Auf dem Campo San Vio geht es zu wie im Wilden Westen, nur dass keine Büchsen knallen, sondern die rolligen Stubentiger mit ihrem Miauen und ihren Liebesschreien ein solches Getöse veranstalten, dass es bis in meine Wohnung zu hören ist. Seit Stunden wälze ich mich im Bett und

wünsche mir die Katzensammlung von Paola herbei, lauter schöne, vor allem aber stumme Tiere. Vergeblich habe ich im Halbschlaf in der anderen Betthälfte eine Hand zum Drücken gesucht oder einen Körper, an den ich mich schmiegen könnte. Vor allem nachts ist das Alleinsein schlimm. Dabei suche ich gar keine Liebe, mir genügt auch Sex. Gaia meint, eigentlich passe es gar nicht zu mir, Sex nur zum Selbstzweck zu betreiben, weil ich eigentlich ein romantisches Wesen sei ... Doch sie hat nicht kapiert, wie sehr mich die Liebe enttäuscht hat. Ich gehe ihr seitdem lieber aus dem Weg.

Jetzt bin ich unterwegs zu Gaia. Heute Abend haben wir, ihre Freundinnen, heimlich einen Junggesellinnenabschied für sie organisiert – mit allem, was dazugehört: Spielchen, Streiche und jede Menge ausgelassener Unfug. Gaia hat offenbar nicht den geringsten Verdacht geschöpft und glaubt, es handele sich um einen ganz normalen Mädelsabend.

Ich klinge an ihrer Haustür, und während ich die Treppe zu Gaias Loft hochsteige, sehe ich, wie sie Samuel Belotti aus der Tür schiebt, den Mann, der in vier Tagen ihr angetrauter Ehemann sein wird. Er klammert sich am Türsturz fest, um ihr noch rasch einen letzten Kuss zu rauben, was meiner besten Freundin allem Augenschein nach aber alles andere als unrecht ist.

Ich hüstele, um mich bemerkbar zu machen und die beiden Verlobten in ihrem leidenschaftlichen Geturtel zu unterbrechen.

»Oh, da kommt ja unsere Trauzeugin ...« Samuel dreht

sich um und schenkt mir ein Lächeln, das jeder Titelseite eines Hochglanzmagazins würdig wäre.

»Ich hab euch doch nicht gerade bei was unterbrochen, oder?«, frage ich mit Unschuldsmiene, und jetzt muss auch Gaia lachen.

»Samuel wollte sowieso gerade gehen«, antwortet sie gebieterisch und richtet wie zur Bekräftigung den Flammenwerfer ihrer Augen auf ihn. »Stimmt's?«, fragt sie kokett und gibt ihm noch einen leidenschaftlichen Zungenkuss. Die beiden scheinen sich lange in Enthaltsamkeit geübt zu haben.

»Fummelt nur weiter«, brumme ich grinsend und kehre ihnen demonstrativ den Rücken zu. Dabei bemerke ich, dass auf dem Treppenabsatz ein Typ mit ernster Miene, Falkenaugen, einem rasierten Schädel und einem Bluetooth-Kopfhörer im rechten Ohr steht. Das ist Belottis Manager. Er zuckt mit den Achseln und schaut mich leicht resigniert an. Wahrscheinlich hat er sich an das peinliche Schnäbeln der beiden schon gewöhnt.

»Bist du dir auch wirklich sicher, dass ich gehen soll?«, gurrte Samuel und legt Gaia eine Hand auf den Hintern.

»Ja!«, knurrt sie. Und ich weiß sehr gut, wenn es nicht unseren Mädelsabend gäbe, hätte sie nur allzu gerne weiter an diesen schmachtenden Lippen geknabbert. »Husch, husch«, flüstert sie dann entschlossen und scheucht ihn endgültig aus der Tür.

»Und dass ihr sie mir auch ja gut behandelt«, sagt Samuel grinsend in meine Richtung, als ahnte er etwas von dem, was Gaia gleich erwartet, wenn er aus dem Haus ist. »Lasst sie mir ganz, ja?«

»Keine Sorge.« Ich zwinkere ihm zu. »Und du übernimm dich heute Abend nicht bei den Damen!«, füge ich leise hinzu. Soweit ich weiß, haben seine Freunde für ihn nämlich einen Junggesellenabschied in Padua organisiert. Und ich schätze, dass auch da kein Auge trocken bleibt.

»Mir reicht schon eine«, murmelt er und wirft Gaia einen anzüglichen Blick zu. »Außerdem kann ich sowieso nicht über die Stränge schlagen: Morgen habe ich ein Zeitfahren«, sagt er wieder laut und mit stolzgeschwellter Brust.

»Na, dann toi, toi, toi«, antworte ich ihm mit einem Lächeln und betrete die Wohnung.

»Schatzi, du wirst gewinnen!«, schreit Gaia von drinnen.

»Darauf kannst du wetten!« Er wirft ihr noch eine letzte Kusshand zu und eilt dann die Treppe hinunter – dicht gefolgt von seinem Manager.

Seit Gaia im vergangenen Sommer verkündet hat, dass sie heiraten will, habe ich Samuel erst drei Mal gesehen, aber sie hat mir praktisch alles über ihn erzählt, sodass ich mittlerweile mit Fug und Recht behaupten kann, ihn so gut zu kennen, als wären wir alte Sandkastenfreunde. Samuel ist ein erfolgreicher Sportler, zäh und offenbar sehr ehrgeizig, und wenn er sich in den Kopf gesetzt hat, ein Rennen zu gewinnen oder die Frau seines Lebens zu erobern, dann kann ihn keiner aufhalten. Außerdem sieht er zum Umfallen gut aus: makellose männliche Züge, ein griechisches Profil, fleischige Lippen und so gerade, weiße Zähne, dass man bei jedem Lächeln sofort an

Zahnpastareklame denkt. Sein stark ausgeprägter venezianischer Akzent ist zwar ein wenig gewöhnungsbedürftig, aber seine Stimme ist tief und wunderschön. Er ist ein Typ, der weiß, wie man Frauen fasziniert, ohne sich die Sympathien der Männer zu verscherzen. Außerdem ist er auch noch wohlhabend: Er besitzt ein Loft in Monte Carlo, eine hochherrschaftliche Villa im Veneto und eine ganze Sammlung von Motorrädern, die er gefühlt jeden Monat um einen neuen Feuerstuhl erweitert. Bei einem Typen dieser Art würde man eigentlich mit einem krankhaft gesteigerten Ego rechnen, doch das kann man von Samuel nicht behaupten. Sicher, er ist überzeugt von sich, aber nicht so, dass es unerträglich wäre. Wie alle Menschen, die sich ihrer Begabung bewusst sind, ist er selbstsicher und extrovertiert, aber wenn er es ab und zu übertreibt, verzeiht man ihm das nur allzu gerne.

Nachdem ich ihn ein wenig besser kennengelernt habe – sagen wir, nachdem ich mit ihm geredet hatte –, habe ich die Vorurteile, die ich am Anfang gegen ihn hegte, ad acta gelegt und begriffen, dass es nur einen Grund gibt, warum er Gaia so lange hingehalten hat: seine zweite große Leidenschaft, das Radfahren. Was mich jedoch endgültig überzeugt hat, war Gaia selbst, die ich noch nie so entschlossen und verliebt gesehen habe wie jetzt. Im Nachhinein bin ich froh, dass ihre Wahl auf Samuel gefallen ist und nicht auf Brandolini: So märchenhaft ihre Beziehung zu dem venezianischen Grafen, meinem früheren Auftraggeber, auch gewesen sein mag – aufrichtige Liebe war dabei nie im Spiel. Wie auch

immer: Bei dieser Eheschließung bin ich mit vollster Überzeugung und mit Freuden Trauzeugin.

Als ich das Loft der beiden Turteltäubchen betrete, sehe ich, dass die anderen Mädels bereits da sind: Alessandra, Gaias jüngere Schwester, die in London lebt und seit zwei Jahren mit Kevin – einer Rasta-Version von Lenny Kravitz – verlobt ist, hantiert in der Küche mit einem Tablett voller Blätterteigteilchen. Valentina, Serena und Cecilia, alte Schulfreundinnen und alle drei eingefleischte Singles, sitzen auf dem Sofa, süffeln Bellini und knabbern Erdnüsse. Sie alle scheinen eine ausgiebige Sitzung beim Friseur und im Beauty-Salon hinter sich zu haben und glitzern in ihren Paillettenfummeln wie eine Schar Paradiesvögel. Ich selber weiß nicht, ob ich in meinen bequemen Jeans und dem Vintage-T-Shirt nicht ein wenig underdressed bin, bemerke aber, dass auch Gaia eher schlicht gekleidet ist. Immerhin habe ich mich zu meinen Highheels von Paciotti durchgerungen, die meinen Look mit Sicherheit deutlich aufwerten.

Die Idee zu dem Junggesellinnenabend war von Valentina. Sie ist eine Kollegin von Gaia und macht PR-Arbeit für mehrere Nachtlokale. Als sie erfahren hat, dass ich zur Hochzeit nach Venedig komme, hat sie mich auf der Stelle in die Organisation der Überraschungsparty einbezogen. Angesichts Gaias unbezwingbarer Neugier und meiner sprichwörtlichen Unfähigkeit, ausweichend auf Fangfragen zu antworten, war es nicht leicht, das Ganze vor ihr geheim zu halten, aber es ist mir gelungen, und so kann ich Vale, die mir zuzwinkert, mit stolzem

Nicken begrüßen.

Als wir bei der dritten Runde Aperitifs angelangt sind, klingelt es an der Tür.

»Wer ist das denn?«, fragt Gaia, die bei einer sterbenslangweiligen Schilderung ihres geplanten Brautoutfits unterbrochen wird.

»Ich geh schon«, sagt Valentina und stürzt zur Tür.

Wir hören, wie sie draußen mit jemandem plaudert.

»Ohoho! Da scheint es eine Lieferung für Signorina Chinellato zu geben«, sagt Valentina mit erhobener Stimme, damit auch alle sie hören.

Als sie zu uns zurückkehrt, hat sie eine riesige Tüte aus rosa Papier in der Hand. Mit der anderen reicht sie Gaia einen seltsam bunten Blumenstrauß.

»Was für schöne Blumen!«, rufen alle, während allgemeine Heiterkeit ausbricht. Statt aus Rosen besteht der Strauß nämlich aus fünfundzwanzig Spitzenunterhöschen, die zu Knospen zusammengerollt sind.

»Toll!«, ruft Gaia begeistert, zieht einen Tanga heraus und wedelt uns damit vor der Nase herum. Sie lacht wie eine Blöde. »Und in dieser Tüte da, was ist da drin? Muss ich mir Sorgen machen?«

»Überrrrrraschung!« Ich öffne die Tüte und ziehe einen nachgemachten Brautschleier heraus. Genauer gesagt ist es ein kleines Krönchen aus Strass, an dem ein fließendes Stück weißer Seide befestigt ist. »Du hast ja keine Ahnung, was dich heute Abend noch so alles erwartet!«, sage ich fröhlich und stülpe ihr das Ding auf den Kopf.

Gaia breitet die Arme aus und lächelt. »Na gut, dann macht mit mir, was ihr wollt. Ich weiß ja sowieso, dass ihr bloß neidisch seid, weil ich den geilsten Typen der Welt abbekomme!« Sie hebt in gespielter Resignation den Blick zum Himmel.

Ein kollektives »Buuuuhh!« erhebt sich vom Sofa, und Gaia schlägt sich die Hände vor den Mund, als hätte sie sich verplappert.

Indessen zaubere ich den restlichen Tüteninhalt hervor und fahre mit der Einkleidung der Braut fort: ein Bustier aus schwarzer Spitze und rosa Seide sowie ein Strumpfband mit Applikationen aus Strass und Federn, das sie direkt über die Jeans ziehen kann.

Nach etwa einer halben Stunde Vorbereitungen und allerlei Improvisationen ist die Braut fertig gestylt und sieht aus wie eine moderne Ausgabe der guten alten Cicciolina. Ich schäme mich fast für sie. Wie können wir sie bloß in diesem Aufzug vor die Tür schicken? Zum Glück war Gaia immer schon für jeden Spaß zu haben und quittiert unsere Attacke auf den guten Geschmack mit einem Lächeln.

»Und jetzt gehen wir ins *Molocinque* feiern!«, verkündet Valentina jauchzend und zupft Gaia an ihrem Strumpfband.

»Ele, von dir hatte ich so was nicht erwartet!« Gaia schaut mich mit dem flehenden Blick eines Opfers auf der Schlachtbank an und schüttelt den Kopf.

Ich lächele ihr aufmunternd zu. *Das ist noch gar nichts, meine liebe Freundin ... warte nur, was da noch alles auf dich zukommt!*

»Na los, junge Braut, mach dich auf das Schlimmste gefasst!«, sage ich munter und reiche ihr den Arm, als wollte ich ihr Mut machen. Dann ziehen wir alle gemeinsam los.

Unter den staunenden und amüsierten Blicken der Touristen überqueren wir den Markusplatz. Wir haben Gaia ein Schild in die Hand gedrückt, auf dem steht: EIN KÜSSCHEN IN EHREN KANN NIEMAND VERWEHREN! Auf dem Weg von hier bis zum Rialto haben wir die Regel aufgestellt, dass sie mindestens drei Menschen auf den Mund küssen muss. Sie macht sich gleich ans Werk und übertrifft all unsere Erwartungen, indem sie folgende Personen küsst: eine sehr auffallende und gepflegte Blondine, bei der es sich, wie sich herausstellt, um eine russische Adlige und Nachfahrin der Zarenfamilie handelt; einen rüstigen Opa, der sein Glück kaum fassen kann und vor Freude fast seinen Herzschríttmacher schreddert; einen hormongesteuerten Sechzehnjährigen; und einen braven Ehemann, dem die anwesende Gattin gnädig die Erlaubnis zum Kuss erteilt (wobei ich nicht den Eindruck habe, sie sei so ungehalten darüber, dass sie später gleich die Scheidung einreicht).

Als wir das Rialto-Viertel erreichen, machen wir einen kurzen Zwischenstopp im *Bancogiro*, einer bekannten Süffelstation direkt an der Brücke, wo verschiedene Sorten Fleischbällchen und Spieße mit Fleisch oder Fisch zum Wein serviert werden. Stolzen Schrittes schreitet unser Grüppchen ins Lokal und lenkt die Blicke der vorwiegend männlichen Zecher auf sich. Wir nehmen an

einem langen Tisch im Zentrum der Kneipe Platz, mit Gaia in unserer Mitte. Diese schert sich kein bisschen um die Aufmerksamkeit, die ihr zuteilwird, ja, sie scheint sie sogar regelrecht zu genießen. Ich wäre an ihrer Stelle vor Scham blutrot im Gesicht, doch Gaia scheint sich pudelwohl zu fühlen, kess und mit der gehörigen Portion Selbstironie, die nur sie zustande bringt. Natürlich tut hier auch der Alkohol, den wir ihr bereits literweise eingeflößt haben, ein Übriges.

Nachdem wir uns gehörig den Bauch vollgeschlagen haben, erreichen wir gegen Mitternacht die Piazzale Roma. Hier wartet eine schneeweiße Stretchlimousine auf uns, die uns in die Disko fahren wird. Damit hat Gaia nicht gerechnet. »Ihr seid ja vollkommen gaga!«, ruft sie begeistert und klatscht uns der Reihe nach ab. Wir steigen ein und verteilen uns lässig auf den schwarzen Ledersitzen, gießen uns Champagner ein und grölen italienische Schmachtfetzen aus den Achtzigern, wozu auch das stroboskopische Licht aus dem Cockpit passt. Alles zusammen ergibt eine tödliche Mischung aus Trash und Surrealität, die – gerade weil sie so surreal ist – besonders unterhaltsam ist.

Innerhalb von zwanzig Minuten stehen wir vor dem Eingang des *Molocinque*, der Diskothek, für die Gaia gearbeitet hat, bevor ihr Belotti im vergangenen Jahr einen Heiratsantrag gemacht hat. Offenbar stehen wir auf der VIP-Gästeliste, was gleichbedeutend ist mit einem roten Teppich bis zum abgegrenzten Bereich, einem Tisch an einen strategisch guten Platz sowie einer

Flatrate für alle Getränke.

Drinnen schließen sich unserer Gruppe noch mehrere andere Mädels an, was nicht verwunderlich ist, weil Gaia sowohl durch ihre Arbeit als auch durch ihren Zukünftigen Gott und die Welt kennt.

Der Abend folgt weiterhin den Regeln des klassischen Junggesellinnenabschieds, und auch wenn der Ablauf immer der gleiche und manchmal etwas sentimental ist, erstrahlt Gaia, selbst als Pornodiva verkleidet, in ihrem ganz eigenen Licht. Schön wie eine Göttin genießt sie das Rampenlicht, verteilt großzügig ihre Aufmerksamkeit und lächelt, küsst und umarmt, was das Zeug hält. Alle wollen mit der zukünftigen Braut sprechen. Die Mädchen erkundigen sich mit verträumten Mienen nach ihrem Hochzeitskleid, während die Männer sie bitten, sich das Ganze noch einmal zu überlegen oder doch wenigstens ein letztes Abenteuer zu wagen. Aber das können sie knicken: Auch gegen die Männerwelt hat Belotti längst das Rennen gewonnen.

An unserem Tisch erscheint eine Zwölfliterflasche Moët & Chandon, die mit einem Feuerwerk aus Wunderkerzen serviert wird. In Kürze soll auch noch eine Torte gebracht werden, doch zuvor droht zu meinem großen Kummer der geschmackloseste Moment der ganzen Aktion. Der DJ unterbricht die Musik, ruft Gaia auf die Tanzfläche, wo sie sich auf einen Stuhl setzen muss, und kündigt den Auftritt eines männlichen Stripteasekünstlers an. Sie reißt die Augen auf, als hätte man ihr eine eiskalte Dusche verpasst, und sucht inmitten all der Zuschauer, die sich erwartungsvoll um die

Tanzfläche scharen, nach mir. Ich weiß sehr wohl, woran sie jetzt denkt. Einen Moment lang lasse ich unsere Freundschaft, die mittlerweile fast zwanzig Jahre anhält, Revue passieren, sehe uns beide vor mir, all die Looks, die wir in der ganzen Zeit getragen (und manchmal auch ertragen) haben: Bubikopf und Levi's 501 in der Mittelstufe, Doc Martens und Invicta-Rucksack auf dem Gymnasium, Diesel mit tiefem Bund und Freaktasche an der Uni. Stets hat uns ein einziges, feierliches Versprechen gegen den schlechten Geschmack geeint: *Nie und nimmer werden wir unseren Junggesellinnenabschied mit einem Männerstriptease feiern.*

Dumm gelaufen.

Ich verstecke mich hinter Valentina, der eigentlichen Verantwortlichen für all das hier: Mithilfe ihres gewaltigen Potenzials an Vitamin B ist es ihr tatsächlich gelungen, einen der California Dream Men an Land zu ziehen. Ich schwöre, dass ich redlich versucht habe, Gaias Gelöbnis zu würdigen und mich diesem grotesken Ritual zu widersetzen, doch Valentina ist hart geblieben und hat am Schluss obsiegt.

Unser Traummann präsentiert sich im Outfit des Films *Offizier und Gentleman*, einer weißen Uniform, deren glänzendes Revers über der Brust aufgeknöpft ist, einer weißen Kapitänsmütze, schneeweißen Beißerchen und deutlich sichtbarem Sixpack. Zu den Klängen von Joe Cockers Titelmelodie beginnt der Stripper das Becken zu schwenken, und ich muss eines zugeben: Dem Bruch unseres Gelöbnisses von Mädchen aus gutem Hause

beizuwohnen macht insgesamt viel mehr Spaß, als ich mir das vorgestellt hatte. Wenigstens von meinem Platz aus, im Windschatten von Valentinas Mähne. Allerdings würde ich meine Hand nicht dafür ins Feuer legen, dass es Gaia da vorne, mitten auf der Tanzfläche, ebenso geht.

Indessen ist der weibliche Anteil der Zuschauer in einen Zustand vollkommener Entfesselung verfallen und quittiert mit ohrenbetäubendem Gekreisch, als Max – typischer Strippername – auf Gaia zugeht und sie dazu auffordert, zusammen mit ihm ein sinnliches Tänzchen zum Besten zu geben. Ich muss zugeben, dass er in der Tat ein Sahnescnittchen ist und tanzt wie ein Gott, doch die Vorstellung der beiden ist dennoch endpeinlich, und allein die Gesichter, die Gaia zur Untermalung ihres Tanzes zieht, sind das Spektakel wert. Da ich mich in meiner Judasrolle mittlerweile pudelwohl fühle, könnte ich mich ausschütten vor Lachen, und als Max nur noch seinen String in Form eines Elefantenkopfes anhat und den Rüssel schwenkt, als wäre er ein Lasso, bin ich dem Herzinfarkt nahe. Am Schluss kehrt Max dem Publikum den Rücken zu, baut sich vor Gaia auf, die mittlerweile jenseits von Gut und Böse ist, bedeckt seinen Schritt rasch mit einem goldenen Tüchlein und zieht sich den Slip aus. Noch ein Moment der Spannung, dann öffnet sich das Tüchlein durch Zauber wie ein Vorhang, und Max präsentiert Gaia seine ganze splitterfasernackte Schönheit.

Ach Gaia, verzeih mir, dass ich dir diesen Schrecken nicht ersparen konnte!

Am Ende des Festes bin ich betrunken und erschöpft. Als wir das Lokal verlassen, hat sich Gaia umgezogen und trägt wieder Zivil, um sich von den Mädels zu verabschieden. Schließlich dreht sie sich zu mir und befiehlt mir leise und mit dem bisschen Klarheit, das ihr geblieben ist: »Da du mir das, was du mir gerade angetan hast, bis in alle Ewigkeit büßen musst, kommst du gleich mit mir mit, und wir verbringen den weiteren Abend gemeinsam. Übernachten werden wir übrigens bei dir ...«

Aus der Nummer komme ich nicht mehr raus. So viel bin ich ihr schuldig.

Als wir mit einem rasch herbeigerufenen Taxi die Piazzale Roma erreichen, beschließen wir, noch einen Absacker im *Muro* einzunehmen, dem Lokal, das wir seit unseren Unizeiten immer gern besucht haben.

Es ist Vollmond, mittlerweile fast vier Uhr, und auch hier geht der Abend langsam zu Ende, die Bar leert sich zusehends. Gaia wird sofort von einigen neugierigen Bekannten mit Beschlag belegt, die sich nach der bevorstehenden Hochzeit erkundigen. Ich habe keine Ahnung, woher sie die Kraft nimmt, auf all die Fragen zu antworten, ohne zu lallen. In der Zwischenzeit mache ich mich auf den Weg an den Tresen. Nico, der Barkeeper, begrüßt mich herzlich.

»He, willkommen zurück, *amore!*«, ruft er. »Wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt?«

»Ich bin nach Rom umgezogen.«

»Für immer?« Er zieht ein entsetztes Gesicht.

»Na ja ...« Ich zucke mit den Achseln. »Ich glaube

nicht ... Oder vielleicht doch ... Wie auch immer ... Keine Ahnung.« Diese Frage ist eindeutig zu schwierig, erst recht angesichts der fortgeschrittenen Uhrzeit und meines Alkoholpegels.

»Eine Cola wie immer?«, fragt er. Offenbar hat er mich noch als strenge Abstinenzlerin in Erinnerung. Mir kommt es wie eine Ewigkeit vor, seit ich den Alkohol für mich entdeckt habe.

»Nö, mach mir ruhig einen von deinen Cocktails«, sage ich lässig und zwinkere ihm schelmisch zu.

»Wirklich?« Nico reißt erstaunt die Augen auf.

»Klar ... hat sich einiges verändert.«

Während ich warte, schaue ich mich etwas gedankenverloren um, und da sehe ich ihn. Er lehnt an einer Säule und schaut mit diesen hellgrünen Augen in die Gegend, die selbst im Dunkel der Nacht immer noch strahlen. Ich habe Filippo seit dem Tag nicht mehr gesehen, an dem wir in jener Bar auf der Tiber-Insel Abschied voneinander genommen haben. Vor Melancholie werden mir die Augen feucht, doch glücklicherweise dauert das nur einen Moment, dann habe ich mich wieder im Griff. Ob auch er gemerkt hat, dass ich da bin? *Na ja, am besten mache ich den ersten Schritt*, beschließe ich, *das bin ich ihm im Grunde schuldig*. Ich nehme von Nico meinen Cocktail entgegen und gehe zu Filippo.

»Hallo.« Ich baue mich direkt vor ihm auf und versuche mich an einem Lächeln.

»Hallo, Elena«, antwortet er überrascht. Offenbar hat er mich tatsächlich erst jetzt bemerkt und wirkt in seiner

Überraschung irgendwie verlegen und distanziert. Ich mache einen Schritt auf ihn zu, möchte ihm zwei Küsschen auf die Wangen geben, doch dann überlege ich es mir anders. Irgendetwas steht zwischen uns wie eine unsichtbare Mauer. *Keine Küsschen, keine Umarmung*, lautet die Inschrift auf dieser Wand. Bibi gibt es nicht mehr, da ist nur noch Elena, und die hat keinen Zutritt.

»Wie geht's?«, frage ich und halte mich an den Sicherheitsabstand, den Filippo von mir zu verlangen scheint.

»Gut.« Er zuckt mit den Achseln. »Und dir?«, fügt er dann in neutralem Ton hinzu.

Aus dem Gesicht, das er macht, werde ich nicht schlau. Ich weiß nicht, ob es Höflichkeit ist, eine Art von latenter Gereiztheit, verborgene Wut oder einfach nur Gleichgültigkeit. Ganz gewiss jedoch geht er mehr als nötig auf Distanz.

»Ich bin nicht ganz auf der Höhe, aber ist okay.« Auf einmal wird mir bewusst, wie sehr man mir meine Müdigkeit und die Unmengen Alkohol anmerken muss, die ich seit Beginn des Abends in mich hineingekippt habe. Bestimmt sehe ich beschissen aus. »Gaia heiratet am Samstag«, füge ich wie zur Erklärung hinzu.

»Ja, das hab ich gehört.« Filippo deutet ein Lächeln an.

»Ich bin Trauzeugin, weißt du? Heute Abend haben wir gefeiert«, sage ich mit gespielter Begeisterung.
»Junggesellinnenabschied.«

»Bist du nur für die Hochzeit hier?«, fragt er interessiert – oder tut er nur so? – und schaut dabei zu Boden.

»Ja. Am Montag fahre ich wieder nach Rom zurück«, antworte ich, als er den Blick wieder hebt. »Und du, was gibt's bei dir Neues? Hast du dein Büro aufgemacht?«

»Ja, vor zwei Monaten, auf dem Campo Santo Stefano.« Filippo nickt, und aus seinen Augen blitzt für einen Moment Genugtuung. »Die Wohnung habe ich auch gekauft.«

Aus der Art, wie er *die* Wohnung gesagt hat, schließe ich, dass es sich um genau die Wohnung handelt, die wir uns einmal gemeinsam angeschaut haben; die, in der wir eigentlich zusammen leben wollten. Lese ich da etwa Bedauern aus seinem Blick?

»Ich werde sie wohl in den nächsten zwanzig Jahren abstottern müssen, aber es lohnt sich.«

Dann hat er also endgültig hier Wurzeln geschlagen.

»Und du, hast du Arbeit?«, fragt er mich.

»Mehr oder weniger, ja.« Meine Stimme gerät ins Stocken, weil ich in Gedanken immer noch bei der Vorstellung von uns beiden bin, die wir glücklich unser venezianisches Apartment bewohnen. »Ich schlage mich mit Gelegenheitsjobs durch«, fahre ich fort und schiebe mir eine Haarsträhne hinters Ohr. Ich bleibe bewusst im Vagen, weil ich keine Lust habe, ihm zu erzählen, dass ich gekündigt habe und immer noch bei Paola wohne.

»Aha«, sagt Filippo in eisigem Ton.

Genau in diesem Moment taucht eine dunkelhaarige – sehr junge – Frau in Jeans, kurzem Jäckchen und Ballerinas aus dem Klo auf, fasst ihn am Arm und sagt: »Fil? Gehen wir?«

Fil? Gehen wir? Aber wohin denn?, frage ich mich

müßig.

Leider scheint Filippo tatsächlich dorthin zu wollen, wo sie auch hinwill ...

»Klar«, antwortet er und legt ihr eine Hand auf den Rücken. Dann dreht er sich noch einmal zu mir um, auf dem Gesicht eine Mischung aus Verlegenheit und Genugtuung. »Tja, dann – also ciao.«

»Ciao«, erwidere ich, leicht dusselig, und muss aufpassen, dass mir der Cocktail nicht aus der Hand rutscht. Ich schaue den beiden hinterher und denke mit einem Anflug von Bitterkeit, dass ich es nicht anders verdient habe.

Immerhin weiß ich jetzt auch, warum Filippo vorhin so steif und distanziert war. Offenbar war das seine neue Freundin. *Oder etwas in der Art*, denke ich gehässig. Ganz gewiss ist sie sehr schön, schlank und mit makellos ebenmäßigem Puppengesicht. Vielleicht ein bisschen viel Puppe für seinen Geschmack – aber so etwas kann sich im Laufe der Zeit ja ändern. Keiner weiß das besser als ich, die ich innerhalb eines Jahres von einer strengen Vegetarierin und Abstinenzlerin zur Fleischesserin und Schnapsdrossel mutiert bin ... Was mich jedoch am meisten aufwühlt, ist die Tatsache, dass sie ihn »Fil« genannt hat. Wer weiß, warum, aber bis jetzt hatte ich immer gedacht, ich sei die Einzige, die ihn so nennen darf ... Na ja, ehrlich gesagt hatte ich auch immer gedacht, ich sei die Einzige, die er lieben könnte ... Erst jetzt wird mir schmerzlich bewusst, wie dumm manche Gedanken sind, die man aus reiner Gewohnheit denkt ...

Es ist ein seltsames Gefühl. Ich versuche, all die

Emotionen in Worte zu fassen, die die Begegnung mit Filippo in mir verursacht hat, doch es will mir beim besten Willen nicht gelingen. Was mich in diesem Moment umtreibt, ist eine sonderbare Mischung aus den verschiedensten Gefühlen: Einsamkeit und Freiheit, Erleichterung und Melancholie. Sechs Monate haben wir zusammengelebt, und es ist unmöglich, all die Momente einfach zu vergessen, die wir während unserer Zeit als Paar erlebt haben. Ich mag Filippo immer noch gern, das spüre ich, aber nicht mehr und nicht weniger als das. Mein Herz hat keinen Moment lang höhergeschlagen, als er da gerade vor mir stand und ich mit ihm geredet habe; die Knie sind mir nicht weich geworden, und von Schmetterlingen im Bauch kann auch keine Rede sein. So schlimm diese Erkenntnis auch sein mag – ich weiß, dass ich ihn definitiv nicht mehr liebe. Dessen war ich mir nie sicherer als in diesem Moment, und unsere Begegnung ist der letzte Beweis dafür. Sie ist so etwas wie ein zweiter und endgültiger Abschied.

»Alles okay?«, sagt Gaia, die plötzlich wiederaufgetaucht ist. Ich erzähle ihr kurz von meiner Begegnung mit Filippo. »Hast du gewusst, dass er wieder eine Freundin hat?«, frage ich sie.

»Nein. Es ist das erste Mal, dass ich ihn mit jemandem sehe«, sagt sie munter und wird dann ernst. »Ele, er hat gelitten wie ein Tier.«

»Ich weiß.« Ich presse die Lippen zu einer harten Linie zusammen. »Danke, dass du mich daran erinnerst hast.«

»Ja, ja.« Gaia streichelt mir über die Schulter. »Ich weiß ja, dass es dir auch mies gegangen ist.«

»Schon gut. Jetzt ist es ja zum Glück vorbei.«

Etwas anderes ist noch nicht vorbei, aber das ist nicht der Moment, darüber nachzudenken.

Zuhause reiße ich mir sofort die Schuhe von den Füßen und laufe in mein Zimmer, um mich umzuziehen.

Unglaublicherweise beschließt auch Gaia, es sich gemütlich zu machen. »Kann ich dein altes Abi-T-Shirt anziehen?«, fragt sie und wühlt in einer Schublade meiner Kommode. »Erinnert mich an alte Zeiten.«

»Das nehme ich normalerweise als Putzlumpen, aber wenn dich das nicht stört ...«

Gaia zieht ein angewidertes Gesicht und wischt sich die Hände an der Jeans ab.

Ich muss lachen. »Mensch, das war doch bloß ein Scherz.«

Zufrieden zieht Gaia sich daraufhin das T-Shirt mit der Marco-Polo-Karikatur über und wühlt angestrengt in meinem Schrank. Besorgt fragt sie mich: »Sag mal, wo ist denn dein Kleid?« Damit bezieht sie sich auf mein Trauzeuginnenkleid, oder, wie sie mit einem Augenzwinkern zu sagen pflegt, das *Brautjungfernkleid*.

»Das ist noch bei meiner Mutter in Arbeit«, antworte ich.

»Wieso? Was ist denn damit?«

»Nichts, gar nichts, keine Sorge. Sie will es bloß perfekt herrichten. Es wird gestärkt und dampfgebügelt und soll auch nicht die klitzekleinste Falte drin haben. Du weißt doch, wie meine Mutter ist ...«

»Meine Güte!« Gaia lächelt. Schließlich tapst sie in die

Küche, macht das Gefrierfach auf und späht hinein. »Ist das noch aus dem vergangenen Jahr?«, fragt sie und zieht einen Behälter mit Vanilleeis heraus.

»Von wegen, das hab ich erst gestern gekauft.« Ich schüttele den Kopf. »Aber bist du wegen der Hochzeit nicht auf Diät?«

Gaia zuckt gleichgültig mit den Schultern. »Ist mir doch egal. Jetzt ist sowieso alles zu spät, weißt du? Es ist, wie es ist. Also los, her mit dem Eis!«

»Das habe ich jetzt nicht gehört«, sage ich streng und strecke die Hände aus, weil ich ahne, sie wird es mir später zum Vorwurf machen, dass ich sie nicht davon abgehalten habe, über die Stränge zu schlagen.

»Na, komm schon, Ele, sei doch wenigstens heute Abend nicht so streng mit mir!« Gaia holt zwei Teelöffel aus der Küchenschublade. »Los, leiste mir Gesellschaft.«

Damit hatte ich schon gerechnet. Das ist Gaia, wie sie leibt und lebt.

Sie richtet die Fernbedienung auf den Fernseher und fängt an zu zappen, bis sie bei MTV landet, wo Shakira kräftig am Hüftenwackeln ist. Wir schauen ihr voller Bewunderung zu, wie sie in perfektem Make-up und Outfit eine sonnenbeschienene Straße entlangschwänzelt.

»Findest du eigentlich wirklich, dass die einen tollen Arsch hat?«, fragt Gaia.

»Ich befürchte ja«, nicke ich. Gaia betrachtet die Schönheiten des Showbiz von jeher als potenzielle Rivalinnen, worüber ich mich immer schon kringeln konnte.

Sie lässt nicht locker. »Findest du ihn nicht ein bisschen

zu dick?«

»Nein, Gaia, ich versichere dir: Shakiras Hintern ist super.«

»Mir kommt er irgendwie unproportioniert vor.«

»Na ja, auf eine Arschbacke von Shakira passen zwei von dir.«

Nach diesem kleinen Rechenexempel von mir verfallen wir beide ins Grübeln, weil wir in unserem angeheiterten Zustand auf einmal nicht mehr wissen, ob das jetzt ein Kompliment für Gaia oder für Shakira war.

»Samuel findet *die Backe hier* jedenfalls toll«, sagt Gaia schließlich schnippisch, seufzt und taucht das Löffelchen in die Eisdose. »Jedenfalls bin ich ganz beruhigt. Im richtigen Leben ist die bestimmt nicht halb so schön.«

»Danke, Gaia. Jetzt, wo du das sagst, kann ich endlich beruhigt schlafen«, sage ich und grinse meine beste Freundin schelmisch an. Sie vertritt nämlich allen Ernstes die Theorie, dass wir Mädels alle unseren Trost brauchen, wenn wir eine Frau sehen, die hübscher ist als wir.

»Diese Videos sind doch alle geschönt«, fährt sie, immer noch im Brustton der Überzeugung, fort.

»Klar, und die Visagisten wirken wahre Wunder, stimmt's?«, pflichte ich ihr bei.

»Ach, apropos Visagisten ... Für den Samstag hab ich mir die Allerbeste genommen, die es gibt: Jessica Moro, die auch bei der Biennale die Stars schminkt. Die ist grandios.« Gaias Gesicht leuchtet bei diesem Themenwechsel. »Und Patrick macht mir die Haare.«

»Du wirst fantastisch aussehen«, bestätige ich ihr ernst.

Das Kleid habe ich bereits gesehen: Auch wenn ich sie beim Kauf nicht begleiten konnte, hat Gaia mich in die aufreibende Suche mit einbezogen, indem sie mir aus den Umkleidekabinen von Brautmodenläden im gesamten Nordostitalien MMS geschickt hat. Am Schluss haben wir uns für ein elfenbeinfarbenes Modell von Dolce & Gabbana entschieden, mit einem niederrartigen Oberteil und ausgestelltem Rock im Rokoko-Stil.

»Vielleicht übertreibe ich es ja ein bisschen, vor allem mit den halblangen Handschuhen, aber das Kleid war einfach von Anfang an meins ...«, schwärmt Gaia.

»Du wirst fantastisch darin aussehen.« *Das hab ich bestimmt schon mal gesagt, aber doppelt genäht hält besser.*

»Du, hör mal, Ele ... Meinst du denn, ich tue das Richtige, wenn ich Samuel heirate?«, rutscht es Gaia plötzlich heraus. Auf einmal klingt sie sehr kleinlaut.

Ich mache große Augen. *Sie wird es sich doch nicht etwa noch einmal überlegen?*

»Wieso fragst du mich das?«, erkundige ich mich skeptisch.

»Ich weiß nicht.« Gaia macht eine Schnute und zieht die Stirn in Falten. Jetzt sieht sie aus wie ein Welp, der sich im Wald verirrt hat. »Ich hab einfach eine Mordsangst!«

»Komm mal her«, flüstere ich ihr zu und nehme sie fürsorglich in die Arme. »In meinen Augen hast du die richtige Wahl getroffen. Sonst würde ich doch nicht deine Trauzeugin werden, oder?«

Es folgt ein langes Schweigen. Dann macht mir Gaia noch ein Geständnis. »In letzter Zeit läuft alles zwischen uns ein bisschen seltsam.«

»In welcher Hinsicht seltsam?«

»In *der* Hinsicht.« Sie hebt die Augen zum Himmel. »Wir haben es schon Ewigkeiten nicht mehr getrieben.«

»Seit wann genau?«, erkundige ich mich interessiert.

Gaia zählt es an den Fingern ab. »Wenn man Mailand – Sanremo, die Flandern-Rundfahrt und Paris – Roubaix zusammennimmt, also all die Rennen, die ihm besonders wichtig sind ... werden es mittlerweile gut und gerne zwei Monate sein!«

»Wirklich?«, frage ich und bemühe mich, mir mein Entsetzen nicht allzu sehr anmerken zu lassen.

»Ja!« Sie seufzt. »Findest du das nicht traurig?«

»Na ja ...« Ich weiß nicht recht, was ich darauf antworten soll. Fast hätte ich ihr gesagt, ich fände es noch trauriger, beim Sex keinen Orgasmus zu haben, so wie das bei mir der Fall ist, aber ich halte mich zurück. Schließlich geht es jetzt um Gaia, nicht um mich. Und meine Aufgabe als beste Freundin ist es jetzt ganz klar, sie zu beruhigen. »Schätzchen, nach dem, was du mich gezwungen hast, für mein Kleid auszugeben, kommt es gar nicht in die Tüte, dass du es dir noch mal überlegst. Ich warne dich«, sage ich mit drohend erhobenem Zeigefinger.

Gaia lächelt und wird dann einen Moment lang wieder nachdenklich. »Ich glaube, heute Nacht hätte man vielleicht Abhilfe schaffen können!«

Ich schlucke. »Meine Güte, wenn das so ist – und ich

gehe davon aus –, dann tut es mir leid, dass ich bei der Party-Organisation mitgemacht habe!«

»Aber machst du Witze? Es war doch eine wunderbare Überraschung!«

Mir fällt ein Stein vom Herzen, und ich zwinkere ihr verschwörerisch zu. »Hand aufs Herz: Am Ende hat dir das mit dem Stripper doch gefallen, oder?«

»Ach, hör mir mit dem auf, Ele«, ruft Gaia und schlägt die Hände vors Gesicht. »Der hatte bloß sooo einen Winzling.« Sie zeigt das erbärmliche Format des Strippers mit den Fingern an.

»Das glaub ich nicht!«

»Ich schwör's dir!«

»Na gut, dann nehmen wir eben bei der nächsten Hochzeit einen, der besser bestückt ist!« Ich schaue auf die Wanduhr und sehe, dass es schon fast Morgen ist. »Gehen wir ins Bett?«

»Aber nur, wenn wir das Licht anlassen. Sonst schlaf ich auf der Stelle ein.«

»Eben. Das soll ja auch Zweck der Übung sein«, erwidere ich.

»Mensch, aber ich will noch quatschen!«

»Genau das hatte ich befürchtet ...«

Wir liegen im Bett und reden noch ein bisschen, genauer gesagt, redet Gaia. Sie hat sich auf die Seite am Fenster gelegt, genau dort, wo Leonardo das letzte Mal gelegen hat, als wir uns in diesem Zimmer geliebt haben. Die Anspannung vor der Hochzeit macht sie noch gesprächiger als sonst, wenn das überhaupt möglich ist.

Sie hat mir die gesamte Lebensgeschichte von Samuel Belotti mit all seinen Heldentaten erzählt, und an diesem Punkt wäre ich durchaus in der Lage, eine Doktorarbeit über ihn zu schreiben.

Wir liegen uns gegenüber, und unsere angezogenen Knie berühren sich.

»Könnten wir jetzt vielleicht das Licht ausmachen?«, frage ich erschöpft. »Mir tun die Augen weh.«

Gaia nickt schicksalsergeben, aber mit einem Blick, der sagt: *Schlafenszeit ist trotzdem noch nicht.*

Erleichtert schalte ich das Nachttischlämpchen aus, und es wird stockfinster um uns.

»Ele?«

»Mhmm ...«, brumme ich.

»Seit wann sind wir eigentlich Freundinnen?«

»Seit unserem allerersten Schultag.«

»Und wie oft haben wir zusammen übernachtet? Tausend Mal?«

»Dürfte hinkommen.«

»Ich könnte weinen bei dem Gedanken, dass es vielleicht nie mehr passieren wird.«

Meine Augen haben sich an die Dunkelheit gewöhnt, und ich kann Gaias Umrisse erkennen. Mit ihrer frisch gepeelten Haut und dem Pferdeschwanz zieht sie aus wie ein Teenager. Ebenso gut könnten wir zwei Gymnasiastinnen sein, die im Bett nebeneinanderliegen und leise unter der Decke plaudern, neben uns Gaias kleine Schwester Alessandra, die in ihrem Snoopy-Schlafsack schnarcht.

»Ich hoffe sehr, dass das wieder mal vorkommt.

Notfalls quetsche ich mich zwischen dich und Samuel.«

Gaia bricht in Gelächter aus.

»Was ist denn?«, frage ich sie und drücke meinen Kopf ins Kissen.

»Weißt du noch, bei dem Sommerlager in den Dolomiten ... in der Nacht, als Vincenzo, der Typ aus Neapel, es sich in den Kopf gesetzt hat, zwischen uns zu schlafen?«

Jetzt muss auch ich lachen. Natürlich erinnere ich mich an alles. Jedes Detail. Wir waren dreizehn; Gaia hatte ihn glauben gemacht, wir seien beide in ihn verliebt, und wollte ihn angeblich um Mitternacht, nach dem üblichen Kontrollgang, durchs Fenster zu uns hereinlassen. Der arme Tropf hatte die ganze Nacht draußen in der Kälte gewartet, während wir ihm von drinnen unsinnige Klopfzeichen gaben, die er in der Hoffnung, sie würden ihm Einlass verschaffen, vergeblich zu entschlüsseln versuchte.

»Wir waren ganz schön freche Luder ...«

Plötzlich sehne ich mich nach dem Leben dieser beiden jungen Hüpfen zurück. Nach all dem, was sie gemeinsam erlebt haben. Egal wie erwachsen wir mittlerweile sind – in unserem tiefsten Inneren sind Gaia und ich immer noch kleine Mädels geblieben. Mit unseren dreißig Jahren scheint sich nicht viel geändert zu haben, auch wenn Gaia bald Ehefrau und vielleicht eines Tages auch Mutter sein wird und ich mich gerade von der stürmischsten Phase meines bisherigen Lebens erhole.

»Komm, reden wir noch ein bisschen«, sagt Gaia verschlafen. »Wir waren schon so lange nicht mehr so

zusammen. Das fehlt mir, die Zeit mit dir, weißt du?»

»Mir auch«, murmele ich.

Aber noch ehe ich es merke, falle ich auf dem Kopfkissen ins Koma. Gute Nacht, Gaia. Ich werde immer für dich da sein.

Am Tag vor der Hochzeit fahre ich zu meinen Eltern, um mein Trauzeuginnenkleid abzuholen. Seit ich in Venedig bin, ist meine Mutter damit beschäftigt, es für mich herzurichten. Handwäsche, Einweichen in Reisstärke, behutsames Trocknen ohne direkten Lichteinfall, Dampfbügeln mit Appretur: im Grunde die gleichen Behandlungsschritte wie in einer Spezialreinigung. Jedenfalls kann ich meiner Mutter nur dankbar sein, denn eigentlich bestand für das wunderschöne Chiffonkleid, das Gaia für mich ausgesucht hatte, keine Hoffnung mehr, nachdem es sechs Stunden eingequetscht in meinem Trolley unterwegs gewesen war. Als ich es aus dem Koffer zog, sah es aus wie ein Staublappen, doch jetzt wird es bestimmt wieder in seiner ganzen Pracht erstrahlen, wie alles, was unter den kundigen Händen meiner Mutter zu neuem Leben erwacht.

Es ist fast Mittag, als ich bei Familie Volpe an der Tür klinge. Ich steige die Treppe hoch und treffe meine Mutter in der Küche an. *Klar*, denke ich, *wo sollte sie um diese Uhrzeit auch sonst sein?* Sie bereitet gerade eine Kartoffelroulade mit vier Käsesorten und Spinat vor, die schon beim Anschauen direkt auf die Hüfte geht. O Gott, wie sehr mir diese kleinen Schweinereien gefehlt haben, mit denen mich meine Mutter schändlicherweise dreißig Jahre lang verwöhnt hat!

»Da ist sie, deine geliebte Tochter!«, rufe ich an der Tür, lasse meine Tasche aufs Sofa fallen und laufe zu ihr in die Küche.

»Hallo, mein Schatz.« Ohne die Hände aus dem Kartoffelteig zu nehmen, beugt sie sich zu mir und gibt mir einen Kuss auf die Wange. »Das Kleid hängt in deinem Zimmer«, sagt sie dann beiläufig, als wäre sie mit dessen Restaurierung höchstens fünf Minuten beschäftigt gewesen.

»Danke, Mama. Dann schaue ich mir das Wunder der Textilbehandlung mal an.« Ich mache mich schon auf den Weg, als ihre Stimme mich innehalten lässt.

»Ist dieses knallige Blau nicht ein bisschen zu gewagt für eine Trauzeugin?«

»Gaia wollte es so. Aber zur Abwechslung hat mir ein Kleid, das sie ausgesucht hat, auch gleich gefallen.« Wäre es das übliche Schweinchenrosa gewesen, in das sich die Brautjungfern in Amerika hüllen, hätte ich mir wohl die Kugel gegeben.

»Na ja, wie auch immer ...« Meine Mutter zuckt mit den Achseln und scheint nicht ganz überzeugt von Gaias Wahl zu sein. Sie legt den Kopf schief und mustert mich mit zusammengekniffenen Augen. »Sag mal, wie geht es dir eigentlich?«, fragt sie dann in inquisitorischem Ton. Ihr entgeht wirklich nichts.

»Gut. Wieso?«, frage ich vorsichtig und setze eine Unschuldsmiene auf.

»Ich weiß nicht, du kommst mir so blass vor«, sagt sie mit einer Mischung aus Besorgnis und Vorwurf.

»Wirklich?« Ich betrachte meine Arme und Beine, kann

jedoch keinen großen Unterschied zu meiner sonstigen Hautfarbe feststellen: rosig hell, allerdings mit einer deutlichen Tendenz zu Leichenblass.

»Du könntest dich heute Nachmittag noch unter die Höhensonne setzen«, schlägt sie mir vor.

»Ja klar«, erwidere ich grinsend, »damit meine Wangen morgen aussehen wie ein Steak frisch vom Grill.«

»Dann leg wenigstens ein bisschen Terrapuder oder Rouge auf«, sagt meine Mutter, ganz die erfahrene Visagistin. »Jedenfalls muss da ein bisschen Farbe her, Elena. Du bist schließlich Trauzeugin!«, fügt sie mit einer gewichtigen Betonung hinzu, als würde mir morgen die bedeutendste Aufgabe meines Lebens bevorstehen. »Es ist deine Pflicht, *fast* so schön auszusehen wie die Braut.«

Ich schnaube verächtlich. Solche Sachen haben mich noch nie interessiert. »Gaia mag mich so und so, das weißt du doch. Auch wenn ich käsig bin.«

Als sie merkt, dass sie bei mir auf Granit beißt, wechselt meine Mutter rasch das Thema. »Ich werde jedenfalls morgen kurz beim Standesamt vorbeischaun. Ich bin einfach zu neugierig, wie Gaia aussieht. Und gratulieren will ich ihr auch.« Hochzeiten zu besuchen – selbst von Leuten, die sie gar nicht kennt – ist ein Hobby meiner Mutter. Das macht sie schon seit Ewigkeiten.

Und dann rückt sie mit einem Satz heraus, bei dem jeder außer mir denken würde, er sei nur ganz beiläufig: »Die hat wirklich Glück gehabt mit ihrem Radler ...«

Hilfe. Ich weiß genau, worauf das gleich hinausläuft.

»Du selber hast nicht wirklich vor zu heiraten, oder?«,

überfällt sie mich mit dem klassischen Ton der säuerlichen Venezianerin. »Du hast eine Allergie gegen Brautkleider, stimmt's?«

Ich versuche die Sache ins Lächerliche zu ziehen. »Das Weiß würde zu meiner bleichen Haut sowieso scheiße aussehen, findest du nicht?«

»Das war so ein netter junger Mann, dieser Filippo«, fährt meine Mutter unbeirrt fort und beschließt ihren Satz mit einem Seufzer und himmelwärts gedrehten Augen. Wie alle Mütter rund um den Globus hat offenbar auch sie ihr Herz an den perfekten Schwiegersohn verloren.

»Aber du hast doch höchstens drei Worte mit ihm gewechselt!«, gebe ich genervt zu bedenken.

»Was hat das denn damit zu tun? Viel habe ich nicht gebraucht, um herauszufinden, dass das ein netter junger Mann war«, schmolzt meine Mutter jetzt.

Verflixt und zugenäht, die redet über ihn, als wäre er tot! Fehlt nur noch der Heiligenschein!, denke ich erbittert.

Und dann feuert sie noch eine ihrer Granaten hinterher: »Aber die netten Jungs haben dir ja sowieso nie gefallen ...«

»Vielleicht weil ich denen auch nicht gefalle«, kontere ich. Diese Diskussion haben wir schon tausend Mal geführt – ich kenne den Text dieser Schmierenkomödie in- und auswendig. Aber im Grunde muss ich ihr Recht geben: Ohne es zu wollen, erfülle ich langsam tatsächlich das Klischee der Frau, die immer an den Falschen gerät. Dabei könnte ich mich selber dafür ohrfeigen!

»Wir machen uns doch bloß Sorgen um dich«, lenkt

meine Mutter ein und schlägt auf einmal einen mitleidigen Ton an. »Du kommst hierher nach Venedig und lässt dich nicht blicken, nie besuchst du deine alten Eltern ...«

»Mama, jetzt mach aber mal 'nen Punkt. Du weißt doch, dass ich keine freie Minute hatte mit Gaias Junggesellinnenabschied und so«, rechtfertige ich mich. »Aber jetzt bin ich da.« Ich versuche mich an einem Lächeln.

»Und du bleibst hoffentlich zum Essen.« Das ist mehr ein Flehen als eine Einladung.

»Da kannst du Gift drauf nehmen!« Mein Lächeln wird breiter, und ich kneife meiner Mama zärtlich in die Wange. »Aber bloß wegen deiner Kartoffelroulade, was glaubst du denn!«

»Undankbares Gör, du!« Meine Mutter schüttelt den Kopf und zieht einen Flunsch. Dabei habe ich ihr aber auch ein Lächeln entlockt.

»Na gut, ein bisschen bleibe ich auch deinetwegen, aber nur ein bisschen«, präzisiere ich und drücke ihr ein Küsschen auf die Wange. In der Hoffnung, sie damit wieder versöhnt zu haben, gehe ich auf mein Zimmer, um mir endlich das Kleid anzuschauen.

Und da hängt es in seiner ganzen Pracht am Schrank, mein Versace-Kleid, perfekt gebügelt und duftend. Wie immer hat meine Mutter ganze Arbeit geleistet! Je länger ich es anschau, desto besser gefällt es mir. Ob es nun an diesem besonders geilen Blauton liegt oder an der Tatsache, dass ich schulterfreie Kleider in dieser perfekten Länge bis knapp unters Knie liebe – das Kleid

kaschiert wunderbar die Orangenhaut an den Oberschenkeln, die mein größter Kummer ist! –, aber jetzt kommt es mir gerade in seiner Schlichtheit ganz besonders elegant und vornehm vor. Ich nehme das Kleid vom Bügel, halte es vor mich und betrachte mich im Wandspiegel. Plötzlich schießt mir ein grauenvoller Gedanke durch den Kopf: *Werde ich da überhaupt reinpassen?* Ich habe den schrecklichen Eindruck, dass es eingegangen ist, aber das liegt vielleicht nur an dem altmodischen Spiegel. *Hoffen wir das Beste, denn wenn ich den Reißverschluss nicht zukriegen sollte, sitze ich in der Tinte.*

Ich habe beschlossen (nein, auch das hat Gaia für mich entschieden), dazu eine Clutch sowie lila Peeptoes zu tragen, die im Wandschrank meiner Wohnung auf mich warten.

Bemüht, es nicht zu zerknittern, lege ich das Kleid aufs Bett. Als ich mich umdrehe, kann ich meinem eigenen Spiegelbild nicht mehr ausweichen, und diesmal schaue ich mich kritischer und von Kopf bis Fuß an. Tatsächlich sehe ich nicht besonders gut aus ... ich befürchte, da muss ich meiner Mutter und ihrer Besorgnis zur Abwechslung einmal Recht geben. All die Nächte, die ich mir um die Ohren geschlagen habe, die unregelmäßigen Mahlzeiten und der ein oder andere Cocktail zu viel haben mir dunkle Augenringe und einen eher gräulichen Teint beschert. Und da, mitten auf der Stirn, zwischen den Augenbrauen, gibt es seit neuestem eine kleine, steile Mimikfalte, wie eingegraben von einem ständigen scharfen Schmerz. »Es gibt keinen

lästigen Gedanken, der sich nicht mit einer guten Gesichtsmassage und einer hochwertigen Creme aus der Welt schaffen ließe«, pflegt Gaia zu sagen. Eigentlich habe ich an diese Theorie nie so recht geglaubt, aber vielleicht ist nun ja wirklich der Moment gekommen, es mal auszuprobieren.

»Elena, Essen!«, tönt die Stimme meiner Mutter schrill durch den Flur.

»Ich komme!«, rufe ich und stürze aus dem Zimmer.

Ich begrüße meinen Vater, der gerade von einer Sitzung bei irgendeiner wohltätigen Organisation nach Hause gekommen ist, bereits am Tisch sitzt und sich auf seinen gefüllten Teller gestürzt hat, und nehme ebenfalls Platz. Der Tisch biegt sich unter den Speisen. Allein beim Anblick all der Köstlichkeiten läuft mir das Wasser im Munde zusammen, doch im gleichen Moment fällt mir ein, dass auch nur ein Gramm mehr auf der Waage dazu führen könnte, dass ich nicht mehr in mein Kleid passe. Ich sehe die Speckröllchen schon förmlich vor mir, wie sie sich auf meine Hüften legen. Sei's drum: Die Kartoffelroulade meiner Mutter lacht mich so unverschämt einladend vom Teller an, dass ich schnell kapituliere, hemmungslos zur Gabel greife und reinhaue. *In den tristen römischen Zeiten, die mich erwarten, werde ich mich früh genug nach diesen Köstlichkeiten zurücksehnen!*, sage ich mir und genieße jeden Bissen.

Nachdem wir das lukullische Mahl verputzt und ich meiner Mutter beim Aufräumen der Küche geholfen habe, setze ich mich wieder zu meinem Vater ins

Wohnzimmer.

Begeistert berichtet er mir von der letzten Aufführung seiner Laienspieltruppe. Ich nicke und lausche interessiert – tatsächlich würde ich ihn gerne mal auf der Bühne sehen –, doch als er mit seinen Schilderungen fertig ist, senkt sich zwischen uns ein gewichtiges Schweigen herab, das ich nicht recht zu überbrücken weiß. Er seufzt, schaut mit seiner typisch zurückhaltenden und etwas verlegenen Art, wie sie die zärtlichen und brummigen Väter seiner Generation an sich haben, vor sich hin und fragt mich dann: »Hand aufs Herz, Elena, ist wirklich alles in Ordnung bei dir?«

»Klar«, antworte ich ein wenig unsicher, aber hoffentlich glaubhaft. »Wieso nicht?«

»Ich weiß nicht.« Er schüttelt nachdenklich den Kopf. »Seit du dich von diesem jungen Mann, Filippo, getrennt hast«, er holt Luft, als würde es ihm widerstreben, diesen Namen in den Mund zu nehmen, »kommst du mir so spröde und reserviert vor. Deshalb, also, um ehrlich zu sein ... ich mache mir ein bisschen Sorgen. Ich würde so gerne wissen, was in deinem Kopf vorgeht.«

»Also, ich hab nicht das Gefühl, dass ich anders bin als sonst«, erwidere ich und spüre, wie ich mich erst recht verschließe.

»Du hast uns einfach an gar nichts mehr teilhaben lassen in deinem Leben«, fährt mein Vater stockend fort. »Dabei erzählst du doch sonst immer alles, zumindest deiner Mutter. Wir wissen auf einmal gar nichts mehr von dir, mein Mädchen.«

Es kostet meinen Vater offenbar gewaltige Mühe, die

Rolle abzulegen, die er immer in der Familie gespielt hat – die des diskreten und verschwiegenen Familienoberhaupts, das lieber hinter den Kulissen agiert und bei heiklen Fällen seine Frau vorschickt. Die Tatsache, dass er sich Sorgen um mich macht und mir dies so direkt sagt, bereitet mir deshalb ganz besonderes Unbehagen: Bin ich in den Augen meiner Eltern wirklich so durch den Wind? Einen Moment lang überlege ich, ob ich mich an seiner Schulter ausheulen und mir den ganzen Schmerz von der Seele reden soll, den ich bislang noch nie nach außen getragen habe. Doch ich bringe es schließlich doch nicht über mich, fühle mich wie betäubt und habe auf einmal auch gar keine Lust mehr, es zu probieren.

Stattdessen bleibe ich bei meiner kleinen Schmierenkomödie. Damit fühle ich mich wohler. Zumindest ist es einfacher, eine Rolle zu spielen.

»Papa, es geht mir gut«, sage ich und setze das beruhigendste Lächeln auf, das mir zu Gebote steht. »Es ist aus zwischen uns, und genau so habe ich es gewollt. Punkt.«

Wie soll ich ihm bloß erklären, dass nicht Filippo der Grund ist, warum es mir schlecht geht?

»Ja, aber du bist immer so ernst, Elena«, beharrt mein Vater und sucht forschend in meinem Gesicht nach der wirklichen Antwort, jenseits aller Worte. »Ich sehe es dir doch an, dass da was im Argen ist.«

»Sicher, ich hatte keine leichte Zeit, aber alles wird besser, da bin ich mir sicher.« Während ich das sage, versuche ich, ernsthaft, aber zugleich auch positiv und

optimistisch rüberzukommen. Hoffen wir, dass er darauf hereinfällt und sich abwimmeln lässt.

»Na gut«, gibt mein Vater sich endlich geschlagen. Aber gut ist es eigentlich gar nicht. Er ist nicht auf meine Beruhigungstaktik hereingefallen, daran lässt er keine Zweifel, hat aber beschlossen, nicht noch weiter in mich zu dringen und diese Farce, die für uns beide unangenehm ist, zu beenden.

Ach Papa, ich hab dich gerade so lieb ...

»Jedenfalls sind deine Mutter und ich immer für dich da – aber das weißt du ja«, brummelt er liebevoll.

Klar weiß ich das. Aber es gibt Schmerzen, die niemand lindern kann, nicht einmal die Menschen, die dich auf der Welt am meisten lieben. Ich kann mich nur in Geduld üben und abwarten, bis es von selber aufhört wehzutun, und in der Zwischenzeit einfach weiterleben.

Ich nicke lächelnd und wechsele das Thema. »Spielen wir eine Runde?«, frage ich ihn und hole die Karten vom Wohnzimmertisch. Mein Vater ist verrückt nach Kartenspielen und hat mich seit meiner Kindheit immer wieder zu ausgiebigen Spieleabenden verdonnert. Mir sind diese Abende eine liebe Erinnerung – das Kartenspielen verbindet uns, und in diesem Moment hoffe ich, ihn damit ein wenig von meiner Misere ablenken zu können.

»Ja klar, wenn du willst«, sagt er mit einem Seufzen. Er weiß, dass ich einfach nur nicht weitersprechen will, geht aber darauf ein.

Während ich die Karten mische, klingelt mein Handy.

»Entschuldige mich einen Moment, Papa ...«

Ich stehe auf und gehe dran. Bestimmt ist das Gaia. Heute Morgen hat sie mich schon gefühlt zwanzig Mal angerufen, und wer weiß, was sie jetzt schon wieder will. Wahrscheinlich geht es um Ratschläge auf den letzten Drücker, zum Beispiel, ob ihr ein Lippenstift mit Perlmutterglanz besser steht oder doch eher einer in Zyklamrot.

Ich nehme das Handy aus der Tasche und sehe zu meiner großen Überraschung Martinos Namen auf dem Display leuchten. Es ist schon eine Weile her, dass ich zuletzt von ihm gehört habe. Mir tritt spontan ein Lächeln auf die Lippen, als ich sein liebes Jungengesicht vor mir sehe.

»Martino?«, antworte ich mit betont sorgloser Stimme.

»Hallo, Elena«, sagt er, und ich höre allein diesen zwei Worten an, dass auf seinem Gesicht gerade die typische Mischung aus Schüchternheit und Ehrlichkeit steht.

»Wie geht's? Du hast dich ja schon eine ganze Weile nicht mehr blicken lassen ...« Ich entschuldige mich mit einem Nicken bei meinem Vater und flüchte in mein Zimmerchen, wie zu Schulzeiten, wenn mich ein Junge anrief und ich mich mit dem schnurlosen Telefon in meiner Höhle verschanzte.

»Mir geht's gut«, sagt er. »Rat übrigens mal, wo ich gerade bin.«

»Keine Ahnung ...« Im Hintergrund höre ich Leute reden. »Villa Borghese?« Ich erinnere mich noch gut an unseren gemeinsamen Besuch dort.

»Nein, falsch«, antwortet er und platzt dann nach einer Kunstpause damit heraus: »Ich bin in Venedig!«

»Wo?« Ich hatte ihm nichts von meiner Rückkehr in die Lagunenstadt erzählt, frage mich aber trotzdem, ob er vielleicht meinetwegen hierhergekommen ist.

»Ich besuche ein Seminar über Giorgione an der Uni«, erklärt er mir, »und bin hier, um mir ein paar Werke im Original anzuschauen.«

»Aha ...«

»Erinnerst du dich noch, was du mir gesagt hast? Du wolltest mir ein paar Tipps geben ... falls ich mal nach Venedig komme. Na ja, und das wollte ich jetzt tatsächlich in Anspruch nehmen ...«

Vor längerer Zeit, als wir in Rom einen Kaffee trinken waren, hat er mir gestanden, dass er noch nie in Venedig war – ich erinnere mich ganz genau.

»Umso besser!«, verkünde ich triumphierend und freue mich auf einmal unbändig über Martinos Anruf. »Ich kann dich sogar persönlich rumführen: Ich bin nämlich auch in Venedig!!«

»Wirklich?«, flüstert er, atemlos vor Überraschung.

»Ganz genau«, erwidere ich und lege mich aufs Bett. »Morgen heiratet meine beste Freundin, und in genau diesem Moment bin ich bei meinen Eltern.«

»Mensch, toll!«

»Ja, es gibt schon Zufälle!«

»Dann komm doch gleich zu mir!«, schlägt Martino voller Elan vor. Und beeilt sich dann hinzuzufügen: »Natürlich nur, wenn du nichts anderes vorhast.« Der gute alte Martino. Erst ist er zu allen Schandtaten bereit, und dann bekommt er kalte Füße.

»Ich hab nichts weiter vor. Außerdem hatte ich dir ja

versprochen, dass ich dich herumführe, oder? In welcher Gegend bist du denn?«

»Also ...« Martino scheint sich umzuschauen. »Ich bin an Bord eines Vaporetto auf irgendeinem Kanal. An einer Mauer steht: FONDAMENTA DELLE ZATTERE.«

»Perfekt!« Ich richte mich vom Bett auf. »Dann müsstest du direkt hinter dir eine Eisdiele sehen. Bei Nico.« Ich schaue mich einen Moment lang im Spiegel an. *Mann, sehe ich fertig aus ...*

»Mhm. Ah ja, jetzt habe ich's. Ich sehe die Eisdiele«, bestätigt Martino aufgeregt.

»Super, dann steig aus und warte dort auf mich. Ich bin in etwa einer Stunde da – so lange brauche ich, um mich von meinen Eltern zu verabschieden und den Canal Grande zu überqueren.«

»Fantastisch! Dann bis gleich.«

Ich verabschiede mich schnell von meinem Vater und meiner Mutter und steige in das erstbeste Vaporetto.

Martinos Anruf kam im genau richtigen Moment: Er war die perfekte Ausrede für mich, um der allzu ernsten Stimmung zu Hause entfliehen zu können – es sah nämlich nicht danach aus, als würden sich meine Eltern in absehbarer Zeit entspannen. Außerdem freue ich mich wirklich, Martino wiederzusehen. Es ist schon fast einen Monat her, dass ich ihn das letzte Mal getroffen habe. Wir haben uns gemeinsam die Kubismus-Ausstellung im Vittoriano angeschaut.

An der Haltestelle Zattere steige ich rasch aus und halte

nach Martino Ausschau. Und da steht er, an eine Säule des Laubengangs gelehnt; in seinem Blick diese Mischung aus Zerstreutheit und Nachdenklichkeit, die ich mit zwanzig vielleicht auch noch an mir hatte. Doch auch Martino hat sich in diesen vergangenen Monaten verändert: Seine Schultern sind breiter geworden, als hätten sie sich erst richtig entfaltet, und auf seinem Gesicht sprießen ein paar Härchen mehr, was ihn vergleichsweise erwachsener wirken lässt. So ganz allmählich schält sich aus dem Jungen, der er einmal war, der Mann heraus, der er sein wird. Ich erinnere mich noch gut an das erste Mal, als wir uns in San Luigi dei Francesi miteinander unterhalten haben, wo ich arbeitete und er Caravaggios Matthäuszyklus studierte. Seine Schüchternheit, seine höfliche Art und die Intelligenz, die aus seinem Blick sprach, haben mich sofort für ihn eingenommen, und ich fasste spontan Zuneigung zu ihm.

Und jetzt ist Martino hier, immer noch er und doch nicht mehr ganz der Alte: Seine alte Jeansjacke hat er gegen ein Jackett aus zerknautschter Baumwolle eingetauscht, die seine Schultern betont, doch an den Füßen trägt er immer noch seine unverzichtbaren All Stars. Auch die Haartolle, die ihm über die Augen fällt, und das Piercing in der Augenbraue sind noch an ihrem Platz, ebenso wie dieses besondere Lächeln, das er mir jetzt schenkt. Er nimmt seine Kopfhörer aus dem Ohr, steckt seinen iPod in die Tasche und kommt auf mich zu.

»He!«, begrüße ich ihn und küsse Martino auf beide Wangen. »Du hast mich gerade vor einer Familienverschwörung gerettet!«

»Wenn das so ist, bin ich froh. Deine Eltern sind es wohl aber eher nicht, nehme ich an?«

»Oh, meine Eltern sind toll ... aber man genießt sie besser in kleinen Dosen«, sage ich und zucke mit den Achseln. »Was wollen wir machen?«

»Das überlasse ich ganz dir«, sagt Martino und breitet die Arme aus, als würde ihm die ganze Stadt zu Füßen liegen. »Du bist die Fremdenführerin!«

»Na gut. Du hast erzählt, dass du dich gerade mit Giorgione beschäftigst, stimmt's? Dann gehe ich mit dir in die Galerie dell'Accademia, und wir schauen uns *Das Gewitter* an. Das ist gleich hier in der Nähe.«

»Perfekt!« Martino reicht mir seinen Arm, und wir ziehen los.

Nach unserem Besuch in der Accademia schauen wir uns noch die Frari-Kirche an – wo ich beim Anblick von Tizians *Assunta* mit klopfendem Herzen an die Nacht denken muss, in der ich mich hier mit Leonardo verabredet hatte – und die Scuola Grande di San Rocco mit den Fresken von Tintoretto. Gegen Abend, als wir beide so erschöpft sind, dass wir uns kaum mehr auf den Beinen halten können, lade ich Martino zu mir nach Hause ein, um einen Happen zu essen. Da ich das kleine Problem mit den Herdplatten immer noch nicht gelöst habe, nehmen wir uns aus der Pizzeria bei mir im Haus zwei Mafiatorten mit. Es ist nicht gerade die beste Pizza der Welt, aber als ich noch hier wohnte, war ich Stammkundin, und als er mich wiedererkannte, hat mich der ägyptische Inhaber mit wohlwollendem

Schnurrbartkräuseln begrüßt.

Jetzt sitzen Martino und ich auf dem Sofa und lassen uns unser Abendbrot schmecken.

»Ich befürchte, morgen passe ich endgültig nicht mehr in mein Kleid«, sage ich mit Blick auf mein wohlgefülltes Bäuchlein, das mir irgendwie runder vorkommt als sonst.

Bevor wir hierherkamen, haben wir noch rasch das Versace-Kleid bei meiner Mutter abgeholt, das jetzt am Eingang hängt. Martino schaut zwischen dem Kleid mir hin und her.

»Diese Farbe passt wunderbar zu deiner hellen Haut«, bemerkt er leise.

»Wenn du das sagst, der du so viel von Farben verstehst, dann will ich das mal glauben«, erwidere ich schmunzelnd und denke: *Endlich weiß einmal jemand meine Blässe zu schätzen.*

Martino schenkt mir einen aufrichtigen Blick. »Du wirst morgen wunderschön aussehen.« Er fährt sich mit einer Hand durch die Haare, damit sie noch akkurater liegen als vorher. »Aber das bist du ja immer ...«, fügt er mit einem Seufzen hinzu, das mehr an ihn selbst als an mich gerichtet ist, und legt den Kopf an die Lehne des Sofas. Er hält meinem Blick stand und senkt ihn nicht wie sonst.

Irgendwie betrachtet er mich anders als sonst. Plötzlich ist er kein Junge mehr, spüre ich, sondern ein Mann, und ich bin die Frau, die er begehrt.

»Ich leg schnell eine andere CD ein.« Ich stehe vom Sofa auf, auch um die Anspannung, die auf einmal zwischen uns herrscht, ein wenig aufzulockern, und

drehe mich zu ihm. Als ich seinem Blick erneut begegne, ändere ich meine Meinung spontan. »Nein, such du dir doch was aus«, fordere ich ihn auf.

Martino blättert durch die drei Reihen CDs, die schon seit Jahren auf dem Bücherregal stehen.

Wer weiß, warum ich die nicht mit nach Rom genommen habe ...

Er schaut sich alle aufmerksam an, fährt mit dem Finger über die Rücken und zieht dann zielsicher eine heraus. Einen Moment später ertönt Frank Sinatras Stimme aus dem Stereolautsprecher, rauchig und weich. Er singt *Strangers in the Night*.

Martino schaut mich an, auf einmal abwartend, beinahe scheu. Als er jedoch lächelt und mir die Hand reicht, ist seine ganze Verlegenheit wie weggeblasen. »Darf ich um diesen Tanz bitten?«

»Gerne«, antworte ich, stehe auf und neige den Kopf. Dann schließt er mich in die Arme.

Mit fast übertriebener Behutsamkeit zieht Martino mich an sich und macht ein paar unsichere Tanzschritte. Ich schlinge die Arme um seinen Hals und lege das Gesicht an seine Schulter, atme den sauberen Geruch seines frisch gewaschenen T-Shirts tief ein. Alles an ihm riecht so sauber, schießt es mir durch den Kopf. Ich spüre das leichte Kitzeln seines Dreitagebartes an meinen Haaren, seinen warmen Atem an meiner Schläfe. Jetzt werden seine Hände immer selbstsicherer, ich spüre, wie sich die Handflächen entspannen und Martinos Finger fest auf dem Stoff meines Kleides liegen.

»Du tanzst toll«, flüstert er begeistert. Ich schließe die

Augen und lasse mich von ihm führen, summe leise die Melodie mit.

Martino drückt mich ein wenig fester an sich; seine Hände liegen warm an meinem Rücken. Als er den Mund auf mein Haar legt, spüre ich, dass auch er leise mitsingt.

Ich fühle mich gut in seinen Armen, obwohl ich dabei das seltsame Gefühl habe, nicht ganz hierherzugehören, weil da immer noch dieser beträchtliche Altersunterschied von zehn Jahren zwischen uns ist. Auf einmal und vollkommen überraschend verspüre ich unbändige Lust, den Geschmack seiner Lippen zu kosten.

Unsere Füße wandern bedächtig über das Parkett, machen ein leises, schleifendes Geräusch. Martinos Füße folgen den meinen, die schließlich einfach stehen bleiben. Doch statt sich zu lösen, hält Martino mich weiter in seinen Armen. Weil es so schön ist, beschließe ich, der Situation nachzugeben und die Augen nicht zu öffnen, bis ich die ersten Töne von *The Way You Look Tonight* höre. Erst da lockere ich meine Arme ganz behutsam.

Mit offenkundigem Bedauern tritt Martino einen Schritt zurück. Irgendwie wirken seine Hände leer, unbefriedigt, als sie sich von meinem Körper lösen und er sie hilflos sinken lässt. Ich sehe, wie sein Adamsapfel nach unten hüpfte, als habe er etwas sagen wollen, es sich dann aber anders überlegt und seine Worte heruntergeschluckt.

»Was ist denn?«, frage ich mit möglichst unschuldigem Lächeln, um die Anspannung etwas zu lockern.

Und dann liegen seine Lippen auf den meinen. Zuerst scheu und unsicher, dann jedoch zusehends

entschlossener. Ich hole tief Luft, um Zeit zu gewinnen und zu begreifen, was da gerade geschieht, doch vor allem genieße ich es, dass er genauso gut schmeckt, wie ich es mir vorgestellt habe. Und so öffne ich den Mund, lasse seine Zunge zu mir herein, lasse den Kuss geschehen.

Martino wirkt ein wenig überrascht, doch sein Atem geht schneller, je stärker die Erregung in ihm wächst. Ich meine sogar, dass er in meinen Armen zittert.

Ich strecke eine Hand aus und streichele Martino ganz leicht über die Augenbraue, spiele mit seinem Piercing, lasse die Hand dann sein Gesicht hinab bis zu seinem Nacken wandern.

Es ist der zärtlichste Kuss, den ich je bekommen habe. Martinos Lippen sind wie aus Samt, und sie liebkosen die meinen nur ganz leicht, behutsam, während seine Zunge beginnt, vorsichtig meinen Mund zu erkunden.

Schließlich löst er sich von mir, betrachtet mich mit verträumter Miene. »Du hast ja keine Ahnung, wie sehr ich mir gewünscht habe, das zu tun«, flüstert er atemlos.

»Du hast auch eine Weile gebraucht ...« Ich lächele, streiche ihm zart durch die Haartolle.

»Ich dachte, du wolltest nicht.«

»Ich habe doch selber nicht gewusst, dass ich es auch will. Bis heute Abend.«

Martinis Wimpern sind lang und dicht, und in der Iris seines rechten Auges glitzert ein kleiner goldener Fleck. Der war mir bislang noch nie aufgefallen – andererseits bin ich ihm aber auch noch nie so nahe gekommen.

Ich lege die Hände um sein Gesicht und küsse ihn noch

einmal, lasse sie dann ganz langsam an seinen Armen nach unten gleiten und greife nach Martinos Händen. Es sind weiche, makellose Hände, noch nicht von der Zeit und den Stürmen des Lebens gezeichnet wie die von Leonardo. Und das gilt auch für sein Gesicht, seine straffe Haut, den zarten, weichen Bartwuchs. Martino duftet nach Jugend, und heute Abend habe ich Lust, diesen jungen Körper zu erkunden und zu entdecken. Ohne mit dem Küssen aufzuhören, knöpfe ich ihm das Hemd auf und beginne ihn auszuziehen. Er lässt mich gewähren, schaut mich ein wenig furchtsam an. Doch vor allem lese ich in seinen Augen Begehren.

Jetzt steht er ganz nackt vor mir und weiß gar nicht so recht, wo er hinsehen soll, während ich ihn mir ausführlich und voller Lust anschau: die langen, feinen Muskeln, so gut akzentuiert wie bei den Modellen seiner Kohlezeichnungen, die er mir einmal gezeigt hat, die Schultern breit und knochig über der schmalen Taille. Zwischen den Beinen sein Geschlecht, pulsierend, bereits erregt. Martino ist schön: Mich erinnert er an ein junges Tier, das noch nicht recht weiß, wohin mit dieser unbändigen Lebensfreude, dieser verrückten Impulsivität, die ihm die Natur geschenkt hat. In diesem Moment verwandelt sich sein etwas unbeholfenes Lächeln in pure Lust.

Ich führe ihn, ihn immer noch an beiden Händen haltend, über den Flur. Dann stehen wir vor dem Bett, das noch ungemacht ist. Martino legt sich ganz selbstverständlich hin und sieht mir zu, wie auch ich mich ausziehe. Dann strecke ich mich neben ihm aus.

Wir beginnen wieder, uns zu küssen, lange, tiefe, erregte Küsse. Ich sehe, wie sein Schwanz sich mir entgegenreckt, und streichele ihn mit der Hand.

Martino schaut mich an. Eine Mischung aus Rührung und Erregung steht in seinen Augen.

Er führt meine Hand an seine Lippen und küsst sie zärtlich. Ich spüre seinen heißen Atem an meinem Handgelenk und kann mich nicht mehr länger beherrschen: Erregt besteige ich ihn und beginne, seine Brust mit Küssen zu bedecken, ziehe mit meinen Lippen eine weiche Spur von seinem Herzen bis zum Nabel. Martinos Atem geht schneller und schneller, während meine Zunge immer vertrauter mit seiner Haut wird. Dann gleite ich tiefer und nehme seinen Schwanz zwischen meine Lippen, beginne ihn zu lecken und zu saugen, bis ich spüre, wie das Blut unter seiner Haut zu pulsieren beginnt.

Martino betrachtet mich mit einer Mischung aus Begierde und Verwunderung, als könne er gar nicht glauben, was da gerade mit ihm geschieht. Lustvoll krallt er die Hände in die Bettdecke und reckt mir sein Becken entgegen. Ich wandere wieder nach oben, zu seinem Mund, nehme zärtlich seine Hand und lege sie auf meine Brust. Anfangs zögert Martino, als hätte er das Gefühl, etwas Unerlaubtes zu tun. Dann greift er jedoch zu, nimmt meine Brustwarze in den Mund, beginnt daran zu saugen, zu lecken und sie spielerisch zu beißen. Ich streichele ihm den Nacken und lasse ihn ein wenig gewähren, genieße sein zärtliches Nagen.

Dann streckt er sich auf mir aus und spreizt behutsam

meine Beine. »Elena, du bist wunderschön«, murmelt er mit halb geschlossenen Augen und küsst mich auf den Hals. Einen Moment lang stützt Martino sich über mir auf und betrachtet mich mit der Entschlossenheit eines Menschen, der nicht mehr warten kann, dann packt er seinen Schwanz und versucht, in mich einzudringen, doch tut er es mit solcher Behutsamkeit, dass es nicht auf Anhieb gelingt. Vielleicht bin aber auch ich noch nicht bereit.

»Warte«, flüstere ich ihm leise zu und nehme ihn am Handgelenk, um ihn zu führen. Langsam und lustvoll zeige ich ihm, wo ich gerne gestreichelt werden möchte, und schiebe einen seiner Finger in mich hinein. Genüsslich erkundet Martino mich, ohne Druck, ohne Ziel und Plan. Wieder sucht er mit der Zunge nach meinen Brustwarzen und streichelt meine Schamlippen fester, die allmählich ganz feucht vor Lust werden.

Jetzt packe ich Martino fest an den straffen, schmalen Hüften, ziehe ihn an mich und helfe ihm dabei, in mich einzudringen. Doch auch dieses Mal gelingt es nicht. Martino lässt sich mit einem entnervten Schnauben auf mich fallen und birgt das Gesicht zwischen meinem Hals und der Schulter.

»Verdammt ...«, flucht er verzweifelt. »Dabei begehre ich dich so sehr!«

Ich lächele, zärtlich berührt, und nehme ihn in die Arme, wiege ihn wie ein Baby.

Nach einer Weile sucht Martino erneut meine Lippen und beginnt mich wieder zu küssen. Ich spüre sein steifes Geschlecht, das gegen meinen Bauch drückt, und helfe

ihm mit einer Hand, es in meine feuchte Spalte zu schieben.

Als er mich spürt, werden seine Pupillen groß, und sein Gesichtsausdruck ist nicht länger zärtlich, sondern der eines unruhigen, ungeduldigen Mannes. Ermutigend ziehe ich Martino an mich, und da ist er endlich ganz in mir drin, füllt mich mit einem noch unsicheren, aber doch lustvollen Stoß. Er bewegt sich langsam, ruckartig, als wüsste er noch nicht recht, wie er es machen soll. Er zittert, stöhnt. Dabei ist sein Atem ganz leicht, wie ein zärtlicher Luftzug, der meine Haut liebkost. Ich packe ihn an den Pobacken, helfe ihm dabei, seinen Rhythmus zu finden. Jetzt wird er immer sicherer und dringt mit jedem Stoß tiefer und entschlossener in mich ein. Am Schluss ist es nur noch der Instinkt, der ihn leitet, diese ungestüme und räuberische Kraft, diese Begierde, einen anderen Menschen zu durchdringen, zu besitzen: die reine, archaische männliche Energie.

Es ist überaus angenehm, ihn in mir drin zu haben, stelle ich fest, doch ich weiß, dass ich auch diesmal nicht zum Höhepunkt kommen werde. Mein Verstand ist wie benebelt von Gedanken, mein Geschlecht noch immer bis zum Rande gefüllt von der Erinnerung an Leonardo, von dieser unauslöschlichen Begierde, die er in mir hinterlassen hat.

Doch ich werde es nicht hinnehmen, dass meine Erinnerungen mir diesen Moment zerstören. Ich will, dass es *sein* Moment ist, ich will Martino unbedingt das Gefühl geben, dass er sich ganz und gar in mir verlieren kann, ohne Schranken. Ich will, dass die Zärtlichkeit, die

er in mir weckt, alles andere besiegt. Ich mache die Beine ganz breit und recke mich ihm mit gekrümmtem Rücken entgegen, helfe ihm dabei, den Höhepunkt seiner Lust zu erklimmen. Leise flüstert Martino meinen Namen; sein ganzer Körper spannt sich an wie ein bebender Bogen, und dann kommt er und bricht über mir zusammen.

Ein leichtes Beben durchläuft Martino, als er sich in mir ergossen hat, und es hält ein paar Minuten lang an. Ich betrachte die Schauer, die über seine Haut laufen, und streichle ihn zärtlich.

»Frierst du?«, frage ich ihn und streiche Martino mit der Hand über den Arm.

»Nein, das ist nur die Aufregung«, antwortet er leise und sucht meinen Blick. »Am selben Tag Venedig zu sehen und zum ersten Mal mit einer Frau zu schlafen ...«

»Was?«

»Ja. Für mich war es das erste Mal«, gesteht er mir in einem zögerlichen Flüstern.

O Gott! Wieso bin ich da nicht selber drauf gekommen? Jetzt wird mir so einiges klar. Zugleich durchzucken mich aber tiefe Zweifel. Sind die jungen Leute von heute nicht viel aufgeweckter und erfahrener, als wir es waren?

Ganz ruhig, Elena, du hast nichts Schlimmes getan. Er wollte es auch. Vor allem er.

»Na ja, ich war schon mit Mädchen zusammen ...«, fährt Martino leise fort. »Aber bis zum Letzten ist es nie gekommen.« Seine Stimme überschlägt sich vor Scham. Er sagt das alles, als müsste er sich rechtfertigen. Seine

Wangen sind gerötet, und seine Augen glänzen. »Ich hab's dir nicht gesagt, weil ich befürchtet habe, du würdest dich zurückziehen ... aber ich ... ich wollte unbedingt, dass du für mich die Erste bist.«

Ich lächele ihn an, verliere mich in seinem Blick und streichele ihm über die Augenbraue dicht an seinem Piercing vorbei. Wie kann ich ihm einen Vorwurf machen? Seine Augen sagen mir, dass ich das Richtige getan habe. Wenigstens für ihn. Auch wenn es zwischen uns nie eine Liebesbeziehung geben kann – und das wissen wir beide –, war das seit Monaten das erste Mal, dass ich etwas erlebt habe, das nicht nur reiner Sex war.

»Hat es dir eigentlich gefallen?«, fragt mich Martino plötzlich, offenbar besorgt darüber, dass ich nicht auf meine Kosten gekommen sein könnte. *Eben doch typisch Mann, diese Frage ...*

»Ja, sehr.« Ich küsse ihn sanft auf die Stirn.

»Aber du bist nicht gekommen ...«

»Nein, aber keine Sorge«, versichere ich ihm und streiche ihm übers Haar. Es ist dieses Wort – *kommen* – aus seinem Mund, was mich schmunzeln lässt. Aber ich möchte, dass die Erinnerung an sein erstes Mal schön ist, dass kein Schatten darauf fällt. »Bleib einfach immer so, wie du bist, so zärtlich und lieb, und die Mädels werden verrückt nach dir sein.«

Martino kuschelt sich an mich und liegt eine Weile leise atmend neben mir. Ich halte ihn im Arm, wiege ihn sanft hin und her. Er gibt sich meinen Zärtlichkeiten wohlighin. Doch urplötzlich, als würde er aus einem Traum erwachen, fährt er hoch, hebt den Kopf mit der

verwuschelten Haarmähne und schaut sich ein wenig benommen um.

»Wie viel Uhr ist es?«

»Zwei«, antworte ich nach einem kurzen Blick aufs Handy, das auf dem Nachttischchen liegt.

Martino stößt einen tiefen Seufzer aus und zieht sich hoch, lehnt sich ans Kopfende des Bettes. »Ich muss gehen«, sagt er traurig. »Ich hab mir ein Zimmer in der Jugendherberge an der Giudecca gebucht. Ist das weit weg von hier?«

Ich greife zärtlich nach seinem Arm. »Das ist nicht weit, aber du bleibst heute Nacht natürlich bei mir.«

Er lächelt. Es ist deutlich zu sehen, dass er mit nichts anderem gerechnet hat. »Bist du sicher?«

»Ja, ich bitte dich. Bleib.«

Wir haben uns noch mehrere Male geliebt. Martino war fantasievoll und unermüdlich, als wollte er innerhalb einer einzigen Nacht alles herausfinden, was man über Sex wissen muss. Und ich habe mich ihm vollkommen hingeeben, habe ihm alle seine Wünsche und Begierden erfüllt. Als wir dann beide am Ende unserer Kräfte waren und in die Dunkelheit des wohlverdienten Schlafes hinüberglitten, galt auch mein letzter Gedanke vor dem Einschlafen diesem Jungen mit dem verwuschelten Haar und den zarten Händen. *Jetzt ist er ein Mann geworden, und er schaut mich mit neuen Augen an*, dachte ich noch.

Ich öffne meine Augen langsam, fast widerwillig. Zum ersten Mal nach so langer Zeit spüre ich wieder die Wärme eines Menschen, der neben mir schläft. Es ist Martino. Ein Lächeln tritt auf meine Lippen, als die Erinnerung wiederkehrt, und ich schließe schnell wieder die Lider, um noch einmal genüsslich die Nacht Revue passieren zu lassen, die wir miteinander verbracht haben. Ich denke an den Rhythmus seines Atmens, an den Ton seiner Haut, an all die intimen Körperteile, die nur ich erkunden durfte. Seine Zärtlichkeit, so ungewollt und deshalb so entwaffnend, hat in mir eine Lust geweckt, wie ich sie schon lange nicht mehr erlebt habe.

Danke, Martino.

Ich dehne meine Muskeln und suche mit den Augen nach dem watteweichen Licht des Morgens. Ganz vorsichtig drehe ich mich auf eine Hüfte, um Martino nicht zu wecken. Er schläft noch, mit zerzausten Haaren und dem müden und zufriedenen Lächeln eines Menschen, der gerade eine aufregende Liebesnacht verbracht hat. Es war schön, die erste Frau seines Lebens zu sein, und es tut mir gut, ihn immer noch bei mir zu haben. Für Worte, für all die Erklärungen, die kommen werden und müssen, ist es noch viel zu früh.

Ich genieße diesen wunderbar leichten Schwebезustand zwischen Schlafen und Wachen, wende den Blick von ihm ab und lasse ihn über die Wände, die Decke, die

Möbel wandern. Er fällt auf das leuchtend blaue Kleid, das am Schrank hängt, und ... *O Gott, die Hochzeit!* Ich reiße entsetzt die Augen auf. *Warum, zum Teufel, hat der Wecker nicht geklingelt?*

In totaler Panik strecke ich einen Arm nach dem Nachttischchen aus und greife nach dem Telefon, um nachzusehen, wie viel Uhr es ist, doch – wie sollte es auch anders sein – der Akku ist vollkommen leer. Und in dieser verdammten Wohnung gibt es keinen Wecker, weil ich den nach Rom mitgenommen habe!

Mein Herz klopft wie wild, als ich die Nachttischlampe anknipse, im Nachtkästchen nach dem Ladegerät für mein Handy suche. Mit zittrigen Fingern schließe ich das Telefon daran an – doch es ist so leer, dass es sich nicht einmal mehr einschalten lässt. In diesem Moment durchbricht die laute Hupe eines Vaporetto auf dem Canal Grande – was für ein perfekter Soundtrack für einen Thriller! – die Stille und lässt mich zusammenzucken. *Verflucht noch mal!*

Ohne mich weiter darum zu scheren, ob ich Lärm mache und Martino wecke, rolle ich mich aus dem Bett und laufe in die Küche: die Uhr der Mikrowelle!! Als ich die vier Ziffern auf dem Display sehe, stoße ich einen erstickten Schrei aus.

»Scheiße, Scheiße, Scheiße!«

Es ist zehn vor elf, um Punkt elf heiratet Gaia, und die Kirche, Santa Maria dei Miracoli, liegt am anderen Ende der Stadt.

*Warum geht bei mir eigentlich immer alles schief?
Warum baue ich ständig Mist?* Am liebsten würde ich

den Kopf in diesen vermaledeiten Herd stecken!

Ich muss mich jetzt beeilen; um mit meinem Schicksal zu hadern, bleibt keine Zeit. *Konzentrier dich, Elena, zehn Minuten müssen reichen, wenn du sie gut nutzt.*

Ich stürze ins Bad und dusche mich in Lichtgeschwindigkeit. Ich hatte Gaia versprochen, um neun bei ihr zu sein, ihr bei den Vorbereitungen zu helfen und mich selber vom Friseur und dem Visagisten herrichten zu lassen. Bestimmt denkt sie, ich sei tot, weil ich nicht erschienen bin. Aber es ist keine Zeit für Rechtfertigungen, jetzt ist für gar nichts mehr Zeit.

Ich trete tropfnass aus dem Bad und habe noch ganze sechs Minuten, um mich anzuziehen, zu schminken, zu frisieren, die Highheels anzuziehen und quer durch die Stadt zu fahren. *Mission impossible*. Eigentlich sollte es ja die Braut sein, die zu spät kommt, damit alle vor Spannung den Atem anhalten – nicht die Trauzeugin. Nicht die Person, die ihre Unterschrift auf die Urkunde setzt und damit für eine lebenslange Bindung bürgt. Also definitiv nicht ich. Und das wird mir Gaia nie verzeihen!

Ich darf gar nicht daran denken. Ich muss mich beeilen, und damit hat sich's. Später werde ich versuchen, alles wieder einzurenken. *Wenn sie mir die Chance gibt ...*

Ich nehme das Kleid vom Bügel, ziehe es an und laufe, ohne den Reißverschluss zuzumachen, zum Telefon. Endlich hat es sich wieder eingeschaltet: Ich habe ganze sechsundzwanzig Anrufe von Gaia verpasst. Mit vor Aufregung zitternden Händen versuche ich sie anzurufen, doch wie zu erwarten geht sie nicht dran. Es sind nur noch ein paar Minuten bis zur Trauung, und ich bin hier,

in diesem Zustand, mit einem zwanzigjährigen Jungen im Bett. *HILFE!!!*

Martino schläft immer noch selig. Ich könnte ihn einfach in Frieden lassen, doch ich muss unbedingt meine Tragödie mit jemandem teilen.

»Martino, wach auf!« Ich rüttele ihn.

»Wie viel Uhr ist es?«, murmelt er und dreht sich auf die Seite.

»Es ist total spät. Fast elf«, schreie ich ihm ins Ohr und schubse ihn unsanft.

»Hä?« Er reißt die Augen auf und richtet sich ruckartig auf. »Aber ... musstest du denn nicht auf die Hochzeit?«

»Ja, Mensch! Und das schaff ich nie!«, brülle ich, springe wieder auf und fange an, im Zimmer auf und ab zu tigern.

Martino setzt sich auf und schaut mich mit völlig zerknautschtem Gesicht an.

»Beruhig dich. Wenn du dich aufregst, kriegst du es erst recht nicht gebacken.« Er reibt sich die Augen, streckt die mageren Arme und lehnt sich an die Wand. So hat er sich das Aufwachen heute bestimmt nicht vorgestellt.

Mir ist indessen eingefallen, dass mein Kleid noch offen steht, und ich kämpfe mit dem Haken des Reißverschlusses an meinem Rücken.

Martino kommt zu mir und zieht ihn mir vorsichtig zu. »So, na bitte.«

»Verdammt. Ich komm mir vor wie eine Wurst in der Pelle!«, schreie ich und ziehe in dem vergeblichen Unterfangen, mich schmaler zu machen, den Bauch ein. Dann humpele ich ohne einen Dank ins Bad.

Ich knipse das Licht am Spiegel an und betrachte mich. Ich sehe ziemlich fertig aus, habe Ringe unter den Augen und einen dicken Pickel – wie ein Krater! – mitten am Kinn. Rasch trage ich Korrekturstift und Grundierung auf, aber das macht es nicht viel besser, weil ich viel zu hektisch bin. Jetzt sehe ich käsig aus, wie aus Wachs.

Auch egal, sage ich mir, für Perfektionismus ist jetzt keine Zeit. Weiter, weiter! Ich hole aus dem Toilettenschränkchen ein altes Set mit verschiedenen Lidschatten und mehreren Nuancen für die Lippen. Das Schminken war noch nie eine Stärke von mir, aber jetzt muss es sich zeigen, ob die ausführlichen Unterweisungen von Gaia möglicherweise doch nicht völlig umsonst gewesen sind: Werde ich das hinkriegen, ohne mich vollkommen zum Clown zu machen?

»Elena ...« Das ist Martinos Stimme, sanft wie immer. Die Stimme eines Menschen, der sein Lebtage lang Angst hat zu stören.

»Ich bin hier«, antworte ich und tupfe ein bisschen Rouge auf meine Wangen.

»Kann ich reinkommen?« Er zeigt sich an der Tür, bereits in voller Montur, samt All Stars.

»Klar.«

Jetzt taucht im Spiegel neben mir sein Gesicht auf. Beim Anblick seiner ratlosen und etwas verwirrten Miene wird mir ganz warm ums Herz.

Ich drehe mich einen Moment lang zu ihm und gehe auf ihn zu. »Tut mir leid, dass ich mich momentan gar nicht um dich kümmern kann ...« Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und gebe ihm ein eiliges Küsschen auf die

Lippen. »Aber das ist jetzt wirklich ein Notfall!« Rasch mache ich mit dem Gesichtskleister weiter. »Ich kann mich schon unter normalen Bedingungen nicht schminken, geschweige denn jetzt«, schimpfe ich, betrachte mich im Spiegel und ziehe eine wenig begeisterte Miene.

»Lass mich mal.« Martino tritt zu mir vor den Spiegel. Zumindest scheint er zu wissen, was er da sagt.

»Du?«

Ich bin so verzweifelt, dass ich in diesem Moment bereit bin, ihm alles zu glauben, doch er nimmt mir nur wortlos den Lidschattenpinsel aus der Hand. Ich bin baff. Mit einigen wenigen, aber zielgerichteten Pinselstrichen verteilt er den Puder auf meinen Lidern.

»An der Akademie habe ich mal einen Kurs in Maskenbildnerei gemacht«, erklärt er. »Wenn du mir vertraust ...«

»Klar vertrau ich dir! Hauptsache, du machst schnell und verwandelst mich nicht in eine dieser fetten Opernsängerinnen, die aussehen wie aus dem Wachsfigurenkabinett!«

Martino bewirkt ein kleines Wunder an meiner Augenpartie. Schließlich vervollständigt er das Make-up mit blauer Wimperntusche und einem Hauch Lipgloss auf meinen Lippen.

Ich werfe einen Blick aufs Handy: Viertel nach elf! Wenn Gaia wie üblich die Diva gibt, verzögert sich ja vielleicht die Trauung, und ich habe noch Zeit bis zwanzig nach elf. *Vielleicht.*

Trotzdem schaffe ich das nie.

Außerdem bleibt da immer noch das Frisurenproblem. Ich schüttele mein Haar, überlege, wie ich es in Form bringen soll. Momentan sehe ich noch aus wie eine Kreuzung aus einem Salatkopf und einem Cockerspaniel. Darum hätte sich eigentlich Patrick, Gaias Friseur, kümmern sollen – wenn ich blöde Kuh bloß rechtzeitig aufgestanden wäre!

Ich binde die Haare zu einem Pferdeschwanz. »So?«, frage ich Martino hoffnungsvoll. »Oder besser so?« Ich lasse die Haare offen auf die Schultern fallen und schiebe sie auf eine Seite. Sie sind ziemlich gewachsen – jetzt reichen sie mir bis weit über die Schultern. *Früher oder später werde ich sie wohl ein Stück abschneiden müssen.*

»Mhmm ...« Martino betrachtet mich. »Vielleicht so.« Er greift mir in den Haarschopf und schlingt meine Haare zu einer Art flachem Knoten. »So fällt mehr Licht auf dein Gesicht.«

»Okay. Ich vertraue dir«, rufe ich und stecke meine improvisierte Frisur mit einer perlenbesetzten Spange fest. *Dieser Junge ist doch tatsächlich immer für eine Überraschung gut.*

Ich versprühe eine Wolke Haarlack und stürze auf der Suche nach meinen Highheels aus dem Bad.

In diesem Moment – es ist bereits zwanzig nach elf – kündigt ein stürmisches Klingeln von einem Anruf meiner Mutter. Offenbar hat sie sich tatsächlich als Zaungast einfach in einer der vorderen Reihen in der Kirche platziert und befürchtet nun natürlich das Schlimmste, weil sie ihre Tochter nicht an Gaias Seite entdecken kann. Wahrscheinlich alarmiert sie gleich den Notarzt,

wenn ich jetzt nicht drangehe.

»Mama!«

»Elena, wo zum Teufel bleibst du denn? Lebst du noch?« Obwohl meine Mutter aus naheliegenden Gründen flüstert, ist ihre Aufregung nicht zu überhören.

»Mir geht's gut, Mama«, versuche ich sie zu beruhigen.
»Ich hab den Wecker nicht gehört. Alles in Butter.«

»In Butter?« Ich sehe sie vor mir, wie sie die Augen verdreht und auf ihren Lippen herumbeißt, so wie sie das immer macht, wenn sie eine Situation nicht unter Kontrolle hat. »Jetzt beeil dich, Elena! Du blamierst dich in Grund und Boden!«

Als wüsste ich das nicht selbst!

»Ich kann jetzt keine weitere Zeit verlieren. Ich komme. Ciao«, rufe ich und drücke auf Aus.

Ich wähle aus meinen venezianischen Telefonkontakten – die ich zum Glück nicht gelöscht habe – die Nummer von Shark, dem schnellsten Wassertaxifahrer von Venedig, und bitte ihn, sich in schätzungsweise zehn Minuten an der Haltestelle Accademia einzufinden. Glücklicherweise ist er verfügbar und versichert mir: »Ist schon gut, *amore*, für dich tu ich doch alles.«

Ich hole meine lila Peeptoes aus dem Schuhschrank und schlüpfe in halsbrecherischer Geschwindigkeit hinein, packe dann meine Clutch und werfe wahllos ein paar Sachen rein. *Fertig!*

Einen Blick in den Spiegel werfe ich nicht mehr, dazu fehlen mir sowohl die Zeit als auch der Mut. Vielleicht besteht ja, wenn ich mich beeile, tatsächlich noch

Hoffnung, dass ich es schaffe, bevor alles vorbei ist. Oder wenigstens bis kurz nach Eintreffen der Braut.

»Das hättest du fast vergessen.« Martino reicht mir das Handy, das ich auf dem Schuhschrank habe liegen lassen.

»Danke!« Ich stecke das iPhone in mein Täschchen, das jetzt kaum mehr zugeht.

Wir verlassen gemeinsam die Wohnung und steigen, so schnell (oder so langsam) es meine schwindelerregend hohen Schuhe zulassen, die Treppe herunter. Zum Glück kann mich Martino stützen. Ich weiß nicht, warum, aber neben ihm fühle ich mich wie eine alte Dame. Aber für so morbide Gedanken ist in diesem Moment beim besten Willen keine Zeit.

An der Haltestelle Accademia verabschieden wir uns.

»Ich hab dir noch nicht mal einen Kaffee gemacht«, sage ich zerknirscht.

Statt einer Antwort gibt er mir einen schüchternen Kuss auf die Lippen und schaut mich mit dankbaren und glänzenden Augen an. »Diese Nacht werden wir nie vergessen!«, sagt er. Dann hilft er mir beim Einsteigen ins Taxi.

»In Rom sehen wir uns wieder«, sage ich und hauche ihm vom Wassertaxi aus noch einen Kuss zu, während Shark urplötzlich aufs Gas geht. Ich werfe ihm einen bitterbösen Blick zu. *Dieser Verrückte schafft es noch, dass ich hinfalle und mein Diva-Outfit mit einem einzigen Schlenker ruiniere.*

Elf Uhr vierzig.

Wir überqueren den Canal Grande in verbotener Geschwindigkeit, überholen Vaporetti und Kähne und

schießen direkt vor den Augen der Polizei unter der Rialtobrücke hindurch. Shark reicht mir ein weißes Taschentuch und befiehlt mir, damit herumzuwedeln, wie es in Venedig Sitte ist, wenn man einen Todkranken an Bord hat – und dem Tode geweiht bin ich auch, wenn ich es nicht schaffe, an der Kirche zu sein, bevor meine beste Freundin das schicksalsträchtige *Ja* spricht! Jetzt biegt das Wassertaxi in einen schmalen und gewundenen Kanal ein, wo es deutlich seine Geschwindigkeit drosseln muss, um nicht irgendeinen Palazzo zu rammen. Noch ein paar Meter gleiten wir auf dem Wasser dahin, dann taucht endlich vor meinen Augen die bunte Marmorfassade von Santa Maria dei Miracoli auf, von der Sonne der letzten Apriltage beschienen. *Das kann nur eine Fata Morgana sein!*

Elf Uhr fünfzig.

Mit einem geschickten Manöver lenkt Shark das Taxi in den Kanal, der auf die Gasse mündet, und öffnet den Schlag seiner Wasserdroschke. Nachdem ich gezahlt habe (*der Preis ist reine Wegelagererei!*), springe ich mit einem akrobatischen Satz aus dem Boot und beginne auf meinen schwindelerregend hohen Absätzen – und unter akuter Gefahr für Leib und Leben – die Gasse entlangzulaufen. Ich bin vollkommen außer Atem, ich schwitze, mein Make-up löst sich ebenso auf wie meine Frisur, doch vielleicht lohnt es sich, und ich kann es immer noch schaffen, am schönsten Tag ihres Lebens an Gaias Seite zu sein.

Doch nein – alles ist umsonst gewesen.

Das begreife ich, als ich den Vorplatz der Kirche

erreiche und mir ein Strom geladener Gäste entgegenkommt, die gerade die Kirche verlassen. *Verflixt!* Wie konnte es passieren, dass meine Freundin so pünktlich war? Aber vor allem, wieso hatte sie es so eilig zu heiraten? Und der Priester muss ja eine Blitzmesse gehalten haben!

Keine Ahnung, was mich da reitet, doch noch gebe ich mich nicht geschlagen. Auch wenn sich die beiden Brautleute bereits das Jawort gegeben haben – *ich kann es nicht glauben, dass ich das Gaia antue!* –, ist die Urkunde vielleicht noch nicht unterschrieben, und es bleibt noch genügend Zeit für mich, meine Pflicht als Trauzeugin zu erfüllen. Mit dem Todesmut einer Amazone werfe ich mich der Gästeschar entgegen, dränge mich gegen den Strom nach vorne und bahne mir mit ein paar gezielten Remplern den Weg. Alle schauen mich an, auf den Gesichtern eine Mischung aus Verblüffung und Tadel.

Jetzt erkenne ich Valentina, Serena und Cecilia, aufgeputzt wie für den Laufsteg. Vale, die immer neidisch auf mein Amt war, wirft mir einen finsternen Blick zu, als wollte sie sagen: »Ach, kommst du auch schon?« Auf meinem Parcours begegne ich auch meiner Mutter, die die Hände ringt und mit offenem Mund stehen bleibt, als ich vorbeistöcke. Ohne sie zu beachten, setze ich unbeirrt meinen Weg fort, auf der Suche nach Braut und Bräutigam. Mit einem Körpereinsatz, der jedem Tour-de-France-Profi alle Ehre machen würde, durchquere ich das Mittelschiff der Kirche, die mit weißen und blauen Rosen geschmückt ist.

Immer noch keine Spur von Gaia und Samuel.

Ich stürze in die Sakristei, die seitlich des Hauptaltars liegt. Die Türen stehen offen, ich erkenne die Brautleute von hinten. Vor ihnen steht der Priester, der in genau diesem Moment das große Standesregister aufklappt, in das die Trauzeugen ihre Unterschriften setzen werden.

»Halt! Wartet bitte!«, schreie ich und klappere mit meinen hohen Absätzen über den Marmorboden.

»Elena!« Gaia dreht sich um und schaut mich entgeistert an. »Aber wo warst du denn?« Ich sehe, dass sie zögert. Wäre man hier nicht an heiligem Orte, würde es jetzt garantiert ein paar saftige Schimpfwörter hageln ...

Sie sieht wunderschön aus. Eine Sekunde lang bleibt mir das Herz stehen, und meine Augen werden feucht, als ich sie so da stehen sehe, in dem weißen, mit Perlen und Stickereien bedeckten Kleid, dem blonden Haar, das zu einer kunstvollen Frisur aufgetürmt ist, dem Seidenschleier, der vom Haarknoten bis zum Boden reicht.

»Verzeih mir«, flehe ich sie an und stütze die Hände auf die Knie, um tief Luft zu holen. *Gleich werde ich ohnmächtig.* »Mir ist was ganz Blödes passiert. Später erkläre ich dir alles.«

»Wir wollten schon eine Vermisstenanzeige aufgeben«, meldet sich jetzt Samuel zu Wort, aber ich könnte nicht sagen, ob er einen Witz macht oder es ernst meint. Jedenfalls muss ich zugeben, dass auch er bei näherer Betrachtung fantastisch aussieht: Er trägt einen schmal geschnittenen schwarzen Anzug mit leuchtend blauer

Krawatte und eine gefärbte Nelke in der gleichen Farbe im Knopfloch. Roberto, ein Freund, den ich zum ersten Mal gesehen habe, als ich auch Samuel kennenlernte, ist sein Trauzeuge.

»Na gut, jetzt ist es sowieso zu spät«, mischt sich Alessandra ein, Gaias Schwester. Sie schaut mich missbilligend an, den Füllfederhalter, mit dem sie gerade unterschreiben wollte, in der Hand. Immerhin hat Gaia sie und nicht Valentina als Ersatz für mich erwählt, was mich etwas ermutigt.

»Meine Lieben, wollen wir fortfahren?« Der Priester klappt die Standesregister beim heutigen Datum auf und zeigt auf die Stelle, wo die Trauzeugen ihren Namen hinsetzen sollen.

Ich hole tief Luft, lege theatralisch die Hand auf die Brust und beschließe, alles auf eine Karte zu setzen. »So hört mich bitte an! Auch wenn ich bei der Trauung nicht dabei war, bin ich immer noch die beste Freundin der Braut.« Mit diesen Worten versenke ich die Augen in die von Gaia, setze meinen Ich-bin-ein-ausgesetztes-Hündchen-Blick auf und spüre, wie mir tatsächlich eine Träne über die Wange kullert. »Ich bitte dich, mir liegt wirklich etwas daran, deine Trauzeugin zu sein. Wir haben es uns doch versprochen ...«

Gaia scheint einen Moment lang zu zögern, doch dann stiehlt sich ein winziges Lächeln auf ihre Lippen. Es ist nicht das Lächeln von sonst – das kann es nach dem, was ich mir heute geleistet habe, auch nicht sein. Aber sie nickt ihrer Schwester zu, die sich, etwas gekränkt, fügt und mir den Füllfederhalter reicht. Mit zitternder Hand

nehme ich ihn entgegen und beuge mich über das Register, um zu unterschreiben.

Nachdem auch der andere Trauzeuge seine Unterschrift geleistet hat, begleiten wir die frisch Vermählten nach draußen. Gaia hält Händchen mit Samuel; Roberto und ich gehen jeweils neben ihnen. Alessandra bildet das Schlusslicht.

Während wir den Mittelgang entlangschreiten, dreht sich Gaia zu mir um und fragt mich zischend: »Was zum Teufel war denn los? Ich habe die totale Panik geschoben ohne dich!«

»Ich weiß! Ich erzähl's dir nachher!«

»Ich hoffe bloß, dein Stecher war's wenigstens wert ...« Gaia zwinkert mir zu, und da kommt auch ihr altes Grinsen wieder zum Vorschein. Sie ist, wie sie ist, und sie hat mir verziehen.

Ich atme auf.

Da sie von meinen sexuellen Eskapaden weiß, geht sie einfach davon aus, dass ein erotisches Abenteuer der Grund für meine Verspätung ist. *Und in der Tat liegt sie da nicht so falsch ...*

»Es ist nicht so, wie du denkst ...«, möchte ich ihr erklären, doch wir sind nur noch wenige Schritte vom triumphalen Zug aus der Kirche entfernt, und für Worte bleibt keine Zeit mehr.

Die Menge applaudiert und lässt einen Regen aus weißen und blauen Blütenblättern auf Gaia und Samuel niedergehen. Nach den üblichen Fotos verabschieden sich die Brautleute von allen und gehen an Bord einer Gondel, die mit einer Flut roter Rosen geschmückt ist,

während sich die geladenen Gäste zu Fuß auf den Weg zum Palazzo Pisani Moretta machen, wo der Hochzeitsempfang stattfindet.

Nachdem ich mir vor der Kirche noch eine gehörige Standpauke von meiner Mutter anhören musste, schließe ich mich Valentina, Serena und Cecilia an, die in ihren Neonkleidchen aussehen wie eine postmoderne Version der drei Marien, und wir gehen zusammen in Richtung Palazzo. Den ganzen Weg über muss ich mich für meine unverzeihliche Verspätung rechtfertigen und schiebe, um jeglichen Skandal zu vermeiden, die Schuld auf einen Fleck an meinem Kleid, den ich in letzter Minute auswaschen musste, doch es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass ich meine Freundinnen mit dieser Mär überzeugt habe. Sie sehen jedenfalls eher gelangweilt und noch immer redlich empört aus. *Dann muss ich ihre missbilligenden Mienen an Gaias Ehrentag eben wohl oder übel ertragen.*

Vor dem Gebäude vereint sich unser Grüppchen mit Belottis Freunden, allesamt Radler aus aller Herren Länder, die aussehen wie Models aus der neuesten Werbung von Dolce & Gabbana. Und so beginnt, während wir auf das Eintreffen der frisch Vermählten im Hof warten, zwischen diversen Gläsern Champagner das übliche Schäkern und Scharwenzeln zwischen den Geschlechtern, das zu Hochzeiten dazugehört wie das Anschneiden der Torte.

Dass auf Hochzeitspartys jede Menge gebaggert wird, erfahre ich am eigenen Leib, denn ein Spanier mit

beeindruckendem Körperbau hat mich ins Visier genommen und gießt mir ständig Prosecco nach. Mehrfach höre ich ihn »*Qué guapa*« nuscheln, kann den genaueren Inhalt seiner Ausführungen jedoch nicht verstehen, da er bereits ziemlich knülle ist. Wäre ich nicht noch aufgewühlt von meiner Nacht mit Martino, würde ich jetzt ernsthaft in Betracht ziehen, die straffen Muskeln unter dem schmal geschnittenen Baumwollhemd einer näheren Prüfung zu unterziehen. Aber dazu bin ich heute tatsächlich nicht aufgelegt.

Endlich kommen die frisch Vermählten. Ich gehe Gaia entgegen, entschlossen, mir wenigstens ein bisschen Aufmerksamkeit von ihr zu sichern, doch kaum haben wir mehr als zwei Worte gewechselt, wird sie mir bereits von einer Phalanx von Verwandten entrissen, die sie beglückwünschen wollen. Sie wirft mir einen resignierten und bereits deutlich müden Blick zu und entschwindet schicksalsergeben.

Ich kippe meinen letzten Schluck Prosecco und schließe mich wieder Serena, Cecilia und Valentina an, die sich in der Zwischenzeit meinen Spanier unter den Nagel gerissen haben und ihn mit Zahnpastawerbung-Dauerlächeln und koketten Blicken umgarnen. *Auch recht. Sollen sie ihn doch haben*, denke ich trotzig.

Dann endlich öffnen sich die Türen des Palazzo, und der Zeremonienmeister bittet uns herein.

Unwillkürlich halte ich den Atem an, als ich die heiligen Hallen betrete, denn das Innere ist geschmückt wie ein Königspalast: rote Samtläufer, Lüster aus Muranoglas, auf Hochglanz polierte Marmorböden und

überall elegante Blumengestecke in Weiß und Blau. In der Mitte des Festsaaes werden auf einer zum Tresen umfunktionierten Plexiglasgondel eine Auswahl edler Weine und Fingerfood angeboten. Wie immer, wenn ich etwas besonders einladend Präsentiertes oder originell Zubereitetes zu kosten bekomme, kann ich nicht umhin, an Leonardo zu denken, an seine Leidenschaft fürs Kochen, die ihn zu einem so großen Küchenchef gemacht hat, an die Feinfühligkeit und Geschicklichkeit seiner Hände, die Kreativität seiner Gerichte. Essen ist für ihn in jeder Hinsicht Nahrung: für Gaumen, Augen und Nase – ein Fest für alle Sinne, eine Begegnung zwischen Körper und Seele.

Dass ich diese Art der Küche mittlerweile zu schätzen weiß, habe ich ausschließlich Leonardo zu verdanken. Er hat mich im wahrsten Sinne des Wortes auf den Geschmack gebracht und in mir diesen unstillbaren Hunger nach mehr geweckt. Er war es, der mir die höchste Lust beschert hat, etwas, das mir seit unserer Trennung aus unerfindlichen Gründen verwehrt bleibt.

Um nicht mehr zu grübeln, ziehe ich mein iPhone aus der Tasche, in der Hoffnung, mit einer raschen Runde Ruzzle einen freien Kopf zu bekommen, auch wenn mich in letzter Zeit all die Wörter, die mir einfallen – »Sex«, »Hände«, »Bett«, »Duft« –, immer und immer wieder an Leonardo denken lassen. Die Erinnerung an ihn ist wie ein Dämon, dem ich nicht entfliehen kann.

»So, dann wollen wir mal hören, was du zu deiner Rechtfertigung vorzubringen hast.« Das ist Gaias Stimme, die mich sogleich zurück in die Wirklichkeit

holt. Sie setzt sich neben mich und richtet ihren inquisitorischen Blick auf mich. Die peinliche Befragung kann damit beginnen. Ich lege das Handy beiseite, hole tief Luft – und dann kann ich ihr endlich alles erzählen, von meinem zärtlichen und irrealen Abenteuer mit Martino bis zum Aufwachen am nächsten Morgen, das mir schier einen Herzinfarkt beschert hätte. Es ist eine Befreiung – wem sonst könnte ich erzählen, wie ich einen Zwanzigjährigen flachgelegt habe? –, auch wenn ich dazu Asche auf mein Haupt streuen muss, weil ich ihre Trauung verpasst habe.

Je länger ich erzähle, desto breiter grinst Gaia.

»Und?«, frage ich am Ende meiner Beichte und schaue sie mit unschuldigen Teller Augen an. »Verzeihst du mir?«

Meine beste Freundin mustert mich streng, bevor sie sich zu einer Antwort durchringt. In ihrem weißen Kleid wirkt sie wie ein Engel, was aber nicht so recht zu ihr passen will, aber ich warte umso demütiger auf ihren Schiedsspruch.

»Na gut«, sagt sie schließlich und zieht die Nase kraus. »Aber nur ein bisschen.«

Das genügt mir als Absolution. Ich werfe mich in Gaias Arme, küsse sie stürmisch auf die Wangen und schwöre ihr ewige, bedingungslose Liebe.

»Jetzt hör schon auf«, ruft Gaia empört, »du verschmierst ja mein ganzes Make-up!« Mit diesen Worten kehrt sie an ihren Tisch und an Samuels Seite zurück, der bereits nach ihr Ausschau hält.

Gaia ist einfach die beste Freundin, die man sich

wünschen kann.

Während gerade der zweite Gang eines Mittagessens serviert wird, das so opulent ist, dass es die Nähte meines Versace-Fummels auf eine harte Probe stellt, bekomme ich eine SMS von Martino.

Wie geht's?

Hat dir deine Freundin verziehen?

Kuss,

Marti

Ein zärtliches Lächeln tritt auf meine Lippen. Meine Freundin hat mir verziehen, aber mir scheint, dass alle anderen mich irgendwie schief anschauen: Gaias Eltern und ihre Schwester, die drei Marien, die an meinem Tisch sitzen. Keiner von ihnen behandelt mich mit der angenehmen Vertraulichkeit wie sonst. Vielleicht ist es ja nur ein Eindruck von mir, versuche ich mir tapfer einzureden – *oder habe ich wegen letzter Nacht etwa ein schlechtes Gewissen?* Wie auch immer, inmitten all dieser geladenen Gäste in ihrer dunklen Kleidung und mit den gegelten Frisuren fühle ich mich irgendwie unwohl. Trotz regt sich in mir. *Zum Teufel, ich habe nichts Schlimmes gemacht*, denke ich bockig und beschließe, dass es keinen Grund gibt, Martino nicht zu antworten, dass alles in Ordnung sei und sein Make-up wunderbar gehalten habe. Ich möchte ein Lächeln auf sein Gesicht zaubern. Ja, ich möchte, dass er gerne an mich und an sein erstes Mal in Venedig zurückdenkt.

Meine Finger gleiten über die Tasten, und mein Lächeln

will einfach nicht verschwinden.

Die Stunden vergehen, und ich trinke hemmungslos weiter, ohne auf die missbilligenden Blicke rings um mich her zu achten. *Ich weiß, ich habe mich falsch verhalten und tue es immer noch, aber ihr könnt mich doch nicht einfach so verurteilen, ohne eine Möglichkeit der Rechtfertigung, und ausgerechnet jetzt! Ist doch sowieso schon alles ziemlich schwierig ...*

Mein Flehen wird jedoch nicht erhört.

Hilflos schaue ich mich um und sehe nur glückliche Menschen. Irgendwie fühle ich mich ganz fremd in diesem Freundeskreis, in dem so viel gelächelt und noch viel mehr geplaudert wird. Plötzlich komme ich mir allein und fehl am Platze vor. Heute hat Gaia geheiratet – sie ist jetzt offiziell die Gattin von Samuel Belotti, und zumindest von hier aus gesehen sind sie das schönste Paar der Welt. Cecilia hat gerade einen Superjob als Umweltingenieurin in Frankreich gefunden und wird bald mit ihrem Freund nach Paris ziehen. Valentina und Serena planen, zusammen ein Lokal zu eröffnen, und vielleicht wird sich ja eine von ihnen, ehe der Abend zu Ende geht, den iberischen Radler angeln. Ich denke auch an Filippo, der sich seinen Traum vom eigenen Architekturbüro erfüllt und das berühmte Apartment am Canal Grande gekauft hat, in das er wahrscheinlich mit seiner neuen Freundin einziehen wird. Sie alle stehen mit beiden Beinen im Leben oder haben wenigstens ein Ziel vor Augen. Elena Volpe hingegen sucht immer noch ihren Platz auf der Welt und fühlt sich immer unwohler

in ihrem Kleid, vor allem aber in ihrer Haut.

Auf einmal übermannt mich eine so tiefe und unausweichliche Traurigkeit, dass mir die Tränen kommen. Der einzige positive Aspekt dieses Festes, das wird mir in einem schmerzlichen Augenblick bewusst, ist dieser fantastische Prosecco, ein Cartizze Superiore. Darauf schenke ich mir gleich noch ein Gläschen ein.

Als der Zeremonienmeister das Auftragen der Hochzeitstorte verkündet, ist mein Alkoholpegel bereits gefährlich gestiegen. Ich habe mir die Welt schön getrunken, doch ich bin auch sehr verwirrt. Ich stehe auf und gehe, auf etwas wackeligen Beinen, mit den anderen Gästen zum Tisch der Brautleute. Während alle applaudieren und die jung Vermählten hochleben lassen, was in meinen besäuselten Ohren irgendwie obszön klingt – ruft man denn auf Hochzeiten wirklich irgendwelche Schweinereien? –, machen sich Gaia und Samuel an das Aufschneiden der fünfstöckigen Hochzeitstorte, ein bühnenreifes Ungetüm mit viel Schlagsahne und Waldfrüchten.

»Trinken wir auf die frisch Vermählten!«, jubiliert Gaias Vater mit seiner tiefen Stimme und erhebt das Glas, was ihm alle nachtun.

Jetzt tritt Valentina, die offenbar voller Anspannung auf ihren großen Moment gewartet hat, auf die Bühne und platzt schier vor Stolz, während sie ein Stück Pergament entrollt. Nach einer Kunstpause beginnt sie mit Nachdruck den Vortrag einer Passage aus dem *Propheten* von Kahlil Gibran.

*Zusammen wurdet ihr geboren, und zusammen werdet
ihr für immer bleiben.*

*Ihr werdet zusammen sein, wenn die weißen Schwingen
des Todes eure Tage zerstreuen.*

*Ja, selbst im schweigenden Gedächtnis Gottes werdet
ihr beisammen sein.*

*Aber gestattet einander Freiräume in eurem
Beisammensein.*

Und lasst die Winde des Himmels zwischen euch tanzen.

*Liebt einander, aber macht aus der Liebe keine Fessel.
Sie sei eher eine wogende See zwischen den Küsten
eurer Seelen.*

*Füllt jeder des anderen Becher, aber trinkt nicht aus
einem einzigen Becher.*

*Gebt einander von eurem Brot, aber esst nicht von
demselben Laib.*

*Singt und tanzt und freut euch zusammen, aber gestattet
einander, je für sich allein zu sein.*

*Gerade so, wie die Saiten einer Laute allein sind, auch
wenn sie von derselben Musik erzittern.*

*Gebt eure Herzen, aber nicht in des anderen
Gewahrsam.*

*Denn einzig die Hand des Lebens kann eure Herzen
fassen.*

*Und steht zueinander, doch nicht zu dicht beieinander:
Denn die Säulen des Tempels stehen je für sich,
und Eichbaum und Zypresse wachsen nicht jedes in des
anderen Schatten.*

Unter den Gästen brandet Beifall auf, während die Vermählten ihr voller Rührung danken.

Dann ergreift Gaias Mutter das Wort: »Ich kann mich nicht so gut ausdrücken wie dieser Schriftsteller«, beginnt sie zögerlich, fährt nach einer Pause dann aber mit leuchtenden Augen fort: »Gaia, meine liebe Tochter, und Samuel, mein lieber Schwiegersohn – ich wünsche euch von ganzem Herzen, dass ihr immer glücklich seid. Und selbst wenn das Glückliche nicht jeden Augenblick eures Lebens anhalten sollte, dann bleibt doch stets beisammen. Vor allem aber: Bleibt so verliebt, wie ihr es jetzt seid.«

Als auch Alessandra sich erhebt und zum hundertsten Mal der Spruch »Auf Gaia und Samuel, möge ihre Liebe ein ganzes Leben lang halten!« kommt, habe ich das Gefühl, mir platzt gleich der Kopf vor so viel triefendem Kitsch. *Vielleicht ist es ja an der Zeit, die Stimmung ein wenig aufzumuntern ...* Ich schätze, es ist der in Strömen geflossene Cartizze, der mich dazu veranlasst, mich zu erheben und das Wort zu ergreifen.

»Jetzt bin ich an der Reihe«, verkünde ich, klopfe mit dem Messer an den Stiel meines Glases und räuspere mich. »Liebes Brautpaar! Statt euch Glück zu wünschen, möchte ich an dieser Stelle einer Hoffnung Ausdruck verleihen. Also, hört gut zu: Gerade jetzt, wo ihr verheiratet seid, solltet ihr unbedingt ...« Ich hole tief Luft, und dann lasse ich die Bombe platzen. »... mehr Sex haben! Deine kleine Frau, mein lieber Samuel, wird sich nämlich mit einem erbärmlichen Mal pro Monat nicht zufriedengeben ...« Ich breche in ein ordinäres

Lachen aus, merke aber im selben Moment, dass ich die Einzige im Saal bin, die lacht, weil sich unter den Festgästen eine eisige Stimmung breitmacht.

Aber was hab ich denn schon Schreckliches gesagt?

Als mich die entsetzten Blicke der Festgäste und des Brautpaares treffen, rudere ich sofort zurück. »Jetzt kommt schon, war nur ein Scherz ... Man wird doch mal ein Witzchen machen dürfen ...«, rechtfertige ich mich, und auf einmal bin ich so verlegen, dass ich spüre, wie ich rot anlaufe vor Scham.

Gott sei Dank ist der Pianist ein einfühlsamer Mensch, denn er unterbricht mein sinnentleertes Gelalle, indem er *I Say a Little Prayer* anstimmt. Doch ich bin weder Rupert Everett noch Julia Roberts. Und das hier ist ganz gewiss nicht die Atmosphäre aus *Die Hochzeit meines besten Freundes*. Ich bin eine dumme Kuh, merke ich, und alle hassen mich. Jawohl, ich bin die Trauzeugin, die sich keiner wünscht, und wenn ich nach dem Gesicht meiner besten Freundin urteile, habe ich gerade einen Riesenschlamassel angerichtet.

Während die Torte serviert wird und die anderen meinen Aussetzer offenbar bereits vergessen haben – jetzt straft mich die gesamte Hochzeitsgesellschaft ganz unverhohlen mit Missachtung –, kommt Gaia auf mich zu und schubst mich am Arm. »Würdest du mich freundlicherweise auf die Toilette begleiten?«, fragt sie mit mörderischem Blick.

»Klar.« Ich folge ihr ohne Zögern, wobei ich ihr etwas ungeschickt die Schleppe halte, um wenigstens diese eine Pflicht als Trauzeugin zu erfüllen. Dabei riskiere ich bei

jedem Schritt, bäuchlings auf dem Boden zu landen, weil ich mich ständig in ihrem Kleid verheddere.

Kaum haben wir die Schwelle zur Toilette überschritten, baut sich Gaia vor mir auf. »Ele, schau mir in die Augen!«, befiehlt sie mir.

Gehorsam hebe ich den Blick.

Jetzt zetert Gaia unverhohlen: »So, es reicht jetzt endgültig! Kann man bitte erfahren, was zum Teufel mit dir los ist?«

»Ich weiß gar nicht, was du meinst.« Ich zucke mit den Achseln. In diesem Moment scheint es mir die beste Strategie zu sein, alles abzustreiten und die Gleichgültige zu spielen. Mich einfach dumm zu stellen.

»Sag mal, tickst du eigentlich noch richtig? Und wie kommst du dazu, Dinge über mein Sexualleben herauszuposaunen, die ich dir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut habe?«

Gaia scheint wirklich sauer zu sein.

Mir bleibt nichts anderes übrig: Ich muss zum Gegenangriff übergehen. »Jetzt mach aber mal 'nen Punkt! Was bist du denn auf einmal für eine Betschwester geworden, nur weil du geheiratet hast ... Das war doch nur ein Witzchen!«, versuche ich ihren Vorwurf herunterzuspielen.

»Ja, und zwar ein ziemlich unglückliches Witzchen«, giftet Gaia. »Ein Witzchen, das sonst so gar nicht dein Stil ist. Jedenfalls verstehe ich nicht, was da drin vorgeht.« Sie pikst mit einem Finger wütend in mein Brustbein.

»Mensch, jetzt lass doch mal die Kirche im Dorf!«,

fahre ich sie genervt an. »Kaum bist du ein paar Stunden die Signora Belotti, und schon wirst du zur Spießerin!«

Das war offenbar ebenfalls ein unglückliches Witzchen, denn Gaia schaut mich nur noch finsterer an als zuvor. Wenn ihr gleich Dampfwölkchen aus den Ohren kämen, würde ich mich nicht wundern.

Vielleicht habe ich es ja mit dem Cartizze wirklich ein bisschen übertrieben, denke ich beschämt.

»Wie viel hast du eigentlich getrunken?«, fragt meine beste Freundin auch prompt in ihrer unnachahmlichen inquisitorischen Art.

»Aha. Ich darf also noch nicht einmal auf die Hochzeit meiner besten Freundin anstoßen!«, gifte ich.

Ertappt!

»Mir scheint, in letzter Zeit stößt du ein bisschen zu viel an ...«

»Ich hab alles unter Kontrolle«, unterbreche ich sie scharf. »Nur keine Sorge.«

Gaia schüttelt den Kopf. »Ich kenne dich gar nicht wieder, Ele. Erst kommst du so spät zu meiner Hochzeit, dass alles schon vorbei ist, dann säufst du wie ein Loch und sagst unangebrachte und peinliche Sachen ... am wichtigsten Tag meines Lebens. Auf den wir uns unsere ganze Jugend über gefreut haben. Und es geht nicht nur um heute. Du bist schon eine ganze Weile neben der Rolle. Du weichst mir aus, wenn ich dich frage, wie es dir geht. Ich weiß nichts mehr über dich, Ele – du bleibst auf Distanz ...«

»Jetzt langt's aber!«, rufe ich. Vom vielen Wein dreht sich alles in mir, es dröhnt in meinen Ohren, und Gaias

Gekreische macht alles nur noch schlimmer.

»Hör mal zu. Ich weiß, dass dir das mit Leonardo immer noch zu schaffen macht ...«

Ich lasse sie ihren Satz nicht zu Ende sagen. Bei der Erwähnung dieses Namens wallt Zorn in mir auf.

»Mir geht's prima, könnt ihr das jetzt endlich mal kapieren?«, schreie ich völlig entnervt. »Du, Paola, meine Eltern ... alle behaupten, ich sei komisch, und erzählen mir, wie sehr ich doch angeblich leide! *Ich will nicht leiden*, kapiert? Ich hab' keinen Bock auf Selbstzerfleischung, merk dir das ein für alle Mal! Ich will mich nur ein bisschen amüsieren und das Leben genießen, verdammt noch mal!«

»Ele, ich mach mir Sorgen um dich.« Gaia schaut mich entsetzt an. Ich glaube, derartig ausgeflippt bin ich noch nie, seit wir uns kennen.

»So ein Quatsch. Weißt du, was *ich* glaube?«, fahre ich fort, weil mich jetzt niemand mehr aufhalten kann. »Ich glaube, du siehst in mir eine Konkurrentin. Und im Stillen bist du neidisch auf mich. Ja ... mich so unternehmungslustig und zügellos zu sehen, nervt dich im Grunde. Sagen wir es doch, wie es ist: Als ich noch naiv und ein bisschen tollpatschig war, ein harmloses Mäuschen, das nicht im Traum daran dachte, dir die Schau zu stehlen – da war ich dir lieber. Mittlerweile haben sich die Dinge aber geändert, Gaia: Ich bin aus meinem Dornröschenschlaf aufgewacht – war auch höchste Zeit, wenn du mich fragst. Tut mir leid für dich, liebste Freundin, aber aus dem hässlichen Entlein ist jetzt eine schöne Prinzessin geworden! Jawohl!«

Vielleicht übertreibe ich ja ein bisschen. Und bei den Märchen bin ich immer schon durcheinandergekommen ...

Ich weiß selber nicht, warum ich auf einmal so eine Giftspritze geworden bin.

In Gaias Augen glänzen Tränen. »So denkst du also über mich«, flüstert sie und hält kurz inne – als hoffe sie, ich würde es zurücknehmen oder mich entschuldigen.

Da kann sie lange warten! Ich denke ja nicht einmal daran!

Schweigend halte ich ihrem Blick stand, ganz und gar nicht von dem überzeugt, was ich da gerade gesagt habe, aber zu stolz, um einen Rückzieher zu machen.

Gaia verlässt das Bad und macht die Tür mit einem lauten Knall hinter sich zu.

Ich bleibe zurück und atme tief durch. Einen Moment lang sehe ich mein Gesicht im Spiegel, sehe die verkniffenen Lippen, die geblähten Nasenflügel, dann rutsche ich auf den Boden hinab, lehne mich mit dem Rücken an die Wand, lasse den Kopf nach vorne sinken. Ich bin es so leid, andauernd Ratschläge zu bekommen: Ich habe die Vorwürfe und die besorgten Gesichter meiner Umwelt so was von satt! Ich kann das ganze Gefasel von der *guten alten Elena* nicht mehr länger ertragen, die mehr oder minder unausgesprochenen Vorwürfe, was für ein Ungeheuer aus mir geworden sei. Gerade eben habe ich meine beste Freundin gekränkt – aber da ist jetzt nichts mehr zu machen, und so ist es besser, wenn ich mich ab jetzt komplett von ihr fernhalte. Die Hochzeit habe ich ihr bereits ruiniert, vielleicht sollte

ich also versuchen, ihr nicht auch noch die Erinnerung an ihren schönsten Tag zu verderben.

Die Menschen, die dich mögen, können manchmal ganz schön nervig sein. Und es ist besser, ihnen aus dem Weg zu gehen, wenn du das Bedürfnis verspürst, dir wehzutun.

Nach meiner Meisterleistung bei der Hochzeit war es nicht gerade eine Erleichterung, nach Rom zurückzukehren. Gaia hat sich, wie man sich vorstellen kann, seit dem Fest nicht wieder gemeldet: Sie ist auf den Seychellen in den Flitterwochen, und es würde mir nicht im Traum einfallen, sie dort zu stören. Außerdem habe ich weder die Lust noch die Kraft, den ersten Schritt in Richtung Versöhnung zu machen. Ich fürchte, es braucht vor allem Zeit, bis der Bruch zwischen uns wieder heilen kann. Aber dass er das tun wird, da bin ich mir sicher.

Unser Streit war für mich ein Moment des Umbruchs, der schmerzlich, aber wahrscheinlich unvermeidbar war: Meine ganze Verbitterung, die ich über all die Monate so erfolgreich verdrängt hatte, brach urplötzlich und ohne Vorwarnung aus, zerplatzte an jenem Hochzeitstag wie eine giftige Blase. Es tut mir leid, dass ausgerechnet Gaia das zu spüren bekommen hat. Jetzt ist das Gift überall in mir; es hält jeden einzelnen meiner Gedanken in Beschlag und besudelt meine Gefühle. Doch ich fühle mich machtlos dagegen, kann mich nicht davon befreien.

Vielleicht kann es aber Martino in seiner Unschuld und mit seiner Zärtlichkeit gelingen, die tiefe Traurigkeit, die ich in mir trage, endgültig zu verscheuchen. Und selbst wenn es nur vorübergehend wäre – ich würde alles dafür tun, wieder ein bisschen Glück empfinden zu können. Genau deshalb werde ich ihn gleich treffen. Wir haben

uns um fünf an der Porta Portese verabredet, und ich muss mich beeilen, wenn ich nicht wie üblich zu spät kommen will – mittlerweile ist meine Verspätung bei Verabredungen chronisch geworden. Martino ist nach unserer Nacht in Venedig direkt nach Rom zurückgekehrt und hat sich seither mehrmals bei mir gemeldet. Ich habe immer auf seine Anrufe reagiert, bin aber eher kühl und distanziert geblieben: Ich musste viel über das nachdenken, was zwischen uns geschehen war, und auch wenn es eine der schönsten Nächte der vergangenen Monate war, habe ich beschlossen, dass sie sich nicht wiederholen wird. Vielleicht bin ich ja naiv, aber ich möchte versuchen, unsere seltsame Freundschaft fortzuführen. Vor allem will ich Martino aber vor den Fehlern bewahren, die ich garantiert im Laufe der Zeit und einer Beziehung begehen würde. Weiter mit ihm zu schlafen wäre zwar schön und befriedigend für mich, aber nur für eine gewisse Zeit. Denn ich bin unter diesen Umständen nicht wirklich in der Lage, jemanden zu lieben, und die Gefahr, Martino zu verletzen, ist mir einfach zu groß. Das hat er nämlich nicht verdient. Ich will ihn nicht enttäuschen, will nicht so mit ihm spielen, wie ich es mit anderen Männern getan habe, die mir rein gar nichts bedeuten. Martino ist kostbar und zerbrechlich, und ich muss ihn von mir fernhalten, um ihm nicht wehzutun.

Ich überquere gerade den Tiber, als ich eine SMS von ihm bekomme.

Entschuldige, aber ich verspäte mich.

Bin an der Uni aufgehalten worden.

Bin in einer halben Stunde da.

Hoffe, du kannst auf mich warten.

☺★

Ich lächle. Eigentlich hatten wir uns geschworen, uns keine Smileys zu schicken. Aber er hat offenbar nicht widerstehen können. Somit darf ich mir auch einen erlauben, beschließe ich und muss unwillkürlich lächeln beim Tippen.

Keine Sorge. Ich gehe solange ein bisschen spazieren.

Bis später. ☺★

Ich schlendere ein wenig in den Gässchen von Trastevere herum, bis ich vor der Kirche San Francesco a Ripa stehe. Ich betrete sie, erfasst von einer unbestimmten Neugier und der verlockenden Aussicht auf etwas Abkühlung. Auch wenn die größte Hitze des Tages bereits abgeklungen ist, geben das Kopfsteinpflaster und die Fassaden der Palazzi ringsum immer noch viel von der Hitze ab, die sie seit dem Morgen in sich aufgesogen haben.

Im Inneren der Kirche warte ich, bis sich meine Augen an das Halbdunkel gewöhnt haben, und gehe dann das Mittelschiff entlang. Plötzlich zieht eine Skulptur von außergewöhnlicher Schönheit, die im Halbschatten einer kleinen Kapelle hinter einer Art Vorhang sichtbar wird, meine Aufmerksamkeit auf sich. Als ich näher komme, spüre ich die ebenso starke wie unergründliche Energie, die von dem Kunstwerk ausgeht. Und dann lese ich auf

einem Schild seitlich der Kapelle: VERZÜCKUNG DER SELIGEN LUDOVICA ALBERTONI von GIAN LORENZO BERNINI, 1674.

Ein Bernini, den ich noch nicht gesehen habe! Und es freut mich besonders, ihn einfach so, aus purem Zufall, entdeckt zu haben, denn die Skulptur raubt mir mit ihrer Schönheit buchstäblich den Atem. Die Selige liegt auf einer Art Bett, das in unglaublicher Meisterschaft aus Marmor gemeißelt ist, während ein Lichtstrahl durch ein unsichtbares Fenster hereinfällt und die Gestalt einhüllt. Gerade dieser Lichtstrahl aber macht Ludovicas mystische Verzückung auf unglaubliche Weise greifbar. Das Bizarre daran ist, dass der Körper der Frau trotz ihrer Frömmigkeit eine geradezu brachiale Sinnlichkeit ausstrahlt – der halb offene Mund, die sanft geschlossenen Augen, der zurückgeneigte Kopf, die linken Hand auf dem Bauch, während die rechte direkt auf der Brust liegt und gen Herzen zeigt. Und dann dieses Gesicht, dessen verzückten Ausdruck Bernini in einem perfekten Gleichgewicht aus Lust und Schmerz für immer festgehalten hat! Gewiss, die Selige erlebt einen Moment spiritueller Ekstase, doch ihre Hingabe ist so körperlich, dass sie an etwas ganz anderes erinnert. Vielleicht liegt es an mir, an der Tatsache, dass ich in dieser besonderen Phase meines Lebens an nichts anderes zu denken vermag, doch mir scheint der Ausdruck auf Ludovicas Gesicht der von sexueller Lust zu sein ... Und dann noch ihr derangiertes Gewand, das so lebendig wirkt, als könnte Ludovica es jeden Moment sprengen, damit ihr Fleisch sich mit Gott vereine ... Ich

meine ihre Spannung körperlich spüren zu können – dieses unbestimmte Brodeln, das diesen Stein beseelt, zum Leben erweckt und verewigt durch die Hand eines großen Künstlers. Jedenfalls habe ich den deutlichen Eindruck, dass die Selige da gerade etwas durchlebt, das einem Orgasmus sehr nahe kommt.

Ich verscheuche den Gedanken sogleich wieder, kann mich jedoch von der Skulptur immer noch nicht trennen und stehe noch eine Weile in Gedanken versunken davor. Mir ist, als wolle diese Frau aus Marmor mir etwas sagen. Etwas Starkes. Etwas, das mit dem Gedanken zu tun hat, dass Körper und Seele keine Gegensätze sind, sondern zwei Seiten einer Medaille. Ich atme den Kerzengeruch von verbrennendem Wachs tief ein, und als ich ausatme, habe ich das Gefühl, selber zu brennen: in meinem Bauch, meinem Leib.

So verharre ich einen Moment lang und hänge einem noch unbestimmten Gedanken nach, der gerade versucht, Gestalt anzunehmen, als eine SMS von Martino mich in die Wirklichkeit zurückholt. Er teilt mir mit, dass er in etwa fünf Minuten an der Porta Portese sein wird.

Und so habe ich endlich einen Grund, mich loszureißen. Hastig sammle ich meine Gedanken und gehe mit gesenktem Kopf in Richtung Ausgang, ohne mich noch einmal nach der verzückten Ludovica umzuschauen.

Wir setzen uns in ein Café. Es ist immer noch heiß, doch im Schutz der hohen Häuser ringsum kann man zum Glück auch ein wenig Schatten genießen. An den Tischchen um uns herum sind fast nur Touristen, doch

aus der etwas ramponierten Möblierung kann man schließen, dass es die Bar schon gab, als Trastevere noch nicht in den Reiseführern stand und zum Modeviertel avancierte.

Martino strahlt. Und dieses offene, vertrauensvolle Lächeln zu sehen, das er mir schenkt, schmerzt mich beinahe. Wir sprechen ein wenig über sein Studium, über Gaias Hochzeit, doch wir wissen beide, dass wir eigentlich nur um den heißen Brei herumreden und dass es bei unserem Treffen um ganz andere Dinge geht.

»Hör mal«, sage ich unvermittelt in einen Moment der Stille hinein. »Ich wollte mit dir noch mal über den Abend neulich reden.« Ich bin die Ältere – auch wenn ich über den Gedanken fast ein bisschen schmunzeln muss –, und so liegt es bei mir, das Thema anzuschneiden.

Martino nickt. Auf einmal ist er sehr ernst, und seine Hände packen instinktiv das Glas mit Aperol Sprizz, das er vor sich stehen hat. Nervös beginnt er, die Eiswürfel mit dem Strohhalm durcheinanderzuwirbeln.

»Im Grunde gibt es doch nichts zu sagen«, erklärt er mit rauer Stimme. »Ich weiß, dass du nicht in mich verliebt bist.« Auf einmal liegt ein gewisser Trotz in seinem Blick, und seine Augen schauen mich mit der schicksalsergebenen Heiterkeit und Entschlossenheit eines Opfers an, das aus freien Stücken aufs Schafott steigt. Er hat also bereits begriffen; ich habe ihn unterschätzt. An diesem Punkt zwingt Martino sich zu einem Lächeln, doch ich weiß, das tut er nur, um mir die Antwort auf seine stumme Frage leichter zu machen. »Es

war schön mit dir, Elena. So oder so, und auch wenn es keine Wiederholung geben wird.« Er sieht mich direkt an. »Das war mir von Anfang an klar.«

Ich spüre, wie mir das Herz schwer wird, als könnte es jeden Moment unter unser Tischchen auf dem Kopfsteinpflaster fallen und in tausend Stücke zerspringen.

Nach einer halben Ewigkeit finde ich endlich die Kraft zu antworten. »Es ist besser so, glaub mir«, murmele ich lahm.

Martino zieht die Augenbrauen zusammen. »Sag mir nur eins: Wenn es unseren Altersunterschied nicht gäbe, würde die Sache anders laufen, oder?«, fragt er.

Seine Naivität wärmt mir das Herz. Sosehr er sich auch bemüht, die Sache wie ein Mann anzugehen, so ist und bleibt Martino doch immer noch ein halber Junge. Zum Glück.

»Woher soll ich das denn wissen?« Ich zucke mit den Achseln. *Ich bin ein paar Jahre älter als er, aber mehr Antworten habe ich deshalb doch auch nicht.*

»Was in Venedig geschehen ist, war auch für mich wichtig«, erwidere ich und meine es auch genau so. »Das mit dir war nicht einfach nur Poppen. Es hatte einen Sinn, und ich weiß, dass diese Nacht mit dir immer zu meinen schönsten Erinnerungen gehören wird. Aber wenn wir nicht alles kaputtmachen und uns am Ende für immer verlieren wollen, dann ist es besser, die Dinge so zu belassen, wie sie sind.«

Martino nickt wie ein fleißiger Student, der sich in der Vorlesung seine Notizen macht.

»Mir liegt sehr viel an dir, weißt du?«, füge ich hinzu und streichele ihm über die Haare.

So, das Wichtigste ist gesagt.

Und Martino versucht in keiner Weise, mich umzustimmen. Auf einmal ist mir wieder leicht ums Herz. Wir stehen vom Tisch auf und gehen Seite an Seite zu seiner Straßenbahnhaltestelle.

»Ich ruf dich in den nächsten Tagen mal an«, verspreche ich ihm, als seine Tram sich nähert. Er antwortet nicht gleich, sondern blickt auf die Spitzen seiner Turnschuhe hinab, als stünde dort eine passende Erwiderung.

»Du, hör mal, lassen wir uns ein bisschen Zeit, okay?«, bricht es dann aus ihm heraus. »Mir wäre es lieber, wenn wir uns eine Weile nicht sehen.«

Diese Antwort trifft mich wie eine Ohrfeige. Und doch hat er Recht: Ich kann nicht so tun, als würde durch einen einzigen Satz alles wieder so wie früher. Ich kann mir nicht einfach vorspielen, dass unsere Beziehung nach Venedig weiterlaufen würde, als wäre nichts geschehen. Ich bin egoistisch und naiv zugleich gewesen, als ich mich auf ihn eingelassen habe. Das tut mir jetzt weh, doch ich akzeptiere es.

»Na gut«, schließe ich, und dieses Mal bin ich es, die sich ein Lächeln auf die Lippen zwingt. »Aber eines sollst du wissen: Wenn du willst, bin ich immer für dich da. Du brauchst dich nur zu melden.«

»Ja. Dann also ciao.« Mit diesen Worten und fast ohne mich anzuschauen, steigt er in die Tram, die ihn verschluckt und fortbringt.

Nur weg von hier, Martino. Und wenn du kannst, denk nicht mehr an mich.

Als ich nach Hause komme, stoße ich fast mit Paola zusammen, die vor dem Spiegel im Flur steht und sich die Haare richtet.

»Was hast du denn Schönes vor?«, frage ich sie neugierig.

»Ich hab eine Verabredung.«

Mir ist sofort klar, dass es sich um ein Rendezvous handelt.

»Und davon sagst du mir keinen Ton?«, sage ich vorwurfsvoll. *Normalerweise erzählen wir uns doch alles.*

Sie hält mit dem Kämmen inne und schaut mich in einer Mischung aus Entrüstung und Beschämung an. »Es bot sich irgendwie nie die Gelegenheit ...«, sagt sie dann.

»Aber wieso denn, wir wohnen doch zusammen ...«

»Ja, bloß schade, dass du nie da bist ... und *wenn* du da bist, schläfst du oder hockst am Computer und machst weiß der Geier was.«

Das klingt entschieden nach einem Vorwurf. Einen Moment lang befürchte ich, dass gleich eine Art Bestandsaufnahme unseres Zusammenlebens inklusive Generalabrechnung kommt, und darauf habe ich keine Lust. Jetzt nicht.

»Jedenfalls heißt sie Monique, ist so alt wie ich, Französin und arbeitet in der Villa Medici«, verrät mir Paola und wischt meine Befürchtungen mit einem Lächeln weg. Offenbar hat sie beschlossen, dass ein

Warnschuss bei mir genügt – wenigstens vorläufig.

»He, komm, lass dir nicht jeden Wurm aus der Nase ziehen!«, rufe ich und knuffe sie an der Schulter.

Vielleicht bringt es ja was, etwas nachzuhaken.

Und ich habe richtig geraten: Paola erzählt mir bereitwillig, sie habe Monique bei der Arbeit kennengelernt. Sie sei Rezeptionistin an der Villa, habe weder Freund noch Ehemann und lebe offen ihre sexuellen Neigungen aus. Nicht wie die Borraccini, ihre Exfreundin und meine Professorin am Institut für Restaurierung, die ihre Beziehung zu Paola jahrelang geheim gehalten hatte.

»Um die Wahrheit zu sagen, will sie schon eine ganze Weile mit mir ausgehen, aber ich hab immer abgelehnt«, erzählt Paola fröhlich. »Aber heute Abend hab ich mir gedacht: Warum eigentlich nicht?«

Im letzten Jahr, nach dem Ende der Beziehung zu Gabriella, hat sich Paola ihrem Kummer mit einem Mut und einer Duldsamkeit gestellt, wie ich das bei nur wenig anderen Menschen erlebt habe. Paola hatte direkt nach der Trennung beschlossen, sich nicht gehen zu lassen, und gab sich definitiv auch keinen Moment lang dem Selbstmitleid hin. Sie hat einfach mit dem weitergemacht, was sie vorher getan hatte. Nur ihr Blick wirkte manchmal etwas erloschen. Sie hat ganz einfach ihr Herz verpackt und weggeschlossen – wie etwas, das man nicht mehr braucht – und trug es fortan mit sich herum wie ein totes Gewicht. Sie hatte den Entschluss gefasst, allein zu bleiben, und wollte monatelang überhaupt niemanden treffen. Doch es ist ihr auch

gelingen, nicht hart oder bitter zu werden, wie es in dieser Situation so vielen passiert.

Und jetzt liegt in diesem *Warum eigentlich nicht?* ihre Chance auf ein neues Leben. Auf ein neues Glück. Ich weiß nicht, ob Paola sich dessen bewusst ist, aber nach ihrem etwas scheuen Blick zu schließen, würde ich sagen – ja.

»Richtig: Warum nicht?«, bekräftige ich und lächele sie ermutigend an.

»Ich weiß, dir wird das banal vorkommen«, sagt Paola und schaut sich mit leuchtenden Augen im Spiegel an, »aber diese Monique ist anders als die Frauen, mit denen ich früher zusammen war. Auch bei Gabriella war das so – immer war ich diejenige, die ihr hinterherlief, die darum kämpfen musste, dass wir etwas Zeit miteinander verbringen konnten. Monique hingegen überschüttet mich förmlich mit Aufmerksamkeit. Ich muss gestehen, dass das für mich nicht immer ganz leicht ist – ich bin an so was schließlich nicht gewöhnt.«

»Mir scheint das eine optimale Voraussetzung für etwas Ernsthaftes zu sein«, sage ich und reiche ihr ihre Handtasche. »Diese Monique ist mir jetzt schon sympathisch.« Wenn Paola noch etwas zu lernen hat, dann, dass man akzeptieren muss, geliebt zu werden, und zwar ohne Wenn und Aber.

»Und was denkst du? Sehe ich gut aus?«, fragt sie mich jetzt und wendet sich mir zu.

»Perfekt«, erkläre ich und begleite sie zur Tür.

Paola eilt im Laufschrift die Treppe hinunter und zieht dabei eine Fahne ihres Chanel-Nr.-5-Duftes hinter sich

her, während ich lächelnd die Tür hinter mir schließe.

Einen Moment lang stehe ich ganz allein im Flur und betrachte mich im Spiegel. Mit einem gewissen Misstrauen, wie man es Fremden entgegenbringt, halte ich dann inne und schaue mir mein Gesicht genauer an.

Vielleicht geht Paola heute ja einer neuen Liebe entgegen. Und ich, was mache ich heute Abend?

Ich werde weiter meinen Weg gehen, der aus vielen Umwegen und manchmal vor allem aus Abwegen besteht. Vielleicht rufe ich heute Abend ja Davide an, frage ihn, ob wir zusammen etwas trinken gehen, und danach – wer weiß? Ich habe ihn vor etwa einem Monat im Fitnessstudio kennengelernt und weiß von ihm nur, dass er Werbegrafiker ist und zwei Hunde hat. Aber das ist mehr als genug, denn ich war schließlich bereits einmal mit ihm im Bett, was recht angenehm war.

Das Letzte, was ich jetzt will, ist, hier allein zu bleiben und ins Grübeln zu verfallen.

Heute Abend gehe ich aus, das ist beschlossene Sache! Auch wenn ich jetzt schon weiß, dass ich die Liebe nicht finden werde. Andererseits – nach allem, was passiert ist, brauche ich sie auch nicht.

Davide ist in aller Herrgottsfrühe aufgestanden, um zur Arbeit zu gehen, und hat mich praktisch aus dem Bett geworfen.

Vollkommen verschlafen habe ich mich auf die Odyssee zurück ins Zentrum gemacht. Nach zweimaligem Umsteigen sitze ich jetzt in einer Bar unterhalb unserer Wohnung und frühstücke mit dem

festen Vorsatz, gleich hochzugehen und mich wieder schlafen zu legen. Während ich rasch meinen Cappuccino trinke und die angenehm kühle Luft aus der Klimaanlage genieße, ziehen unweigerlich einige Szenen aus der letzten Nacht an mir vorüber: Davides Hände, die mich erkunden, kalt, ohne Zärtlichkeit, sein nackter Körper, der sich auf mir abmüht; ich, die ich filmreif keuche und stöhne. Ich schnaube. Meine Güte, was haben wir für eine Show abgezogen! Was haben wir uns toll gefunden in diesem Moment. Aber genau das war das Problem: Wir haben alles nur gespielt. Und das auch noch normal oder sogar angebracht gefunden. Dabei gehörte der Wein, den wir reichlich getrunken haben, und das Gras, das auf seiner Terrasse wächst und das wir geraucht haben, noch zu den angenehmsten Aspekten des Abends. Doch jetzt, in der Erinnerung, ist das alles verschwommen und konturlos – wie bei einem Aquarell, das durch zu viel Feuchtigkeit wellig und blass geworden ist.

Als ich vom Boden meiner Tasse aufschaue, begegnen meine Augen jenseits des Schaufensters einem Blick aus schwarzen, magnetischen Augen, die ich nie im Leben vergessen könnte: Lucrezia. Ich blinzele, versuche mir einzureden, dass dies nur ein Hirngespinnst und eine Nachwirkung der letzten Nacht ist – doch die Vision bleibt, wo sie ist. Ich starre sie jetzt unverhohlen an. Wartet Leonardos Frau da draußen womöglich sogar auf mich? Ich bezahle mein Frühstück und verlasse die Bar, fast auf Zehenspitzen.

Bestimmt habe ich mich getäuscht und sie mit

jemandem verwechselt, rede ich mir ein; und falls sie es doch ist – wer sagt denn, dass sie sich nicht nur rein zufällig in der Gegend aufhält? Also gar nicht meinetwegen?

»Elena«, sagt sie und kommt auf mich zu.

Falsch. Zu früh gefreut. Die Tatsache, dass sie weiß, wie ich heiße, führt sofort zu einer Art Kurzschluss in meinem Gehirn. Beim letzten – und einzigen – Mal, als wir uns gesehen haben, stand ich auf der Schwelle zu Leonardos Wohnung, und ich bin mir sicher, dass wir uns einander nicht vorgestellt haben.

»Können wir einen Moment miteinander reden?«, fragt sie und wirft hektisch ihre Zigarette weg. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass sie raucht.

Jetzt schaue ich mir Lucrezia genauer an. Sie ist nur ein wenig größer als ich, wirkt jedoch durch ihre breiten, knöchigen Schultern, die sich deutlich unter dem T-Shirt abzeichnen, imposant und fast ein wenig furchteinflößend. Im Vergleich zum ersten Mal, als ich sie gesehen habe, wirkt sie heute müde und abgespannt: Ihre Wangen sind eingefallen, sie hat tiefe, dunkle Ringe unter den Augen, doch ihre mondhafte Schönheit ist immer noch da, selbst hier, im hellen Sonnenlicht des Sommers. Hinten auf ihrem Rücken – das weiß ich, auch wenn ich es nicht sehen kann – befindet sich immer noch jenes Tattoo: zwei verschlungene L, für »Lucrezia und Leonardo«, das unauslöschliche Zeichen ihrer Verbundenheit.

»Ich wüsste nicht, worüber«, brumme ich unwirsch, weil mir nicht klar ist, was ich durch ihre Anwesenheit

empfinde und wie ich reagieren soll.

»Über Leonardo.«

Kaum spricht Lucrezia diesen Namen aus – den ich selbst schon seit Monaten zu verdrängen suche –, senkt sich eine bleierne Stille über uns herab. Aufgrund unserer Rollen – sie Ehefrau, ich Geliebte – können diese Frau und ich nur erbitterte Feindinnen sein, und ich kann mir nicht vorstellen, was es zwischen uns zu reden gäbe.

»Ich weiß alles über euch«, sagt sie jetzt und richtet ihren lodernden Blick auf mich. »Das habe ich gleich begriffen, an dem Tag, als du an unserer Tür geklingelt hast. Leonardo hat mir später dann alles gebeichtet.«

Es widert mich an, zum Thema eines vertraulichen Gesprächs zwischen Mann und Frau geworden zu sein. Doch vor allem ist er furchtbar schmerzlich. Ich würde gerne wissen, was genau Leonardo über mich gesagt, in welche Worte er das alles gekleidet hat, aber ich schaffe es nicht, Lucrezia danach zu fragen. Vielleicht haben die beiden nach ihrer Aussprache ja gemeinsam beschlossen, mich als flüchtiges Abenteuer abzustempeln, als einen dieser belanglosen Seitensprünge, die eine Ehe nur noch besser zusammenschweißen, wenn man sie überwindet.

»Ich habe meinem Mann alle die Seitensprünge verziehen, die er sich geleistet hat, als ich nicht da war. Aber das hier, die Sache mit euch, ist etwas anderes ...« Kurz blitzt ein seltsam unheimliches Licht in Lucrezias Augen auf, und ihre Stimme nimmt einen ernsten Ton an. »Ihr beiden seht euch noch?« Das klingt mehr nach einer Feststellung als nach einer Frage.

»Was?« Fast entfährt mir ein hysterisches Lachen

angesichts der Absurdität dieser Unterstellung. »Ich sehe Leonardo schon seit Monaten nicht mehr.«

Lucrezia betrachtet mich unter ihren dichten Augenbrauen, und es ist ihr deutlich anzusehen, dass sie mir nicht glaubt.

»Du kannst es auch abstreiten«, sagt sie bitter und sieht mich hasserfüllt an. »Genau wie Leonardo. Er will mir einreden, dass zwischen uns alles in Ordnung sei, aber es ist mittlerweile auch klar, dass nichts mehr ist wie früher. Er ist immer so distanziert, so abwesend und mit dem Kopf ganz woanders.«

»Und wenn schon«, unterbreche ich sie brüsk. »Das alles geht mich nichts an. Übrigens schon seit einer Weile nicht mehr. Ich habe dir gesagt, dass ich ihn nicht mehr sehe.«

Mein Lächeln ist mittlerweile verschwunden. Diese Sache macht mich zusehends nervös.

»Lass ihn in Ruhe!«, zischt Lucrezia. »Ich will mein Leben von früher wieder zurück. Zusammen mit ihm. Und du ... du bist bloß eine Obsession für Leonardo. Eine Episode aus einer Zeit, als er empfänglich für Gefühle war. Aber du bist trotzdem nur eine Obsession, von der er sich befreien muss.«

Jetzt reicht's. Ich kann und will mir das nicht mehr anhören. Nach all dem Schmerz und der Verzweiflung darüber, dass ich wegen ihr die Liebe meines Lebens verloren habe, wagt es diese Frau auch noch, mir Vorwürfe zu machen? Und mir zu unterstellen, ich sei nur eine Obsession ihres Ehemannes ... Mir klopft das Herz bis zum Hals, aber ich versuche mich zu zügeln.

Schließlich weiß ich, dass Lucrezia eine labile Frau ist, vielleicht befindet sie sich gerade in einer Phase, in der sie wirklich den Kontakt mit der Realität verloren hat, und so liegt es an mir, die ich seelisch gesund und ausgeglichen bin, sie wenigstens halbwegs zur Vernunft zu bringen.

»Hör mal«, sage ich und bemühe mich, so ruhig wie möglich zu bleiben. »Wenn es zwischen euch nicht funktioniert, ist das ganz bestimmt nicht meine Schuld. Regele das mit deinem Mann, nicht mit mir.«

»Zwischen uns läuft es bestens«, zischt Lucrezia. »Bis auf die Tatsache, dass es dich gibt.«

In ihren Augen blitzt eine Mischung aus Stolz und Verzweiflung auf, die mich beinahe rührt. Ich habe eine verliebte Frau vor mir, eine Frau, die mit allen Mitteln versucht, ihren Mann zurückzubekommen.

»Aber ich bin auch hier, um dir noch etwas anderes zu sagen«, fährt sie fort. »Leonardo hat viele Frauen gehabt, bilde dir also nicht ein, du wärst anders als die anderen ... Am Schluss wird er dich satthaben und zu mir zurückkehren, so wie immer.«

Das stimmt, das habe ich am eigenen Leib erfahren, denn Leonardo *ist* ja bereits zu ihr zurückgekehrt. Diese Lektion habe ich gelernt. Nur Lucrezia hat das alles noch nicht begriffen.

»Na wunderbar«, schließe ich und schlucke meinen Kummer rasch hinunter. »Dann sind wir uns ja einig, und die Sache ist geklärt. Lebt ihr euer Leben, und ich lebe meines. Ich existiere nicht mehr für Leonardo. Vergesst mich einfach, für immer.« Ich versuche an ihr vorbei

über die Straße zu gehen, doch sie hindert mich daran.

»Warte!«, zischt sie, eine blinde Wut in den Augen. »Ich bin noch nicht fertig mit dir!« Ihre mageren Finger krallen sich in meinen Arm. Als wäre sie ein Raubtier, das seine Beute noch ein bisschen quälen will.

»Lass mich los!«, rufe ich verzweifelt und schreie mir die ganze Angst von der Seele, die sich meiner inzwischen bemächtigt hat. Mit einem heftigen Ruck reiße ich mich los, verschätze mich aber und gerate auf dem Gehweg ins Stolpern. Mein Fuß bleibt an der Bordsteinkante hängen, und ich falle. Bremsen quietschen, ein erschrockener Schrei – vielleicht meiner, vielleicht der von Lucrezia. Das Auto erwischt mich frontal, und ich höre nur noch das Knirschen von verbeulendem Blech und spüre einen scharfen Schmerz am Bein.

Dann verschwimmen die Geräusche und Stimmen, und es wird dunkel um mich herum.

Ich weiß weder, wo ich bin, noch, wie ich hierherkam. Meine Augenlider sind schwer wie Blei, meine Kinnlade taub, mein Mund trocken. Die Augen zu öffnen kostet mich große Mühe: Es ist das schlimmste Erwachen meines Lebens.

Schwaches Licht dringt durchs Fenster. Es könnte später Nachmittag sein – aber von welchem Tag? Mir ist, als hätte ich monatelang geschlafen ... Ich befinde mich in einem sonderbaren Zwischenreich, in der Schweberei zwischen Träumen und Wachen, während mir seltsame Bilder durch den Kopf gehen: ein wirres Kommen und Gehen von Menschen um mich herum, Flüstern, Schatten, die Stimme meines Vaters, meine Mutter, die weint ... und dann, über allem, der Duft von Leonardo, der es irgendwie geschafft hat, aus dem Gefängnis der Erinnerungen zu entweichen, in das ich ihn gesperrt hatte, um dann den Schlüssel wegzwerfen. Vielleicht bin ich im Koma gelegen, oder ich hatte Halluzinationen. Dass ich Drogen genommen habe, glaube ich jedenfalls nicht ... Das Letzte, an das ich mich erinnere – und jetzt endlich sehe ich es wieder deutlich vor mir –, ist Lucrezia; und dann dieses Auto ... Ich bin überfahren worden, jetzt weiß ich wieder, was passiert ist. Und ich liege im Krankenhaus, das wird mir in diesem Moment bewusst. Alles ist so weiß und sauber hier! Der scharfe Geruch nach Desinfektionsmittel nimmt mir auch den

letzten Zweifel.

Ich schaffe es, mich hochzuziehen, doch alles dreht sich um mich, und so lasse ich mich gleich wieder besiegt in die Kissen zurückfallen.

»Elena ...«

Das ist eine Stimme, die ich kenne, eine liebe, vertraute Stimme.

Martin's Gesicht erscheint in meinem Sichtfeld.

»Hallo«, murmele ich benommen. Das muss seit Tagen das erste Wort sein, das aus meinem Mund kommt. »Was ist denn passiert?«

»Du bist angefahren worden. Vor deinem Haus.« Er streichelt mir über die Stirn. »Die haben dich mit Medikamenten vollgepumpt, damit du dich ausruhst ... aber sei ganz beruhigt, alles ist gut.«

»Wie lange bin ich denn schon hier?«

»Seit anderthalb Tagen. Und du hast fast die ganze Zeit geschlafen.«

Ich bewege mich im Bett, ergreife Stück für Stück wieder Besitz von meinem Körper. Mir scheint, dass alle Teile funktionieren – alle bis auf mein rechtes Bein. Als ich den Kopf ein wenig vom Kissen hebe, sehe ich, dass es dick verbunden ist.

»Du hast dir einen Knöchel ausgerenkt, zwei gerissene Bänder und ein paar Hautabschürfungen. Aber insgesamt nichts Schlimmes«, erklärt mir Martino und deutet ein Lächeln an.

Ich schlucke; mir klebt die Zunge am Gaumen.

»Wasser ...«, flehe ich.

Martino schiebt mir ein paar Kissen hinter den Rücken,

damit ich besser sitzen kann, schenkt mir Wasser ein und hilft mir beim Trinken.

»Bist du die ganze Zeit über hier gewesen?«, frage ich ihn. Langsam gehorcht mir auch meine Zunge wieder besser.

Er nickt. »Die Ärzte haben mich benachrichtigt: Die haben sich die Auflistung der letzten Anrufe von deinem Handy angeschaut. Wenigstens haben sie nicht gleich bei deinen Eltern angerufen ... Du hast mir einen ganz schönen Schrecken eingejagt, weißt du das?«

»O Gott, tut mir leid ...«

»Pssch. Hauptsache, es geht dir wieder besser«, beschwichtigt mich Martino beinahe liebevoll. »Ich habe allen Bescheid gesagt. Deine Eltern sind aus Venedig gekommen.«

»Meine Eltern? Und wo sind sie jetzt?«

»Bei dir zu Hause; sie wohnen bei Paola. Wir haben uns abgewechselt, an deinem Bett Wache zu halten. Sie haben mich gebeten, ihnen Bescheid zu sagen, wenn du aufwachst.«

Auf einmal verstummt Martino, und sein Gesicht nimmt einen sonderbaren Ausdruck an. Er scheint mir etwas sagen zu wollen, aber nach den richtigen Worten zu suchen.

»Aber ... zuerst wäre da noch jemand, der dich sehen will.«

»Noch jemand?«

»Ja, er wartet draußen.«

»Wer ist es?«

»Warte ...«

Und wo sollte ich auch hin?

Ich sehe, wie er zur Tür geht und im Flur verschwindet.

Kurz darauf taucht der Umriss eines Mannes in der Tür auf. Ein Umriss, den ich auch mit verbundenen Augen zeichnen könnte: diese unverwechselbare Linie, die Schultern, der breite Brustkorb.

Leonardo.

Ich schaue ihn an wie ein Wesen aus einer anderen Welt, während er auf mich zukommt. Fast fürchte ich, er könnte nur eine Vision sein, Nebenwirkung der Beruhigungsmittel, die ich erhalten habe.

Er tritt an mein Bett und lächelt. »Schön, dass du wieder bei uns bist. Willkommen«, sagt er. »Ich hab auf dich gewartet.«

Er hat auf mich gewartet? Es ist so typisch für Leonardo, dass er einfach so in mein Leben stürzt, ohne um Erlaubnis zu bitten, und mit einem Mal meine Sichtweise der Dinge, die ich mir so mühsam aufgebaut hatte, über den Haufen wirft.

Sein Duft, diese undefinierbare Mischung aus Ambra und Meer, durchdringt das ganze Zimmer und überdeckt einen Moment lang den aseptischen Krankenhausgeruch.

Dann habe ich das also nicht bloß geträumt: Er war wirklich hier, während ich bewusstlos war.

»Na, wie geht's?«, fragt er, als hätten wir uns erst gestern Abend das letzte Mal gesehen.

»Hm, ich bin wohl ziemlich verbeult«, sage ich und grinse schief. »Aber ich bin immer noch da ... meine Güte – was ich schon alles überlebt habe ...« Und damit

meine ich nicht nur den Unfall, sondern das ganze letzte Jahr meines Lebens.

Mindestens eine Million Male habe ich mich gefragt, wie es wäre, ihn wiederzusehen, und jetzt weiß ich nicht einmal mehr, was ich empfinden soll, ob ich glücklich oder wütend bin, geschmeichelt oder zu Tode gekränkt. Stattdessen fühle ich mich einfach nur schrecklich. Ich stelle mir vor, wie ich aussehe – verschrammt, mit ungewaschenen Haaren und in diesem lächerlichen Krankenhaushemdchen. Wahrscheinlich kein sonderlich schöner Anblick. Ich weiß, dass ich diesen Gedanken jetzt unter keinen Umständen haben dürfte, aber vielleicht sollte ich meiner etwas oberflächlichen Seite dankbar sein, dass ich mir Sorgen um mein Aussehen mache und dafür tiefere Ängste verdränge.

Und so führe ich prompt die Hand an meine Haare – und fühle, dass ich Recht hatte mit meiner Befürchtung: Von Frisur kann da keine Rede mehr sein; da ist nur eine wirre, an den Kopf geklatschte Masse. Aber daran ist jetzt nichts mehr zu ändern. Außerdem hat er mich jetzt schon so gesehen.

Leonardo lässt sich auf dem Stuhl neben meinem Bett nieder und dreht sich zu mir, stützt die Ellbogen auf die Knie und verschränkt die Hände, fast so, als wollte er beten.

»Es tut mir leid, Elena.«

»Was tut dir leid?«

»All das, was passiert ist ... Irgendwie fühle ich mich dafür verantwortlich.«

Wie er mich so ansieht, meine ich, dass seine Augen in

diesem Moment noch dunkler und durchdringender glänzen als vorher, und ich muss den Blick abwenden, um Luft zu bekommen. Dieser Mann raubt mir jedes Mal aufs Neue den Atem. Mein Gehirn ist immer noch benebelt, doch ich spüre, dass es allmählich wieder anfängt zu arbeiten. Und ich höre diese innere Stimme, die mir eindringlich zuflüstert, dass ich mir auf keinen Fall etwas darauf einbilden solle, dass Leonardo nur aus Mitleid gekommen sei. Nur aus schlechtem Gewissen, weil seine Frau immerhin schuld ist an meiner Situation.

»Du kannst nichts dafür. Es war ein Unfall«, erwidere ich nüchtern und fixiere dabei einen Punkt an der weißen Wand vor mir. Wut und Selbstmitleid bilden eine übelkeiterregende, explosive Mischung in meinem Bauch.

»Hat dir Lucrezia gesagt, was passiert ist?«, frage ich Leonardo dann unvermittelt und finde endlich wieder den Mut, ihm ins Gesicht zu schauen.

»Nein. Martino hat mich gestern angerufen. Du hattest meine Nummer zwar gelöscht, aber zum Glück waren meine SMS noch auf deinem Handy gespeichert.«

Auf einmal durchströmt mich eine Welle der Zärtlichkeit: Obwohl ich ihn verletzt habe, hat Martino seine Eifersucht hintangestellt und Leonardo für mich angerufen, damit er hier ist, wenn ich aufwache. Und dann hat er sich verdünnsiert, damit wir beide allein sind ... Martino ist wirklich ein romantischer Held, ein Ritter aus der guten alten Zeit. Ich seufze gerührt und bekomme sofort ein schlechtes Gewissen. *Er verdient so sehr eine Frau, die sich als seines Herzens würdig*

erweist, denke ich. Und ich kann das folglich nicht sein ...

»Als ich Lucrezia gestern gesagt habe, dass ich hierhergehe, hat sie nicht den Mut aufgebracht, mit mir zu reden. Erst als ich am späten Abend aus dem Krankenhaus kam, hat sie mir alles erzählt«, flüstert Leonardo, als müsste er sich rechtfertigen. »In letzter Zeit ist sie wieder sehr labil. Sie ist überzeugt davon, dass ich sie betrüge ...«

»Das habe ich gemerkt«, unterbreche ich ihn, weiß aber nicht, ob mein Sarkasmus bis zu ihm durchdringt. Ich habe durchaus begriffen, dass diese Frau ein persönliches Drama durchlebt, aber jetzt gerade kann ich ihr nicht verzeihen. Und ich finde, das darf auch niemand von mir verlangen.

»Zwischen uns ist es aus.«

Das sagt Leonardo einfach so. Lapidar. Ohne Umschweife.

Mir wird ganz schwindelig. Habe ich gerade richtig gehört? Ich muss das alles erst einmal verdauen. Doch dafür ist jetzt nicht gerade der beste Moment, so viel ist mir in meinem benebelten Zustand auch klar. Ich schaue Leonardo entgeistert an, doch er fährt unbeirrt fort, wohl in dem Bewusstsein, mir einige Erklärungen schuldig zu sein. »Nach dem, was sie dir angetan hat, hatten wir einen heftigen Streit, und am Ende ist sie nach Hause gefahren.«

»Aha ...«, stammle ich. Mehr fällt mir zu dem Thema nicht ein.

»Als wir damals hierher zurückgekehrt sind, lief es nur

kurz gut zwischen uns. Ein Zusammenleben war nicht mehr möglich, das haben wir schnell gemerkt. Sie war in ihrem Misstrauen wie besessen, warf mir ständig vor, ich würde immer noch an dich denken. Sie behauptet, du hättest irgendetwas Okkultes mit mir angestellt, mich verhext oder so, weil ich in ihren Augen nicht mehr derselbe war.« Leonardo lächelt, doch es ist ein trauriges Lächeln. »Ich habe zu ihr gesagt, sie sei verrückt, und schuld sei nur ihre krankhafte Eifersucht ... aber sie hat alles viel früher begriffen als ich. Der Verrückte war ich.«

Seine Hand sucht nach der meinen, die schlaff auf dem Laken liegt. Beim Kontakt mit seiner Haut durchfährt es mich wie ein Stromschlag.

»Du warst immer da, Elena. Bloß habe ich das zu spät begriffen.«

Mein Herz fängt an, wie wahnsinnig in meiner Brust zu schlagen. *Lasst mich hier raus!*, schreit es. *Das ist zu viel! Ich will hier weg!*

»Genau ... zu spät«, wiederhole ich mit einem Kloß im Hals und versuche dabei, all die Beweggründe in mir heraufzubeschwören, die mich dazu gebracht haben, diesen Mann zu hassen und mir zu wünschen, dass er aus meinem Leben verschwindet. Was er mir angetan hat, lässt sich nicht auslöschen wie mit einem Schwammstrich.

»Elena ...«, fährt er fort, doch in diesem Moment geht die Tür auf, und meine Mutter und mein Vater kommen ins Krankenzimmer. Leonardo lässt meine Hand los und springt auf, um meinen Eltern den Vortritt zu lassen.

Während ihre ganze Zuneigung über mich hereinbricht – diese bedingungslose Liebe von Eltern, die keine Gegenleistung erwartet –, versuche ich zu verarbeiten, was da gerade passiert ist. Leonardo hat mich also nicht vergessen. Punkt. Und wie soll ich mich da jetzt fühlen? Glücklich? Oder noch wütender als vorher?

»Geht es dir denn gut, Kleines?«, fragt meine Mutter mit weinerlicher Stimme und nimmt vorsichtig meinen Kopf in beide Hände, um mich besser betrachten zu können. »Du bist so blass.«

Mir geht's gut, Mama. Es ist bloß ... ach weißt du, zuerst werde ich von einem Auto angefahren, und dann kriege ich mit einem Jahr Verspätung die Liebeserklärung, die mir alles bedeutet und die mich in so viel Unglück gestürzt hat.

Ich deute ein Lächeln an und versuche ihr meine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, wobei ich die Tatsache übergehen muss, dass sie mich »Kleines« genannt hat, was mich unter anderen Umständen zur Weißglut gebracht hätte. Mein Vater, der ein wenig abseits steht, wirft einen verstohlenen Blick auf meinen geheimnisvollen Besucher. *Vielleicht wäre es ja an der Zeit, sie einander vorzustellen ... Bloß wie?*

»Das ist Leonardo ... ein Freund von mir«, stottere ich und getraue mich dabei nicht, einem von ihnen in die Augen zu sehen. Aber unter dem Strich scheint es mir trotzdem eine akzeptable Formulierung. Leonardo spielt mit und setzt sein beruhigendstes Lächeln auf, als er meine Eltern anstrahlt. *Danke, Leo.*

Wie seltsam, Elisabetta und Lorenzo Volpe zu sehen, wie sie Leonardo Ferrante die Hand geben! Wer hätte je gedacht, dass ich das eines Tages erleben darf! Leonardo wechselt ein paar Worte mit meinen Eltern und verabschiedet sich dann diskret. Bevor er hinausgeht, wirft er mir noch einen letzten Blick zu und schenkt mir ein Lächeln, das zu besagen scheint: *Ich komme wieder*.

Kurz darauf treten auch Paola und Martino ein, und ich bin umringt von Menschen, die mir Sorge und Liebe entgegenbringen. Jedem Neuankömmling muss ich noch einmal die Geschichte des Unfalls erzählen (wobei ich Lucrezias Anwesenheit jedes Mal geflissentlich ausspare), muss erklären, wie ich mich fühle, und alle gut gemeinten Angebote strikt ablehnen. Nein danke, kein Essen, keine Getränke und keinerlei andere Aufmerksamkeiten für mich.

Als die Besuchszeit zu Ende ist und ich endlich wieder schlafen darf, komme ich mir vor wie jemand, der einen anstrengenden Marathon hinter sich hat, obwohl ich doch das Bett keine Sekunde verlassen habe.

Am darauffolgenden Tag kommt ein großer, hagerer Arzt mit Pferdegesicht zur Visite. Er kontrolliert als Allererstes meine Reflexe, prüft, ob ich Schäden an der Netzhaut habe, betrachtet die tausend Abschürfungen an meinen Armen, den Schultern, ja sogar an der Stirn, und widmet sich dann meinem Bein. Der Knöchel ist dick und voller Schrammen. Der Doktor schaut ihn sich genau an, versorgt die Wunde und steckt das Bein in einen neuen Verband.

»Wann kann ich denn wieder laufen? Hoffentlich bald«, frage ich ihn nervös. Ich bin erst seit zwei Tagen hier und halte es schon kaum mehr aus im Krankenhaus. Ich fühle mich hier wie in einem Gefängnis.

Der Arzt erklärt mir, dass ich eine Art Stützverband tragen und drei Wochen mit Krücken gehen müsse. Außerdem, fügt er hinzu, sei es wirklich besser, wenn ich mich vorerst nur so wenig wie nötig bewege.

Aha, ich wusste es. Dann hat das Eingesperrtsein also noch lange kein Ende.

»Aber denken Sie daran, dass Sie sich glücklich schätzen können, Signorina. Es hätte auch viel schlimmer kommen können«, sagt das Pferdegesicht und hebt den Zeigefinger. Das empfinde ich als eine etwas sonderbare Ermutigung, aber ich höre ihm trotzdem zu. »Jedenfalls können Sie in zwei, maximal drei Tagen nach Hause«, macht der Arzt mir dann Mut.

Das wiederum ist wirklich eine gute Nachricht.

Mit meinem Knöchel, der wie eine Salami verschnürt ist, kann ich so gut wie nichts unternehmen, was die Frage aufwirft, wer sich denn um mich kümmern soll, wenn ich entlassen werde. Meine Eltern gehen ganz selbstverständlich davon aus, dass sie mich mit nach Venedig nehmen, doch ich erhebe sofort Einspruch: Ich kann es mir beim besten Willen nicht vorstellen, fast einen Monat lang allein und unter Ausschluss der Öffentlichkeit bei ihnen zu verbringen, ohne mich bewegen zu können, und damit sowohl den hochgradig kalorienhaltigen Speisen meiner Mutter als auch den

täglichen Berichten von der Laienspielgruppe meines Vaters ausgeliefert zu sein.

Ich hatte sehr gehofft, bei Paola bleiben zu können, wo mich niemand mit seinen Aufmerksamkeiten belästigen würde, doch sie wurde im Auftrag des Direktors für Restaurierungsarbeiten an der Villa Medici, der es offenbar auch noch aus der Ferne auf mich abgesehen hat, nach Florenz geschickt. Und wenn eines klar ist, dann, dass ich definitiv nicht vollkommen allein in einer Wohnung zubringen kann, zu der ich es noch nicht einmal die Treppe hoch schaffen würde.

Gaia hat sich nicht gemeldet. Seit ihrer Hochzeit habe ich nichts mehr von ihr gehört, und ich weiß nicht einmal, ob sie überhaupt von meinem Unfall erfahren hat. Meine Mutter hat durchaus bemerkt, dass ich schon seit einer Weile nicht mehr von ihr rede, und mich auch ganz deutlich nach dem Grund gefragt. Ich habe erst ein bisschen herumgedrückt und ihr dann irgendwas in der Richtung erzählt, sie sei ja noch im Ausland, dass wir aber telefoniert hätten. Meine beste Freundin fehlt mir schrecklich, aber ich werde der Versuchung, sie anzurufen, nicht nachgeben. Und erst recht werde ich meinen Unfall nicht als Trumpf ausspielen, um mich bei ihr wieder lieb Kind zu machen. Schließlich habe ich auch noch meine Würde ... *vielleicht*.

Heute ist mein letzter Tag im Krankenhaus, und ich bin verzweifelt. Die Aussicht auf einen Zwangsaufenthalt bei meiner Familie in Venedig macht mir Angst, doch mittlerweile rückt diese Möglichkeit – ganz einfach, weil

sie die einzige ist – in gefährliche Nähe. Wenn ich es recht bedenke, würde ich sogar lieber hier bei meiner achtzigjährigen Zimmergenossin bleiben, die im Wohnzimmer über den Teppich gestolpert ist und sich den Oberschenkelhals gebrochen hat, als bei meinen Eltern einzuziehen. Ja, angesichts der Alternative würde ich mich liebend gerne weiter von freundlichen Krankenschwestern umhegen und von Chloroformschwaden betäuben lassen, nach denen ich mittlerweile fast süchtig bin.

»Heute nehme ich dich mit.«

Genau das hat Leonardo gerade gesagt, und ich traue meinen Ohren kaum. Er ist mich jeden Tag besuchen gekommen, seit ich aus der Narkose aufgewacht bin. Das Thema *Was-zwischen-uns-war* haben wir seitdem allerdings nicht mehr angeschnitten.

Ich schaue ihn fragend an.

Vielleicht habe ich mich ja verhört?

»Ich kehre nach Stromboli zurück, meinem Geburtsort«, erklärt er. »Ich muss für meine Arbeit ein paar Recherchen anstellen, und außerdem habe ich Lust, ein bisschen Heimatluft zu schnuppern. Ich möchte, dass du mitkommst. Möchte Zeit mit dir verbringen.«

Dann hab ich also richtig verstanden!

Ich versuche Zeit zu gewinnen, denn der Vorschlag kommt mir ebenso absurd wie verführerisch vor.

»Ach, ich weiß nicht ... ich wäre keine gute Begleiterin, sondern mehr ein Klotz am Bein«, entgegne ich unsicher.

»So schwer kann ein Klotz gar nicht sein, dass ich ihn

nicht nach Sizilien karren könnte«, erwidert Leonardo und lässt prüfend den Blick über mich wandern, als versuche er einzuschätzen, wie viel ich gerade wiege.

»Das meinst du doch nicht im Ernst.«

Doch das tut er tatsächlich. Leonardo setzt sich aufs Bett und schaut mich mit diesen durchdringenden Augen an, denen ich noch nie widerstehen konnte.

»Du wirst von der Schönheit Strombolis verzaubert sein, das kann ich dir versprechen. Außerdem ist das der ideale Ort, um sich auszuruhen. Und wenn dein Bein verheilt ist, kannst du dir immer noch überlegen, ob du wieder fährst oder noch ein bisschen bei mir bleibst.«

»Hör mal, du musst dich zu nichts verpflichtet fühlen. Dein Mitleid will ich nicht«, sage ich in einem Anflug von Stolz und klinge wohl über Gebühr harsch. Ich verstehe einfach nicht, warum er mir dieses Angebot macht, das rein instinktmäßig Misstrauen in mir weckt.

Leonardo geht auf die Provokation nicht ein – das hat sich also nicht geändert, provozieren darf nur er – und streichelt mir stattdessen die Stirn, an der Stelle, wo ich eine kleine, langsam heilende Schnittwunde habe.

»Elena, das ist einfach nur mein *Wunsch*. Punkt. Es würde mich freuen, dich bei mir zu haben. Denk wenigstens darüber nach«, bittet er.

Dann steht er auf und geht.

Und das tue ich: Ich denke den ganzen Nachmittag und Abend darüber nach, ohne eine Lösung zu finden. Mit Leonardo nach Stromboli zu fahren ist eine verrückte Idee – so verrückt, dass sie eine schier unwiderstehliche

Anziehungskraft auf mich ausübt. Das ganze letzte Jahr habe ich versucht, ihn zu vergessen, und jetzt das! Dabei liefert mir meine Vernunft eine ellenlange Liste von Gegenargumenten. Ich wäre komplett abhängig von ihm, wenn ich mitkäme. Und mir wäre bei der Sache irgendwie unwohl. Und was für eine Beziehung hätten wir überhaupt? Was wären wir? Ein Mann, der sich um eine gute Freundin kümmert? Zwei Liebende? Und überhaupt: Was will Leonardo eigentlich von mir, und was würde diese Reise für uns bedeuten?

Am folgenden Morgen, an dem meine Entlassung bevorsteht, habe ich mich immer noch nicht entschieden.

Meine Eltern kommen, um mich abzuholen, und bereits nach einigen Minuten des üblichen Geplänkels habe ich rasende Kopfschmerzen. Wie ich mich denn fühle?, will meine Mutter wissen. Ob ich denn schon gefrühstückt habe? Und ob ich denn auch nichts in meinem Schrank vergessen hätte?

»Da, nimm«, sagt meine Mutter zu mir und drückt mir ein in Alufolie gehülltes Päckchen in die Hand, aus dem der unverwechselbare Duft frisch gebackenen Mürbeteigs dringt. »Den hab ich heute Morgen gebacken. Paola war so freundlich und hat mich ihre Küche benutzen lassen.«

»Danke, Mama, aber ich hab doch gerade eben gesagt, dass ich schon gefrühstückt habe. Hier im Krankenhaus herrscht die seltsame Sitte, dass sie den Kranken was zu essen geben.«

»Wie – du willst nicht mal ein Stückchen?«

Sie kapiert's einfach nicht.

Ich muss mich zwingen, sie nicht anzuschreien, als ich antworte: »Nein, wirklich nicht. Aber danke für die nette Idee.«

»Einen Bissen wenigstens?«

Und genau das ist der Moment, in dem ich meine Entscheidung getroffen habe. Drei Wochen Totalrückkehr in die Kindheit und eine derartige Überdosis an Zuwendung wären tödlich für mich. Aus dieser Nummer würde ich im besten Fall mit zwanzig Kilo mehr auf den Rippen und einem Nervenzusammenbruch herauskommen. Auf einmal ist mir vollkommen klar, was ich zu tun habe.

»Hört mal, ich muss euch was sagen.«

Alle beide drehen sich zu mir, hängen an meinen Lippen. Ich hole tief Luft und versuche, den liebevollsten Ton anzuschlagen, zu dem ich in der Lage bin.

»Ich komme nicht mit euch nach Venedig.«

»Was?«, rufen meine Eltern im Chor.

»Leonardo, dieser Freund, den ich euch neulich vorgestellt habe, hat mir angeboten, mich nach Stromboli mitzunehmen, damit ich dort wieder ganz gesund werde, und ich habe die Absicht, sein Angebot anzunehmen.«

»Aber ... bist du sicher? Und wer kümmert sich dort um dich?«, fragt meine Mutter.

»Ist das denn eine vertrauenswürdige Person? Seit wann kennst du ihn?«, erkundigt sich mein Vater.

Auf all ihre Fragen antworte ich so beruhigend wie nur möglich. Es ist deutlich zu erkennen, dass sie enttäuscht sind, weil meine Eltern Gefallen an der Idee gefunden hatten, mich zu Hause nach Strich und Faden zu

verwöhnen. Aber offenbar wollen sie meine Entscheidung respektieren und nicht weiter in mich dringen. So überängstlich sie auch sein mögen, was mich angeht – indiskret sind sie wirklich nicht.

Und so findet sich das Ehepaar Volpe damit ab, ohne sein kleines Mädchen in die Lagunenstadt zurückzukehren. Ich schließe meine Eltern fest in die Arme, versichere ihnen mehrfach, dass ich bei Leonardo in besten Händen sei und sie sich um mich keine Sorgen machen müssten. Dabei erfüllt mich eine seltsam unbeschwerte Stimmung, jetzt, wo die Entscheidung gefallen ist.

Nachdem sie gegangen sind, nehme ich mein Handy aus dem Nachttischchen und wähle die Nummer, die ich schon so lange nicht mehr gewählt habe.

»Hallo, ich bin's«, sage ich munter, als Leonardo abhebt. »Gilt dein Angebot noch?«

Langsam lichtet sich der Morgen und geht in den Tag über. Über uns wölbt sich ein gewaltiger azurblauer Himmel mit ein paar letzten rosa Streifen. Darunter nimmt das Meer einen satten blauen Ton an.

Wir sind in Neapel an Bord gegangen und die ganze Nacht über gefahren. Und da stehen wir jetzt, auf der Brücke der Fähre, schauen mit schläfrigen Augen in das matte Morgenlicht, während vor uns Stromboli auftaucht und immer näher kommt, wie eine Verheißung, der ich – das weiß ich bereits jetzt – nicht werde widerstehen können.

Seit dem Unfall ist eine Woche vergangen, und ich habe mich immer noch nicht an den Stützverband und an dieses verletzte Bein gewöhnt, das ich hinter mir herziehe wie ein totes Gewicht. Ich habe immer noch regelmäßig starke Krämpfe, doch die Ärzte haben mir versichert, dass sich das in den nächsten zwei Wochen geben wird. In der Zwischenzeit lerne ich, an Krücken zu gehen, was sich als größere Herausforderung erweist, als ich gedacht hätte: Es ist fast noch schlimmer, als Autofahren zu lernen, weil ich jeden Moment riskiere, das Gleichgewicht zu verlieren, umzufallen oder irgendwo anzustoßen.

Doch ich bin ja zum Glück nicht allein. Leonardo ist bei mir, ist mit seinem gesunden und kräftigen Körper mein Fels in der Brandung, wann immer ich ihn brauche.

Ich weiß immer noch nicht, was mich eigentlich dazu gebracht hat, sein Angebot anzunehmen und mit ihm nach Stromboli zu reisen. Denn mir ist sehr wohl bewusst, dass es besser gewesen wäre, den größtmöglichen Widerstand gegen das Angebot dieses Mannes aufzubringen, der mir schon einmal das Herz gebrochen hat. Es war ein Sprung ins Leere. Eine spontane Entscheidung, die ich in einem Moment der Schwäche getroffen habe, als ich mich am allerverletzlichsten fühlte. Ich hätte die Distanz verteidigen müssen, die ich in all diesen Monaten mühsam zwischen uns aufgebaut hatte. Dennoch hat in mir der Wunsch obsiegt zu wissen, was geschehen würde, wenn wir wieder beisammen sein würden. So wie bei allem, was mit Leonardo zu tun hat, überraschen mich meine Entscheidungen selbst am allermeisten: Wenn er in meiner Nähe ist, scheint mir mein Leben aus den Händen zu gleiten, als wäre ich Spielball einer Macht, die ich nicht unter Kontrolle habe.

Vielleicht wird es uns nach diesen gemeinsamen Tagen schlechter gehen als zuvor; vielleicht gelingt es uns aber auch, ein neues Gleichgewicht zwischen uns zu schaffen. Wie auch immer dieses Abenteuer ausgehen mag – an diesem Punkt hat es keinen Sinn mehr, sich diese Fragen zu stellen, denn jetzt habe ich mich auf Leonardo eingelassen, und mir bleibt nichts anderes übrig, als die nächsten Wochen an seiner Seite zu verbringen. Ich habe meine Wahl getroffen, und das Bewusstsein, dass ich nichts mehr zu verlieren habe, schenkt mir ein Gefühl der Leichtigkeit.

Jetzt sitzt Leonardo neben mir auf einem der Stühle auf der Brücke, seine Hand liegt in meinem Nacken, und kurz ist sie wieder da – diese Intimität, die er offenbar genauso wenig vergessen hat wie ich.

Seit wir aus Rom abgereist sind, hat sich die Distanz zwischen uns allmählich verringert, sowohl in unserem Handeln als auch in unseren Worten. Zu Beginn war Körperkontakt eine Frage der Notwendigkeit, weil ich mit meinem nutzlosen Bein oft Hilfe benötigte. Doch diese Unterstützung wurde immer selbstverständlicher und spontaner, als würden sich unsere Körper ganz allmählich wieder an die Vertrautheit erinnern, die sie einmal miteinander erlebt haben.

Während der Überfahrt heute Nacht haben wir viel geredet. Für mich war es eine seltsame Erfahrung, Leonardo wieder zu vertrauen und das Bedürfnis in mir zu verspüren, mich ihm mitzuteilen. Langsam glaube ich, dass zwischen uns etwas ist, das die Grenzen einer ganz gewöhnlichen und alltäglichen Beziehung deutlich überschreitet. Und damit muss ich mich abfinden, muss akzeptieren, dass es so ist.

Leonardo wollte alles wissen, was mir in der letzten Zeit widerfahren ist, und ich habe ihm offen von den wahnsinnigen Monaten erzählt, die hinter mir liegen, von all den durchgefeierten Nächten und den sinnlosen Liebesabenteuern. Ich habe es getan, um ihm meine Freiheit und Unabhängigkeit vor Augen zu führen – er soll wissen, dass ich mich auch ohne ihn weiterentwickelt habe –, aber insgeheim auch in der Hoffnung, ihn damit eifersüchtig zu machen. Er jedoch

hat sich nur darauf beschränkt, mich mit einem matten Lächeln anzusehen und zu schweigen. Wie immer lässt er sich einfach nicht in die Karten schauen.

Während ich erzählte, wurde mir bewusst, dass ich ihm einen wichtigen Teil meiner Geschichte verschwiegen. Aber wie kann ich ihm denn sagen, dass ich meinen letzten Orgasmus mit ihm hatte? Und dass all meine erotischen Abenteuer letztlich nichts anderes waren als ein frustrierender Zeitvertreib?

Und so habe ich am Schluss – hoffentlich mit überzeugender Gleichgültigkeit – das Thema gewechselt und begonnen, ihn nach seiner Arbeit zu fragen. Leonardo hat mir anvertraut, dass er vorhat, ein Kochbuch zu schreiben, dessen Rezepte von seiner Heimatinsel inspiriert sind, und dass er genau aus diesem Grund auch nach Stromboli zurückkehrt: um die Köstlichkeiten aus seiner Kindheit wiederzuentdecken und sich auf die Suche nach den kulinarischen Traditionen der Insel zu begeben. In diesem Moment war ich kurz davor, ihn zu fragen, ob Lucrezia wisse, dass ich ihren Mann auf dieser Reise begleite, doch dann habe ich den Gedanken wieder verworfen.

Eine leichte, kühlende Brise umschmeichelt mein Gesicht. Es ist ein herrliches Gefühl, den Wind in den Haaren zu spüren und den Duft des Meeres zu riechen: Ich bin mehr als bereit zuzulassen, dass Stromboli seinen Fußabdruck in meiner Erinnerung hinterlässt. Ich bin offen für seine Bilder, seine verführerische Landschaft und seine leuchtenden Farben. Langsam kommt eine Reihe weißer Häuschen in Sicht, die von hier aus wie

lauter kleine Würfel aussehen, welche sorgfältig nebeneinandergesetzt wurden, dann erkenne ich den Hafen und den schwarzen Sandstrand. Doch über allem ragt er in die Höhe, dieser riesige Kegel aus grauer Erde, der sich bedrohlich gen Himmel reckt und Rauchwolken ausspuckt.

Ich drehe mich zu Leonardo und schaue ihn mit Augen voller Dankbarkeit und Staunen an. »Macht der das immer, der Vulkan?«

»Iddu?« Leonardo lächelt und weist mit dem Kinn auf den rauchenden Kegel. »Hier nennen ihn alle so«, erklärt er voller Zuneigung. »Auf Stromboli regiert er, aber er ist ein guter Riese.«

»Um ehrlich zu sein, macht er mir ein bisschen Angst«, sage ich leise. Der Vulkan verströmt eine solch gewaltige und ungezähmte Energie, dass ich mich auf einmal unendlich schutzlos und verletzlich fühle.

Leonardo streichelt mir wie zur Beruhigung über den Kopf. »Schau mal.« Er zeigt mit dem Finger in Richtung Himmel. »Iddu scheint uns doch willkommen zu heißen. Der Rauch ist seine Art, uns zu begrüßen. Das macht er mehr oder weniger jede Stunde einmal: Er hustet, um uns daran zu erinnern, dass er noch da ist. Friedlich, aber noch am Leben.«

»Mag sein ...« Ich hebe die Augenbrauen, denn ich bin immer noch skeptisch. Noch hat Leonardo mich nicht überzeugt.

»Hab Vertrauen. Sobald du ihn besser kennengelernt hast, wirst du ihn lieben.«

Es ist erst Anfang Mai, doch hier im Süden duftet es bereits nach Sommer und nach Ferien. Die Insel ruft nach mir und breitet ihre Arme aus, um mich willkommen zu heißen. Ich zögere jedoch noch.

Bin ich wirklich bereit dafür?

Was hoffe ich hier zu finden?

In den letzten Monaten bin ich eine andere geworden, eine selbstständigere, unabhängigere Elena, unempfindlich in ihren Beziehungen, im Kampf gegen die Welt. Eine Elena, die alles tun würde, nur um die Leere in sich nicht spüren zu müssen. Wenn ich die Tage hier genießen will, werde ich jedoch die Waffen strecken müssen. Ich muss akzeptieren lernen, dass ich von jemandem abhängig bin und dass dieser Jemand Leonardo ist. So habe ich es mir ausgesucht. So soll es sein.

Als wir von Bord gehen, scheinen sich all diese Überlegungen in Luft aufzulösen, und eine tiefe Ruhe ergreift Besitz von mir. Mein Puls verlangsamt sich, und mir wird leichter ums Herz. Die Luft zum Atmen ist anders hier, stelle ich fest. Es ist eine zarte Luft, die nach Blumen und Weihrauch riecht. Ich habe das Gefühl, mich in einem Raum ohne Zeit zu befinden, in dem meine Ängste und Sorgen keinen Nährboden mehr finden.

»Das Haus liegt nicht weit weg von hier«, sagt Leonardo und zieht mit der einen Hand meinen Trolley; in der anderen hat er seine ausgebeulte Reisetasche. »Aber zu Fuß gehen kommt wohl kaum in Frage«, fügt er mit einem misstrauischen Blick auf mein Bein hinzu.

»Willst du damit sagen, dass ich in eine von diesen

Schrottlauben steigen soll?« Vor uns steht eine kunterbunte Reihe von betagten Vehikeln der Marke Ape.

»Autos gibt es hier nicht.« Leonardo breitet die Arme aus, und eine amüsierte Miene macht sich auf seinem Gesicht breit, glättet die kleinen Mimikfältchen an seinen Augen. Diese Augen, aus denen ein so geheimnisvolles Licht erstrahlt, selbst wenn sie lachen.

»Das fängt ja gut an«, kommentiere ich säuerlich, während ich darüber nachdenke, wie ich es schaffen soll, eine solche Ape zu besteigen, ohne mir dabei furchtbar wehzutun.

»Nein, keineswegs, du hast sogar Glück. Bis vor kurzem waren Esel das einzige Verkehrsmittel hier«, antwortet Leonardo trocken und verstaubt unser Gepäck auf der Ladefläche. Unter dem T-Shirt kann man seine Muskeln spielen sehen. Dann reicht er unserem Fahrer, einem mageren Männlein mit sonnenverbrannter Haut, einen Geldschein, was dieser mit einem zahnlosen Grinsen quittiert. Er heißt Giuseppe, erfahre ich, und scheint ein alter Bekannter von Leonardo zu sein, denn die beiden wechseln ein paar Worte auf Sizilianisch, ein Dialekt, der für mich ebenso gut auch Arabisch sein könnte.

Als er das Gepäck untergebracht hat, nimmt mich Leonardo auf den Arm und hebt mich ohne Umschweife auf die Ladefläche des Ape – als wäre ich ein weiteres, wenn auch wesentlich zerbrechlicheres Gepäckstück. Jetzt erst bemerke ich die beiden weichen Schaumgummisitze auf der Ladefläche.

»Nach Piscità?«, fragt Giuseppe und lässt den Motor an. Zumindest habe ich den Namen des Ortes so verstanden.

»Ja, klar. Ist ja wohl immer noch dort, das Haus«, erwidert Leonardo. Sein Italienisch scheint mir hier von einer Sekunde zur nächsten eine andere Färbung angenommen zu haben.

Giuseppe drückt ordentlich auf die Tube und knattert mit beunruhigender Nonchalance durch das Gassengewirr. Auf einer Ape unterwegs zu sein ist wie die Fahrt auf einem Karussell und meinem armen Bein nicht gerade zuträglich.

Das Dorf ist fast verlassen. Allerdings befinden wir uns auch noch in der Nebensaison, und mit dem großen Ansturm der Touristen ist erst zum Sommer hin zu rechnen. Überall herrscht eine köstliche Stille, und ein betörender Duft, der uns überallhin folgt, liegt in der Luft. Ich sehe mich verzaubert um. All die Blumen und Blüten – Hibiskus, Bougainvilleen, Kakteen, Oleander, die Zitrusbäume –, der schwarze Sand und die weißen Häuser, und dieser sanfte Wind, der einen mitten ins Herz trifft! Der laute Trubel in Rom und die hallenden Gassen Venedigs sind auf einmal nur noch verschwommene Erinnerungen.

Während wir uns Leonardos Haus nähern, kommt mir einen Moment lang eine Szene aus dem Film *Stromboli*, Rossellinis Meisterwerk mit Ingrid Bergman in der Hauptrolle, in den Sinn, nein, ich scheine sie selbst zu durchleben – nur in Farbe, nicht in Schwarzweiß. Auch ich fühle mich ein wenig wie die Heldin des Films: Karin ist ein Kriegsflüchtling, der als Fremde hierherkommt, an

der Seite eines Mannes, der auf der Insel geboren ist. Im Film ist das Antonio, ihr eifersüchtiger und herrschsüchtiger Ehemann. In meinem Fall ist es Leonardo ... doch hier hinkt der Vergleich ein wenig, denn was ist Leonardo eigentlich für mich?

Es besteht keine Eile, die Antwort auf diese Frage zu finden, Elena, sage ich mir und sende meine Gedanken zurück zu dem Film, den ich mit dem vergleiche, was ich vor mir sehe. Es mag zwar mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen sein, seit dieses cineastische Kunstwerk gedreht wurde, doch ansonsten scheint sich hier nicht viel verändert zu haben ...

An einer Straßenecke verabschieden wir uns von unserem Fahrer, und Leonardo führt mich zu seinem Haus. Es ist ein altes Gebäude, das so aussieht, als stünde es schon seit undenkbaren Zeiten hier. Wie die anderen Bauten der Insel auch ist es weiß gestrichen und hat himmelblaue Fenster und Türen.

Leonardo bleibt vor dem Zaun stehen und betrachtet versunken das Gebäude. »Hier wurde ich geboren«, sagt er andächtig. »Und hier bin ich auch aufgewachsen. Es hat sich nichts verändert, seit ich weggegangen bin.«

»Wie lange warst du nicht mehr hier?«, frage ich leise, um den Moment nicht zu zerstören.

»Viele Jahre – aber eigentlich ist ein Teil von mir immer hiergeblieben.« Leonardo fährt mit der Hand zärtlich über die raue Begrenzungsmauer, als wollte er ein schlafendes Tier streicheln.

Schließlich öffnet er das Zaungatter, und wir durchqueren den Garten, wo zwischen ein paar

Zitronenbäumen auch ein uralter Granatapfelbaum steht. Ich bleibe stehen, um ihn zu betrachten, während Leonardo unser Gepäck vor der Eingangstreppe abstellt, die ein paar Stufen nach oben führt. »Wir lassen uns im ersten Stock häuslich nieder, dann kannst du von der Terrasse aus immer das Meer sehen«, sagt er.

Ich werfe einen verzweifelten Blick auf die steile Rampe aus Stein. »Na toll!«, rufe ich mit einem sarkastischen kleinen Lächeln aus. »Mein Bein und ich, wir werden es dir danken!«

Ohne mich auch nur eines Blickes oder eines Wortes zu würdigen, nimmt mir Leonardo die Krücken ab, lehnt sie an das Mäuerchen und hebt mich auf den Arm. In seiner festen Umarmung fühle ich mich noch immer leicht wie ein kleines Mädchen, obwohl ich mich mittlerweile beinahe daran gewöhnt habe, von ihm so durch die Gegend getragen zu werden. Ich halte mich an seinem Kragen fest und genieße es einfach zuzusehen, wie sich vor meinen Augen Stufe um Stufe ein atemberaubendes Panorama entfaltet.

Oben angekommen versetzt Leonardo der angelehnten Tür einen leichten Tritt. In den Türsturz ist eine Art blaues Herz gemalt, das von einem Kreuz gekrönt ist – vielleicht ein stilisiertes Blatt?

»Das ist schön! Wieso ein Herz?«, frage ich ihn. Das seltsame Symbol macht mich neugierig, denn es hat etwas Primitives und zugleich Heiliges.

Leonardo lächelt. »Das ist kein Herz. Es ist eine Kaper, das Symbol der Insel«, erklärt er, während er mich über die Schwelle trägt. »Heute Abend gebe ich sie dir zu

kosten, die echten Kapern aus Stromboli. Und wenn du sie probierst, wirst du denken, es wäre die erste Kaper, die du in deinem Leben isst.«

Wir stehen in einer geräumigen und nach Kräutern duftenden Küche – zweifellos dem Herzen des Hauses – mit einem großen Tisch in der Mitte und einigen wenigen Möbeln an der Wand, dunkel, alt und solide. In einer Ecke befindet sich ein großer, über die Jahre und durch die häufige Benutzung verrußter Kamin. Jetzt spüre ich auch die angenehme Kühle, die hier im Haus herrscht: Offenbar bieten die dicken Mauern aus unbehauenen Stein einen perfekten Schutz vor der Außenwelt.

Leonardo rückt mir einen Holzstuhl mit geflochtenem Sitz zurecht.

»Ich hole das restliche Gepäck«, sagt er dann geschäftig und wendet sich bereits zum Gehen.

Ich nicke. »Gut. Ich warte hier solange auf dich.«

Ohne Krücken käme ich sowieso nicht weit ...

Als ich nur noch Leonardos Schritte auf der Treppe höre, schaue ich mich mit neugierigen Augen um. Neben dem Kamin gibt es auch einen alten Holzofen, der vermutlich noch funktionsfähig ist. Und direkt vor mir liegt eine überdachte Terrasse mit mehreren gemauerten und himmelblau gestrichenen Bänken.

Wenige Augenblicke später taucht Leonardo mit dem Gepäck wieder auf. Er wird von einer alten Dame begleitet. Sie ist winzig klein und geht gebeugt; das graue Haar hat sie zu einem kleinen Dutt zusammengefasst.

»Das hier ist Nina«, stellt er sie vor und geht ihr ein

paar Schritte voraus. »Sie hat alles für unsere Ankunft hergerichtet.«

Die Frau kommt auf mich zu. Sie hat ein ganz eigentümliches Gesicht, kleine, durchdringend blaue Augen, einen schmalen Mund und eine zerfurchte Stirn. Zwei schwere Goldringe hängen von ihren Ohrläppchen, die dadurch auffallend in die Länge gezogen werden.

»Freut mich.« Nina gibt mir die Hand, die schwielig und voller Falten ist.

»Ganz meinerseits. Elena.« Ich versuche mich vom Stuhl zu erheben, stoße dabei aber gegen die Rückenlehne und kippe beinahe um.

»Bleib nur, streng dich nicht an«, sagt die alte Dame mit unendlich sanfter Stimme.

»Nina war meine Amme«, erklärt Leonardo. »Sie hat mich aufgezogen.«

»Und er hat mich ganz schön auf Trab gehalten, dieser *picciruddu*«, sagt Nina lächelnd und betrachtet ihn voll mütterlicher Liebe. »Er war wie der Wind, dieser Junge ... Nie konnte er stillsitzen.«

Ich lächle.

In gewisser Weise ist Leonardo immer noch so, denke ich zärtlich.

»Haben Sie immer hier auf Stromboli gelebt?«, erkundige ich mich dann bei Nina.

»Ja«, antwortet diese ruhig, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, auf dieser gottverlassenen Insel sein Leben zu verbringen.

»Und haben Sie keine Angst vor dem Vulkan?«, frage ich.

»*Iddu* ist wie ein Gott, der macht, was er will ... Aber die Leute hier fürchten ihn nicht«, erwidert die alte Frau gleichmütig.

»Dann muss ich wohl noch einiges von den Insulanern lernen.«

»Es reicht schon, wenn du nicht weiter drüber nachdenkst«, versichert sie mir und fasst in diesem einen Satz die ganze Weisheit und Schicksalsergebenheit der Altvorderen zusammen. Dann wendet sie sich an Leonardo: »Ich hab noch zu tun, mein Junge. Wenn du mich brauchst, weißt du, wo du mich findest.«

»Danke, Nina«, verabschiedet er sich von ihr und küsst sie herzlich auf die Wange.

Nach dem Mittagessen und einer ausgiebigen Siesta treten wir auf die riesige Terrasse hinaus, um das besondere Licht des Abends kurz vor dem Sonnenuntergang zu genießen. Auf einer Reihe von weißen Säulen ruht eine Pergola, die von herrlichen Bougainvillea-Blüten umrankt ist. Wir setzen uns auf eine der Bänke, schauen aufs Meer und lassen unsere Haut von der leichten Brise liebkosen.

»Nina lebt allein, nur wenige Häuser weiter da unten«, erklärt Leonardo und zeigt mit dem Kinn in Richtung Dorf.

»Sie ist sehr lieb«, sage ich. »Hat sie dich wirklich aufgezogen?«

»Ja«, sagt er lächelnd, als würden mit dieser Antwort noch viele andere Erinnerungen in ihm aufsteigen. »Mein Vater war Seiler und verkaufte seine Netze an die

Fischer, während meine Mutter als Schneiderin arbeitete. Sie ließen mich die ganze Zeit bei Nina, die mich überallhin mitnahm, wenn sie auf der Insel unterwegs war, um Kapern zu sammeln. Oft saß ich auch stundenlang bei ihr in der Küche und schaute ihr beim Kochen zu. Bei ihr in der Familie waren alle Männer Fischer – wie die meisten männlichen Inselbewohner –, deshalb gab es bei ihr zu Hause immer frischen Fisch.«

»Und so wurde bei dir die Leidenschaft fürs Essen geboren, stimmt's?«

Leonardo nickt strahlend. »Ich glaube schon. Weißt du, es war eine Augenweide, Nina beim Kochen zuzusehen. Für mich war sie wie eine Zauberin, und ich wünschte mir von ganzem Herzen, ihr Zauberlehrling sein zu dürfen und mir all ihre Tricks und Kniffe abzuschauen.« Er zeigt auf den Granatapfelbaum im Garten unter uns. »Siehst du diesen Baum? Wenn er Früchte trug, pflückte meine Mutter sie und brachte sie zu Nina. Die machte daraus einen ausgezeichneten Likör – den besten, den ich jemals gekostet habe. Meine Eltern wollten nicht, dass ich ihn trinke, weil ich ja noch ein Kind war, aber sie ließ mich ab und zu heimlich davon probieren.«

Ich lausche seinen Schilderungen wie gebannt. Leonardo hat mir noch nie mit solcher Selbstverständlichkeit von sich erzählt, und ich wünschte, er würde nie mehr damit aufhören. Es scheint fast, als wären bei ihm ein paar Dämme gebrochen. Als hätte er Lust, mich an seinem Leben teilhaben zu lassen.

»Und wo sind deine Eltern?«, traue ich mich zu fragen.

»Sie sind beide gestorben«, sagt Leonardo, und einen

Moment lang verfinstert sich seine Miene. »Vor sieben Jahren, kurz nacheinander.«

Zwischen uns senkt sich kurz Stille herab, dann zeigt Leonardo auf eine bernsteinfarbene Klippe in der Ferne, die sich ganz einsam und bizarr nicht allzu weit vor der Küste aus dem Meer erhebt.

»Siehst du diesen Felsen da? Man nennt ihn Strombolicchio.«

Ich muss über den lustigen Namen lächeln.

»Das war auch ein Vulkan«, erklärt Leonardo. »Eine Legende besagt, es sei sozusagen ein Ableger des Stromboli, eine Art Pfropfen in seinem Schlot, der vor Tausenden von Jahren während eines heftigen Ausbruchs ins Meer gespuckt wurde.«

»Und könnte man diesen Pfropfen nicht einfach wieder draufsetzen?«

Leonardo lächelt und schüttelt den Kopf.

»Aber das da obendrauf ist ein Leuchtturm, oder?«, frage ich und kneife die Augen zusammen.

»Ja. Bis in die Fünfzigerjahre hinein wurde der von einem Leuchtturmwärter von Hand betrieben. Mittlerweile funktioniert er allerdings mit Sonnenenergie.«

»Und kann man da hochsteigen?«

»Das würdest du wohl gerne, was?«, neckt er mich kumpelhaft.

»Und wie!« Ich nicke.

»Es gibt eine kleine Steintreppe mit über zweihundert Stufen, die vom Meer bis ganz nach oben führt«, erklärt Leonardo und kommt mit seinem Gesicht ganz nah an

das meine. Plötzlich habe ich einen Kloß im Hals.
»Wenn du meinst, dass du das schaffst ...«

»Ich hab mich drauf verlassen, dass du mich hochträgst«, provoziere ich ihn lächelnd.

Einen Moment lang ruht sein Blick auf mir. »Vergiss es«, sagt Leonardo und schließt mich, ohne jegliche Vorwarnung, in seine starken Arme. Da bin ich, an seine Brust gedrückt; seine Hände wühlen sich in mein Haar, heiß streift sein Atem mein Gesicht.

So nah waren wir uns noch nicht, seit wir uns wiedergefunden haben. Doch im selben Moment wird mir bewusst, dass sich nichts verändert hat, dass ich mich bei ihm so wohlfühle wie an keinem anderen Ort. Meine Muskeln entspannen sich, während ich seinen Duft einatme. *Ich liebe seinen Duft.*

Leonardo streichelt meinen Hals, fährt ganz sanft mit den Fingern darüber. »Seit ich dich im Krankenhaus wiedergesehen habe, habe ich Lust, dich zu küssen«, flüstert er mir ins Ohr. »Und das mache ich jetzt auch, nur damit du's weißt.« Er nimmt meinen Kopf in beide Hände. »Wenn du was dagegen hast, sag's nur.« Sein Mund kommt näher. »Aber ich glaube nicht, dass mich das aufhalten kann.« Ganz leicht berühren seine Lippen die meinen, fast wie durch Zufall. Auch wenn ich mich wehren wollte – ich könnte es nicht. Das Verlangen in mir lähmt mich. Leonardo hält mein Kinn in den Händen, als wäre es eine Frucht, die er probieren will, und jetzt knabbert er ganz zart an meinen Lippen und öffnet dann den Mund, damit ich ein wenig seine Zunge kosten kann. Er lässt sie züngeln, zieht sich wieder zurück und wagt

sich dann wieder vor – es ist ein köstliches Spiel, das mich erregt. Dann steckt er mir die Zunge ganz hinein, lässt mich seinen heißen, feuchten Geschmack kosten. Ich heiße ihn willkommen, folge ihm: mit der Zunge, den Lippen, den Zähnen.

Nach diesem Kuss habe ich mich mit meinem ganzen Wesen gesehnt. Ich wollte es nur nicht zugeben.

Er rückt ein wenig von mir ab, sucht meinen Blick und streicht mir mit dem Daumen sanft über die Lippen. »Du hast mir furchtbar gefehlt, Elena«, flüstert er.

Dann küsst er mich auf die Nase, den Hals, auf die Schultern. Endlich spüre ich wieder seine zarten Bartstoppeln an meinen Wangen, seinen kleinen Ohrring, der gegen meinen Hals klimpert, seinen Duft in der Nase, sein dichtes Haar, das meine Haut streift. Das alles ist neu und vertraut zugleich, ein Kontakt, der mich zu neuem Leben erweckt.

»Komm, gehen wir hinein.« Er hält mir eine Hand hin. Und ich kann nicht anders, als sie zu nehmen.

In genau diesem Moment sinkt die Sonne auf die Wasseroberfläche hinab und taucht den Himmel in ein feuriges Licht aus Rot- und Rosatönen.

Dann liegt er hinter uns, der letzte Sonnenstrahl, und während er im Meer versinkt, gehen wir, Arm in Arm und mit kleinen Schritten, unserer ersten gemeinsamen Nacht entgegen.

Ich warte auf meinem Stuhl auf Leonardo, während er unter der Dusche ist. Solange ich diesen Verband habe, kann ich nicht duschen und bin gezwungen, mich unter

allerlei akrobatischen Verrenkungen zu waschen. Trotzdem kann ich es kaum erwarten, mir die verschwitzten Klamotten vom Leib zu reißen und endlich mit Leonardo ins Bett zu gehen. Die Vorfreude darauf ist wie ein köstlicher, erregender Kitzel.

Jetzt. Das Wasser hat zu rauschen aufgehört. In diesem Moment kommt er bestimmt aus der Dusche, trocknet sich am ganzen Körper ab, schüttelt Wassertropfen aus Haaren und Bart und schlingt sich das Handtuch um die Lenden. Er wird sich im Spiegel anschauen, ganz gewiss lächeln, sich mit einem Tropfen seines Parfüms, des Ambradufts, ansprühen. Dann wird er in seine lederen Flipflops schlüpfen und mit nackter Brust pfeifend über den Flur kommen.

Ich kann es noch nicht glauben, aber es geschieht tatsächlich – seine Schritte hallen auf dem Boden wider.

Leonardo erscheint auf der Türschwelle, eine Fleisch gewordene griechische Statue. Wortlos kommt er auf mich zu, nimmt mich auf den Arm.

»Wohin bringst du mich?«, frage ich ihn atemlos.

»Ins Bad. Du bist dran«, antwortet er, als wäre das die selbstverständlichste Sache der Welt.

»Das kann ich schon allein!«, protestiere ich.

»Ich weiß, aber wenn ich dir helfe, macht es mehr Spaß.«

Er setzt mich neben der Wanne ab und dreht den Wasserhahn auf, wartet, dass die Wanne vollläuft. In der Zwischenzeit zieht er mir mein Baumwollkleid über den Kopf. Jetzt habe ich nur noch Höschen und BH an und schäme mich ein bisschen: Mein Körper fühlt sich mit

dem einen Bein, das anders ist, irgendwie fremd und unproportioniert an. Außerdem fühle ich mich in meinen Bewegungen behindert.

»Du bist wunderschön, Elena«, flüstert er mir zu und liebkost mich mit seinem Blick.

Leonardo küsst mich auf den Mund, lässt seine Hände über meinen Rücken gleiten und öffnet meinen BH, packt dann mein Gesäß und zieht mir sanft das Höschen herunter. Dann kontrolliert er mit einem Finger die Wassertemperatur, hebt mich hoch und setzt mich vorsichtig in die Wanne, wobei er das verbundene Bein heraushängen lässt. Kaum bin ich untergetaucht, spüre ich, wie alle Anspannung in mir sich löst.

Leonardo stellt das Wasser ab und beginnt, mir mit einem in Duftöl getauchten Schwamm sanft den Hals, die Brust und den Rücken zu massieren. Ich schließe die Augen und spüre nur noch seine Hände auf mir, seine Hände, die sich meiner annehmen. Es gibt keinen Schmerz und keinen Kummer mehr, und ganz allmählich kommt wieder Leben in meinen geschundenen Körper.

Sanft plätschert das Wasser auf meiner Haut. In Leonardos kundigen Händen verweilt der Schwamm spielerisch auf den Brüsten, malt Spiralen um meine Brustwarzen, gleitet langsam nach unten über den Bauch, die Beine und wandert dann wieder nach oben, zu meiner Muschi. Wie selbstverständlich wäscht mich Leonardo zwischen den Beinen: Es ist wie ein weiches, zartes Streicheln, das dennoch die Macht hat, ein ganzes Feuer in mir zu entfachen. Ich reiße die Augen auf und begegne seinem Blick. Verlangen steht in sein Gesicht

geschrieben, das sehe ich an den geweiteten Pupillen, dem gierigen Blick und Leonardos sinnlichem, lüsternem Lächeln. Schließlich drückt er mir den Schwamm in die Hand und fordert mich dazu auf, selber mit dem Massieren weiterzumachen, während er mit den Fingern zwischen meine Beine zurückkehrt, mich streichelt und liebkost und neckt, bis sich die Begierde in meinem Bauch ausbreitet wie eine fließende Welle, während seine lüsternen Finger mit mir spielen, kleine Kreise und Ellipsen auf mir ziehen.

Nur er kann mir einen solchen Genuss verschaffen.

Ergriffen von meiner wiedergefundenen Lust halte ich mich mit beiden Händen am Wannenrand fest, während sich unsere Blicke in einem Crescendo der Erregung ineinander versenken.

Leonardo beißt sich auf die Lippen. In seinen Augen steht das pure Verlangen. Dann beugt er sich zu mir, küsst mich und hilft mir aus der Wanne.

Er hüllt mich in ein Badetuch, trägt mich ins Schlafzimmer hinüber und legt mich aufs Bett. Ich packe ihn mit beiden Händen an den Lenden, schiebe sein Handtuch ein wenig zur Seite und beginne ihn in der Leistenengegend zu küssen, dort, wo die Haut prall und gespannt ist. Dann reiße ich ihm mit einem entschlossenen Ruck das Handtuch ganz vom Leib. Sein praller Schwanz reckt sich mir entgegen. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er mich vorhin auf der Terrasse geküsst hat, beginne ich ihn an der Spitze zu küssen und zu lecken. Die Muskeln seines Gesäßes und seiner Beine ziehen sich zusammen, so

erregt ist Leonardo. Dann schließe ich meinen Mund ganz um ihn und koste seinen wunderbaren Geschmack, dieses Aroma von Wildblumen und Meer. Mein Mund bewegt sich vor und zurück; zart umkreist meine Zunge die Eichel, wandert über den Schaft.

Leonardo stößt einen tiefen Seufzer aus, krümmt den Rücken und drückt seinen Schwanz noch tiefer in meinen Mund. Um ihn mir dann, urplötzlich, zu entziehen.

Er hilft mir dabei, mich auszustrecken. Erst jetzt wandert mein Blick an die Decke, und ich sehe das Windspiel aus Muscheln, das über uns hängt und sanft in der nächtlichen Brise klimpert.

Leonardo legt sich neben mich, küsst mein Haar, mein Gesicht, meine Brust. Sein Bart kitzelt mich an der Haut, und einen Moment lang gelingt es ihm, mich von meinen Gedanken abzulenken. Ich bin mir nicht sicher, ob ich es schaffen werde, mich gehen zu lassen, mich in seinen Armen wiederzufinden, so wie das früher der Fall war. Diese Befürchtung ist auf einmal sehr präsent in mir, doch jetzt ist kein Platz für Zweifel, jetzt ist da nur sein Mund an meinen Brustwarzen, an denen er mit einer Inbrunst saugt, als könnte er ihnen einen köstlichen Nektar entlocken. Dann wandern Leonardos Lippen zu dem kleinen, herzförmigen Muttermal auf meiner linken Brust.

»Ach, das ist immer noch da«, sagt er und haucht einen leichten Kuss darauf. Und er küsst mich weiter, entlang einer gedachten Linie, die über meinen Bauch bis zur Leistengegend führt. Ich mache die Beine breit, um seinen Lippen und seiner Zunge Platz zu machen, die

mein Blut sofort in Wallung bringen und meinen Puls höherschlagen lassen. Ich bin klatschnass. Leonardo stöhnt, sein Körper vibriert ganz leicht – eine winzige Bewegung, die auch mich vor Lust erbeben lässt.

Dann küsst er mich wieder auf den Mund, und ich schmecke mich selbst in ihm, koste meine eigene Lust. Jetzt drängt er sich sanft zwischen meine Beine, schlingt sie sich vorsichtig um den Leib. Ich spüre, wie sein Schwanz meine Möse berührt.

»Jetzt, Elena, werde ich gleich mit dir schlafen«, flüstert Leonardo. »Ich kann mich nicht zurückhalten«, sagt er und dringt langsam in mich ein. »Ich will dich. Alles andere zählt nicht.«

Was für ein göttliches Gefühl! Ich hatte es schon fast vergessen!

Unsere Körper passen perfekt zusammen. Er gleitet hinein und hinaus, zuerst ganz langsam, dann immer schneller. Die Stille des Zimmers wird von unserem hitzigen Stöhnen durchbrochen, das alles andere übertönt: das Rauschen des Windes, das Plätschern des Meeres, das dumpfe Rumpeln des Vulkans, das leise Klirren des Windspiels.

Leonardo in mir drin zu haben ist alles, was ich mir gewünscht habe, und doch spüre ich, dass die Rückkehr zur wahren Lust für mich nicht so leicht sein wird. Mein Atem geht schneller, mein Körper zuckt und bebt, aber noch kann ich sie nicht finden, diese tiefe Lust, die mir vor so langer Zeit abhandengekommen ist.

»Lass dich auch für mich gehen, Elena. Denk an nichts ...«

Ich versuche es, doch es will mir nicht gelingen. Ich bin blockiert, gehemmt, bin in einem Körper und einer Seele gefangen, die ich nicht mehr so zum Schwingen bringen kann wie früher. Irgendwo in mir drinnen ist da noch der Schmerz, der sich noch immer nicht von meinem Herzen gelöst hat und der mich mehr verstümmelt als dieses kaputte Bein, der meinen Sinnen die Luft abdrückt und mich daran hindert, zum Orgasmus zu kommen.

All die Liebhaber, all die One-Night-Stands waren zu nichts nütze gewesen außer dazu, dass ich gelernt habe, wie man einen Orgasmus vorspielt. Und genau das beschließe ich nun zu tun, resigniert und besiegt. Ich tue es für Leonardo, für seine Lust, um wenigstens ihm das zu schenken, was ich nicht mehr empfinden kann.

Ich spüre, wie sein Höhepunkt in ihm aufsteigt. Jetzt kommt er. Seine Hände packen mich fester an den Armen, seine Bewegungen werden schneller. Er stößt ein letztes Mal zu, zieht sich dann blitzschnell zurück und ergießt sich mit einem rauen Schrei auf meine Brust. Dann sinkt er auf mir zusammen.

Ich atme tief ein und aus, als könnte ich damit den Knoten lösen, der meine Kehle wie mit Krallen umschließt. Mir fehlt die Kraft, um etwas zu sagen, und mein Kopf schwirrt nur so von Gedanken. Vielleicht bin ich heute ja noch einmal davongekommen, und Leonardo hat nichts bemerkt. Vielleicht habe ich meine Sache so gut gemacht, dass er denkt, ich hätte ebenso einen Orgasmus gehabt wie er.

Leonardo dreht sich zu mir und sieht mich an, als wolle er mir bis auf den Grund meiner Seele schauen. »Du bist

nicht gekommen«, stellt er so nüchtern fest, als würde er mir sagen, welche Augenfarbe ich habe.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Elena, ich kenne deine Orgasmen«, erklärt er und fährt mir mit dem Finger über die Wange. »Und das eben war keiner.« In dem, was er sagt, liegt kein Vorwurf, doch es genügt, um mir die Röte ins Gesicht steigen zu lassen.

Leonardo ist nicht wie die anderen. Das hätte ich mir denken können. Ihm kann man einfach nichts vormachen.

»Vielleicht bin ich nur müde«, versuche ich mich zu verteidigen. »Mag sein, dass es an der langen Reise liegt oder an dem Verband, der mich so behindert ...« Ich möchte weiterreden, andere Rechtfertigungen finden, um eine Tatsache zu verbergen, die zuzugeben mir schwerfällt.

Doch Leonardo will nichts davon hören. »Psst. Komm her.« Er zieht mich an sich, dreht mich zärtlich um und schmiegt sich an meinen Rücken. »Alles ist gut. Du musst nichts sagen.«

Dankbar entspanne ich mich in seiner Umarmung und mache die Augen zu, spüre Leonardos Atem in meinem Nacken und die Wärme seines Körpers, der sich an mich kuschelt. Und so bleibe ich ganz still liegen und lasse mich vom leisen Klappern der Muscheln über unseren Köpfen in den Schlaf wiegen.

Es ist nicht alles gut. Um die Wahrheit zu sagen, ist eigentlich gar nichts gut. Nichts bis auf diese Umarmung.

Stromboli besteht aus Natur und Primärfarben. Hätte ich meine Malsachen dabei, würde ich mit Begeisterung versuchen, all diese Farben zu Papier zu bringen: das tiefe Schwarz der Erde, das leuchtend helle Blau des Meeres, das grelle, reine Weiß der Häuser. Und so hat diese Insel bereits das erste Wunder vollbracht: Sie hat in mir den Wunsch zu malen zu neuem Leben erweckt – da ist es plötzlich wieder, dieses unwiderstehliche Verlangen, mit den Augen und den Händen zu spielen, mir die Klamotten und die Haut mit Temperafarben zu beschmieren und endlich wieder den Geruch frischer Farbe zu riechen. Das alles hatte ich für immer verloren geglaubt, doch jetzt ist es – sogar noch stärker als zuvor – wieder da.

Mittlerweile sind wir seit einer Woche hier. Tag um Tag lerne ich die Insel besser kennen: das Rumoren in der Erde, den Duft der Blumen, diese absolute Stille, das Fehlen von elektrischer Beleuchtung auf der Straße ... Es ist eine einzigartige Erfahrung, abends im Dunkeln spazieren zu gehen, mit dem Mondenschein und dem Schimmern der Glut im Vulkan als einzigen Lichtquellen. Stromboli ist eine andere Welt, eine Welt, die mich anzieht und immer wieder überrascht, genau wie Leonardo.

Ich warte auf ihn, auf der Terrasse.

Die Sonne steht hoch am Himmel und zaubert ein

Funkeln und Glitzern aufs Meer wie von tausend Fischschuppen. Es ist sehr heiß, doch die Temperatur ist angenehm, es herrscht nicht die Gluthitze, unter der man hier im August leidet. Eine leichte Brise kitzelt mir die Haut.

Heute Morgen ist Leonardo schon bei Morgengrauen losgegangen. »Ich besuche die Fischer am Hafen«, hat er mir ins Ohr geflüstert. Im Halbschlaf habe ich alles nur verschwommen wahrgenommen – ob er mich geküsst hat oder nicht, kann ich nicht mehr sagen; doch selbst wenn, dann wäre es allenfalls ein brüderlicher Kuss gewesen. Denn jetzt ist es offiziell: Leonardo geht mir aus dem Weg, und das nach unserer ersten und einzigen Liebesnacht. Am Morgen danach habe ich ihm verlegen gestanden, dass meine Schwierigkeit, einen Orgasmus zu bekommen, keineswegs eine einmalige Angelegenheit ist, sondern ein Problem, das ich schon länger mit mir herumschleppe. Genauer gesagt seit wir uns getrennt haben. Zunächst schien ihn diese Sache nicht allzu sehr zu beunruhigen – er küsste mich auf die Stirn und versuchte mich zu beruhigen.

»Das renkt sich schon wieder ein, mach dir keine Gedanken«, sagte er. Und wechselte das Thema.

So weit, so gut – sollte man meinen.

Nur dass wir seither nicht nur keinen Sex mehr gehabt haben, sondern dass ich den Eindruck nicht mehr loswerde, ihm gleichgültig geworden zu sein. Er berührt mich bestenfalls so, wie es ein Bruder tun würde, und scheint vollkommen immun gegen all meine Verführungsversuche zu sein.

Kann es wirklich sein, dass ich ihm auf einmal nicht mehr gefalle? Dass aufgrund meiner Unfähigkeit, zum Höhepunkt zu gelangen, auch ihm die Lust vergangen ist?

Ich hatte noch nicht den Mut, Leonardo danach zu fragen, denn vorher will ich ihn ein wenig beobachten, um zu begreifen, ob er mich wirklich nicht mehr anziehend findet oder ob es sich nur wieder um eins von seinen erbarmungslosen Spielchen handelt, bei denen ich, wie immer, nur eine armselige Spielfigur bin. Die seltsame Gleichgültigkeit seinerseits ist für mich zur Herausforderung geworden, die ich angenommen habe, obwohl sich mir der Sinn dieser Übung nicht ganz erschließt.

Die einzige Gewissheit, die ich habe, ist, dass ich seiner leider noch nicht überdrüssig bin. Genauer gesagt begehre ich ihn von Tag zu Tag mehr, und Leonardo scheint es sogar darauf anzulegen, mich zu provozieren, indem er mit nackter Brust im Haus herumspaziert, eine Art Neptun in Bermudas und Flipflops, die Haut von der Sonne goldgebräunt, Bart und Haare ungekämmt und nach Meer duftend, und mit diesen schwarzen Augen, die wie Abgründe sind. Diese Insel scheint seine Sinnlichkeit mit aller Macht zum Vorschein zu bringen, und ich muss mich ständig zurückhalten, um dem schier unüberwindlichen Instinkt zu widerstehen, ihn zu umarmen, Leonardo zu berühren und zu erobern. Wäre es nicht er, der dieses grausame Spiel mit mir spielt, sondern ein anderer, hätte ich es auch längst getan: Ich habe gelernt, Männern gegenüber sehr direkt zu sein, die

Initiative zu ergreifen, ohne allzu viel darüber nachzudenken oder zu überlegen, wer denn nun eigentlich den ersten Schritt tun sollte. Doch bei Leonardo geht das alles nicht so leicht: Die Sprache der Verführung, die wir sprechen, ist viel komplexer; da gibt es Botschaften, die es zu entziffern, und Strategien, die es zu entwerfen gilt.

Das Paradoxe daran ist, dass er sich mir zwar körperlich verweigert, ansonsten jedoch noch aufmerksamer und liebevoller mit mir umgeht als je zuvor. Er hat mir jede nur erdenkliche Köstlichkeit gekocht, die diese Insel hervorbringt, und mich so zuvorkommend behandelt, wie er das nur einem Ehrengast in seinem Restaurant gegenüber tun würde. Gestern zum Beispiel kam er von einer seiner täglichen kulinarischen Erkundungen zurück und hatte ein Geschenk für mich. Ich hatte nicht damit gerechnet, denn Leonardo gehört nicht zu dem Typ Mann, der ausgeht und mit einem Geschenk zurückkommt. Und doch hatte er ein Beutelchen aus weißem Satin dabei, in dem sich ein wunderschönes Fußkettchen aus Silber befand. »Das ist von Alfio gefertigt, einem Silberschmied von hier. Ich kenne ihn schon, seit wir Kinder waren«, hat er mir mit einem zufriedenen Lächeln erklärt und mir das Kettchen am linken Fußknöchel befestigt.

Während Leonardo das tat, spürte ich, wie eine große Hitze in mir aufwallte, erst recht, als er meine Wade streichelte, sich über meinen Fuß beugte und ihn auf den Rist küsste. Ich schmolz unter seinen Berührungen dahin – kleine Schauer der Lust liefen mir die Beine

hoch und weckten in mir ein Verlangen, das ich fast nicht bezwingen konnte. Ich rechnete damit, dass Leonardo weitermachen würde, dass dieser Kuss das Vorspiel zu etwas anderem sei, doch stattdessen löste er sich von mir und ließ mich unbefriedigt und ein wenig ratlos zurück. *Warum macht er sich einen Spaß daraus, mich zu quälen?*

Ich weiß nicht, wie lange ich das noch aushalte, denke ich, während ich mein Badetuch vom Wäscheständer nehme. Dann gehe ich in die Küche und presse mir ein paar Orangen und Zitronen aus. Diese frisch geernteten Früchte schmecken köstlich, und obwohl ich bislang nie ein großer Freund von Saft war, möchte ich ihn jetzt nicht mehr missen.

Einige Augenblicke später kommt Leonardo nach Hause. Er hat ein Netz in der Hand, in dem eine etwas unförmige Masse aus Seetang und etwas Stacheligem zu sehen ist.

»Seeigel, frisch gefangen«, sagt er voller Genugtuung und legt seine Beute in die Spüle.

Ich komme näher und beäuge neugierig den Inhalt des Netzes.

»Die sind superfrisch«, fährt er stolz fort und schwenkt die Igel im Wasser hin und her. »Gaetano hat sie mir gegeben.«

»Der Typ von letzstens?«, frage ich und denke an die Begegnung mit einem grau melierten Hünen mit schulterlangem Haar, einem grauen, lockigen Bart und großen Händen zurück, der gerade mit Netzefficken beschäftigt war, als wir auf ihn stießen.

»Genau der«, nickt Leonardo und lächelt. »Gaetano ist Ninas Sohn. Und seit seinem zehnten Lebensjahr Fischer.«

»Auf den ersten Blick sehen die aber nicht sehr appetitanregend aus«, sage ich und betrachte argwöhnisch die tennisballgroßen, von einer Unmenge bedrohlicher schwarzer Stacheln bedeckten Meeresfrüchte.

Leonardo schaut mich erstaunt an. »Hast du noch nie welche probiert? Das kann ich ja kaum glauben!«

Ich schüttele den Kopf. »Aber einmal hat ein Seeigel *mich* probiert«, sage ich. »In Ligurien, als ich vierzehn war. Diese Stacheln sind ziemlich unangenehm.«

Leonardo lächelt. »Dann wirst du heute Abend eine wesentlich angenehmere Erfahrung mit Seeigeln machen.«

Irgendwie klingt das wie ein unsittliches Angebot. Oder vielleicht interpretiere ich das auch nur so.

»Ich kann es kaum erwarten«, gelingt es mir nur zu antworten, während ich spüre, wie seine Hand langsam meinen Rücken herunterwandert, über das Strandkleid aus Seide gleitet und direkt oberhalb meines Pos innehält. *O Gott, ich habe solche Lust, ihn zu küssen, jetzt, sofort. Und all das andere auch.*

Doch Leonardo entzieht sich mir bereits wieder und beginnt eine Orange zu schälen. »Steht dir super, das Fußkettchen«, kommentiert er beiläufig. »Aber du müsstest es eigentlich am rechten Fuß tragen.«

»Was meinst du? Verarschst du mich?«, sage ich patzig, denn bekanntlich steckt mein rechtes Fußgelenk immer

noch in dem vermaledeiten Stützverband.

»Ich meinte, wenn du wieder ganz gesund bist.«

»Und wieso rechts?«

»Ein Fußkettchen rechts zu tragen ist ein Zeichen der Treue gegenüber der Person, die man liebt«, verkündet Leonardo mit diabolischem Grinsen.

Worauf will er hinaus? Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Willst du mir damit etwas sagen?«

»Ich dachte, es sei klar, dass du ab jetzt zu mir gehörst, und Schluss«, antwortet er mit der allergrößten Selbstverständlichkeit und wirft sich schwungvoll einen Orangenschnitt in den Mund.

Mir bleibt die Spucke weg. *Was hat er da gerade gesagt?*

Andererseits – so ist er eben einfach, das dürfte mich eigentlich nicht mehr in Erstaunen versetzen: Er sagt einem die wichtigsten Sachen, Dinge, durch die sich alles ändert, als wären es nur Belanglosigkeiten. Seine entscheidenden Schachzüge kommen immer überraschend, was mich jedes Mal aufs Neue in Verwirrung stürzt.

Ich setze eine betont distanzierte Miene auf. »Dann bist du eben auch der meine, und basta«, kontere ich und verschränke die Arme in dem Bemühen, ebenso lässig zu wirken wie er.

Leonardo verzieht die fleischigen Lippen zu einem Lächeln und kaut weiter seine Orange. *Mein Gott, das ist zu viel!* Plötzlich kriege ich furchtbare Lust, an diesen Lippen zu knabbern. Ich weiß nicht, ob ich widerstehen kann. Als ich Anstalten mache, auf ihn zuzugehen,

verändert er seine Position und dreht sich in Richtung Spüle. Ich bleibe verdattert stehen, betrachte seine Rückseite und überlege mir, was zum Henker ich tun soll.

Jetzt reicht's!, schießt es mir durch den Kopf. Das lasse ich mir nicht länger bieten. Nun ist der Moment gekommen, wo ich nicht mehr nur reagiere! Ich lehne mich mit dem Rücken an den Tisch, halte mich mit den Händen an der Kante fest.

Erster Schritt zur Verführung.

»Ach, könntest du mir bitte das Fußkettchen ein bisschen enger machen? Ich komm einfach nicht hin ...«, sage ich im sinnlichsten Ton, den ich zustande bringe.

Leonardo dreht sich um und kommt auf mich zu. Ich hebe den Fuß, stütze ihn auf einem seiner Oberschenkel ab, und wie ich gehofft habe, nimmt er ihn in die Hände. Dann zurt er mit einer blitzschnellen Handbewegung das Riemchen fest. »Voilà.« Seine Stimme klingt weich und selbstsicher.

Macht er sich eigentlich insgeheim lustig über mich, oder täusche ich mich? Ich spüre, wie sein Atem sanft meinen Knöchel streift. *Na los, warum küsst du mich nicht? Ich will endlich wieder deine Zunge auf mir spüren ...*

Leonardo schenkt mir einen verheißungsvollen Blick, doch im nächsten Moment lässt er meinen Fuß los und setzt ihn sanft auf dem Boden ab. »Komm, drehen wir eine Runde am Strand«, schlägt er vor und reibt sich das Kinn.

O Gott, auch diese Geste bringt mich ins Schwitzen!

Warum gehen wir nicht lieber ins Zimmer und lieben uns?

Doch keines dieser Worte kommt mir über die Lippen.

»Na gut«, sage ich stattdessen und verziehe den Mund zu einem gezwungenen Lächeln. Ich nehme meine Tasche und lege sie mir mit leisem Grimm über die Schulter. »Gut. Gehen wir.«

Die Spiaggia Lunga ist herrlich, vielleicht der schönste Strand der ganzen Insel: ein Teppich aus glänzenden schwarzen Steinchen vor einem glasklaren blauen Meer. Heute Morgen ist fast niemand da – nur ein kleines Grüppchen junger Leute und weiter hinten, etwas abgeschieden, ein Paar, das nackt badet.

Mittlerweile kann ich sogar schon kurze Strecken ohne Krücken gehen, zwar nur mit Mühe, im Schneckentempo und unter Schmerzen, aber es geht. Ich muss zwar alle paar hundert Meter anhalten, um neue Kraft zu schöpfen, aber ich spüre, dass ich deutliche Fortschritte mache. Vielleicht ist dies dem Klima zu verdanken, der Energie, die man an diesem Ort auftanken kann, aber es könnte auch an Leonardo liegen. Jedenfalls spüre ich, wie sich meine Verfassung von Tag zu Tag bessert.

Der schwarze Sand strahlt eine unglaubliche Wärme aus, und beim Kontakt mit diesen von der Sonne aufgeheizten Steinchen verspüre ich zum ersten Mal fast keinen Schmerz mehr in meinem Bein. Leonardo springt ins Meer, um sich abzukühlen, schwimmt ein paar Runden und legt sich dann neben mich, schön und voller Geheimnisse wie ein griechischer Gott. Seine nasse Haut,

das zerraupte Haar, die Hand, mit der er zerstreut über die schwarzen Steine streicht: Bei jedem noch so kleinen Detail läuft es mir heiß und kalt den Rücken herunter.

»Wie laufen denn deine Recherchen für das Buch?«, frage ich ihn unvermittelt, vielleicht um die sexuelle Spannung, die mich schon seit Tagen umtreibt und verwirrt, ein wenig zu lockern.

»Sehr gut!« Er lächelt zufrieden. »Heute Morgen habe ich am kleinen Hafen ein paar Leute getroffen und beim Plaudern ein neues Rezept an Land gezogen: *Pasta al Fuoco*, in einer Variante, die ich noch nicht kannte.«

»Der Name allein klingt schon vielversprechend.« Ich mache eine Pause und sehe ihn schon vor mir, wie er die Pasta zubereitet. »Du, ich hatte da so eine Idee ...«, füge ich hinzu.

»Und die wäre?« Neugierig geworden hebt Leonardo ganz leicht das Kinn.

»Ich würde gerne die Illustrationen zu deinen Rezepten machen«, sage ich selbstbewusst. »Was hältst du von kleinen Aquarellen? Ich dachte jedenfalls, dass die Gestaltung anders aussehen sollte als bei den üblichen Kochbüchern mit Fotos.«

»Mensch, Elena, das ist eine wundervolle Idee!« Leonardos Augen leuchten.

»Schade, dass ich nicht gleich anfangen kann. Ich hab meine Malsachen nicht dabei.« Ich verziehe bedauernd das Gesicht. »Aber sag, gibt es hier vielleicht irgendwo ein Geschäft, wo ich Farben kaufen könnte?«

Leonardo überlegt. »Glaube ich nicht«, sagt er dann und breitet hilflos die Arme aus. »Ich befürchte, um das zu

finden, was du brauchst, müsste man bis Messina fahren«, setzt er hinzu, als würde er über etwas nachdenken.

»Ist auch nicht so wichtig. Für den Moment kann ich Bleistiftskizzen anfertigen, und in Rom lege ich dann richtig los.«

»Wenn wir überhaupt nach Rom zurückkehren ...«

»Wie bitte?«

Leonardo grinst vielsagend. »Es gibt noch mehr Zugereiste, die von hier irgendwann nicht mehr weg wollten.«

»Klar, Ingrid Bergman zum Beispiel«, nehme ich ihn auf den Arm. »Aber das war nur ein Film, und der wurde schon 1949 gedreht.«

»Aber wieso denn – würde es dir nicht gefallen, für den Rest deiner Tage so zu leben wie jetzt?«

»Doch, das würde mir durchaus gefallen«, sage ich mit einem Seufzen und starre geradeaus vor mich hin. Mir fehlt hier nichts, außer dem Gefühl, wieder von ihm begehrt zu werden.

Am Abend, als wir nach einem herrlichen Nachmittag am Strand heimkehren, verschanzt sich Leonardo in der Küche, seinem Reich, und lässt seiner Kreativität, die ihn offenbar schon seit dem Morgen erfüllt, freien Lauf.

»Na, und wie isst man nun diese Igel?«, frage ich und beuge mich über die Spüle, um einen besseren Blick zu haben.

»Ich möchte Spaghetti machen, wie Nina es mir beigebracht hat«, sagt Leonardo und bindet sich ein Tuch

aus schwarzem Leinen um den Kopf. »Pasta mit Seeigeln war immer ihre Spezialität. Heute habe ich sie so lange angefleht, bis sie mir endlich das Geheimnis ihrer Zubereitung verraten hat. Kannst du dir das vorstellen? Jetzt frage ich sie schon seit zehn Jahren, und immer macht sie ein großes Geheimnis daraus. Sie hat erst beschlossen, es mir zu verraten, als ich gesagt habe, dass ich die Nudeln für *dich* kochen will.« Leonardo lacht von Herzen. »Jedenfalls kann man die Igel auch so essen, roh.« Er wirft mir einen kampfeslustigen Blick zu, greift sich dann mit bloßen Händen einen der Seeigel und zerteilt ihn vorsichtig in zwei Hälften. Das Innere ist wie ein Stern geformt.

»Aber der ist ja innen wunderschön«, kommentiere ich und bewundere das fächerförmig angeordnete, leuchtend orangerote Fleisch.

Leonardo zupft mit den Fingern ein Stück heraus. »Probier mal«, fordert er mich auf und hält es mir vor den Mund.

Mein Herz beginnt schneller zu schlagen, dann öffne ich den Mund und packe das Fleisch mit den Zähnen, lasse es langsam auf meine Zunge gleiten. Es ist ein ganz neuer Geschmack, voll und salzig, dessen Verführungskraft mein Gaumen auf der Stelle erliegt.

»Köstlich«, murmele ich, mache die Augen zu und spüre, wie der Geschmack des Igels langsam meine Kehle herunterwandert.

Einen Moment später kreuzen sich unsere Blicke und setzen in mir eine ganze Woge von Erwartungen in Gang. Als der Seeigel meinen Magen erreicht, erweckt er

auch die Begierde, die schon eine Weile in meinem Bauch pulsiert, zu neuem Leben. *Heute Nacht wird dieser Mann wieder mir gehören*, schwöre ich mir. *Ich kann nicht länger warten.*

Leonardo verspeist den Rest des Igels, öffnet dann unter Zuhilfenahme eines Messers die übrigen und leert ihren Inhalt in eine Schüssel. Das tut er mit einer solchen Selbstverständlichkeit, als würde er einen Zauberspruch zubereiten. Dann greift er entschlossen zu der Flasche mit kaltgepresstem Olivenöl und gibt ein gutes Quantum davon in die Pfanne, wobei er großzügig ein S malt. Nein, dieser Mann ist nicht einfach nur am Kochen – er malt ein Gemälde aus verschiedenen Aromen, das bislang nur in seinem Kopf existiert, und so ist er ein Maler, ein Alchemist, ein Magier des Geschmacks zugleich. Je länger ich ihm zuschaue, desto mehr verhext er mich. Jetzt macht er den Herd an, und nachdem sich die feine Linie des Öls in der Pfanne zu einem Kreis ausgebreitet hat, gibt Leonardo eine Knoblauchzehe hinein, zwei ganze Peperoncini sowie ein paar Esslöffel vom Rogen der Seeigel. Schließlich löscht er alles mit Weißwein ab, und kurz schießt eine silberblaue Flamme über der Herdplatte hoch und löst sich mit einem Zischen wieder auf.

»Magst du die Spaghetti ins Wasser tun?«, fordert er mich auf und zeigt auf den Topf mit kochendem Wasser auf der Herdplatte daneben.

»Klar.« Ich reiße die Packung auf, doch mir kommt gleich ein Zweifel. »Soll ich sie in der Mitte durchbrechen?«, frage ich. Wenn ich mich recht erinnere,

hat das meine Mutter immer so gemacht, aber man weiß ja nie – bei einem Küchenchef von Weltrang kann hinter jeder Ecke ein Fettnäpfchen lauern, in das man hineintreten könnte.

»Nein«, antwortet Leonardo, ohne jeglichen Vorwurf im Ton, sodass mich die Tatsache, dass ich wahrscheinlich den größten Blödsinn aller Zeiten gesagt habe, nicht über die Maßen belastet. Er legt sich das Geschirrtuch, das er in der Hand hatte, über die Schulter. »Nimm das Bündel Nudeln in die Hand und stelle es in die Mitte des Topfes.«

Ich tue, wie mir geheißen. Er steht hinter mir, legt die Hände auf meine, sein Schwanz drückt sich gegen mein Gesäß. Sein Mund ist ganz nah an meinem Ohr.

»Und jetzt lass los«, flüstert er.

Ich lasse die Nudeln los. Das Bündel öffnet sich wie eine Handvoll Mikadostäbchen, und die Nudeln fallen im blubbernden Wasser auseinander.

»Perfekt.« Leonardo haucht mir einen Kuss aufs Haar, und ich schmelze dahin. Mir wird glühend heiß. Leonardo verlässt kurz den Herd und gießt uns zwei Glas Wein ein. »Ein bisschen Malvasier?«

»Oh, danke, Chef.« Ich lege die Betonung bewusst provokant auf dieses letzte Wort und klimpere mit den Wimpern.

Er legt den Kopf auf die Seite und betrachtet mich. »Versuchst du eigentlich gerade, mich zu verführen? So ganz nebenbei?«

»Jawohl, Chef«, antworte ich zackig, so wie es seine Kochlehrlinge bei ihm tun, wobei ich allerdings nicht

ganz ernst bleiben kann. »Was dagegen?«

»Weiß nicht ...« Er seufzt, verbirgt ein Lächeln. »Das soll dann wohl heißen, ich möge mir was ganz Besonderes für dich ausdenken.«

Ein Schauer der Erregung läuft mir über den Rücken. Langsam heizt sich die Situation auf.

Aber diesmal lasse ich dich nicht gewinnen, Chef. Heute habe ich die Nase vorn. Und diesmal hab ich mir was für *dich* ausgedacht.

Ich stelle das Glas auf den Tisch. »Entschuldige, ich gehe schnell ins Bad.«

»In ein paar Minuten ist aber das Essen fertig«, ruft er mir hinterher und probiert eine Nudel.

»Klar. Ich komme sofort.« Für das, was ich im Sinn habe, brauche ich sowieso nicht lange.

Da ich mittlerweile ohne Krücken unterwegs bin, erreiche ich das Bad mit kleinen Schritten. Als mein Schatten auf die Fliesen aus blauem Granit fällt, scheint es mir, als wollte er mir sagen, dass ich endlich wieder komplett bin, weil dieser andere Teil von mir zurück ist – die Frau, die etwas wagt, die nicht fragen muss. Jetzt ist der Moment gekommen, Leonardo diese neue Elena zu zeigen: Ich bin mir sicher, dass er ihr nicht widerstehen kann. Ich stütze die Hände aufs Waschbecken und betrachte mich im Spiegel: Meine Augen leuchten, und ein lebhaftes Rot liegt auf meinen Wangen. Es ist ein perveres Spiel, doch ich finde es herrlich. Ich hole tief Luft und ziehe mir das Höschen unter dem Kleid aus. Es ist gar nicht nötig, dass ich mich berühre, denn ich weiß auch so, dass ich bereits klatschnass vor Lust bin. Und

diese Lust kann kein anderer stillen als Leonardo.

Dann kehre ich in die Küche zurück, als hätte ich mir nur die Hände gewaschen. Leonardo hat den Tisch auf der Terrasse gedeckt und mit Kerzen und Blüten von der Bougainvillea geschmückt, die er auf den Tisch gestreut hat.

»Wunderschön«, rufe ich aus und mache große Augen.

»Aber das Beste kommt erst noch«, erwidert er. Einen Augenblick später tritt Leonardo mit der dampfenden Spaghettischüssel aus der Küche, ein zufriedenes Lächeln auf dem Gesicht. Er hat sich das Stirnband abgenommen, doch das weiße Geschirrtuch liegt immer noch auf seiner Schulter und schaukelt bei jeder seiner Bewegungen über den prallen Armmuskeln. Er stellt den großen Keramikteller mit den Spaghetti auf den Tisch und verteilt die Nudeln. »Na los, Elena, komm her, es geht los!«

Ich setze mich ihm gegenüber an den Tisch und lege mir die Serviette über die Beine. »Für mich nur wenig«, sage ich. Und denke: *Lust habe ich, aber nicht auf Spaghetti.*

Doch Leonardo stellt einfach einen vollen Teller vor mich hin. Ich verziehe resigniert das Gesicht. »Gib's zu, dass du mich mit einer Überdosis Kohlehydrate um die Ecke bringen willst!«

Und mit Liebesentzug ...

»Du wirst schon sehen, dass sie dir schmecken und du sogar noch mehr willst.« Seine Stimme ist leise, verführerisch.

Er nimmt das Geschirrtuch von seiner Schulter und legt

es sich als Serviette auf den Schoß. Dann setzt er sich, gießt mir Wein nach und schaut mir tief in die Augen. Ich spüre, wie ich unter seinem brennenden Blick dahinschmelze. Instinktiv bedecke ich meine Schenkel mit der Serviette. Leonardo soll nicht gleich merken, dass ich unter dem Kleid nackt bin.

»Und?«, fragt er mich, während ich den ersten Bissen nehme. »Wie sind sie?«

Ich konzentriere mich aufs Essen, kaue langsam, schlucke. »Willst du die Wahrheit hören?«, frage ich.

»Lügen gilt nicht, das weißt du.«

»Sie sind« – ich schließe die Augen, gebe ein leises Stöhnen von mir – »wie ein Orgasmus«, vollende ich meinen Satz, als hätte ich tatsächlich gerade einen Höhepunkt gehabt.

Leonardo wirft den Kopf in den Nacken und bricht in lautes Gelächter aus. Ich finde es herrlich, ihn zum Lachen zu bringen.

»Die Kapern sind der besondere Clou von Nina«, erklärt er mir. Er nimmt eine vom Teller und steckt sie mir zwischen die Lippen. Ich glaube, meine Wangen sind knallrot.

Während ich genüsslich die Kaper kaue, rutsche ich voller Unruhe auf dem Stuhl herum. *Ich möchte so gern, dass Leonardo mich berührt, ich habe ein Sterbensverlangen nach ihm, gleich halte ich es nicht mehr aus ...*

Er jedoch wendet sich mit gleichmütiger Miene wieder seinem Teller zu und rollt seelenruhig ein paar Spaghetti auf die Gabel.

Er macht mich verrückt. Und ich kann definitiv nicht mehr länger warten. Jetzt ist der Moment gekommen, in Aktion zu treten.

Einen Moment überlege ich, lächle, als mir eine gute Strategie einfällt, und setze mich in Pose. Dann lasse ich mit einer wohlkalkulierten Bewegung meine Serviette zu Boden fallen.

Treffer! Sie landet direkt neben seinen Füßen.

Ich tue so, als wollte ich sie aufheben, doch Leonardo kommt mir zuvor. »Lass nur, ich mach das schon.«

Super. Er ist drauf reingefallen. Rasch schiebe ich mein Kleid die Schenkel hoch und öffne leicht die Beine. Ich schwitze wie verrückt, spüre meine nasse Möse, die pulsiert vor Lust und Vorfreude.

Als Leonardo unter dem Tisch hervorkommt, hat er einen unerforschlichen Ausdruck auf dem Gesicht. »Da, bitte.« Er reicht mir sanft meine Serviette. Ist er überrascht? Amüsiert? Ich könnte es nicht sagen.

Er hilft mir auch nicht weiter. Denn Leonardo isst einfach seelenruhig weiter.

»Dann hast du also beschlossen, mich zu provozieren«, rückt er kurz darauf mit der Sprache heraus. Er sagt diesen Satz irgendwie gedankenverloren, als spräche er mehr zu sich selbst als zu uns.

»Ja, und ich habe die Absicht, es auch weiterhin zu tun«, antworte ich kühn. Ich strecke unter dem Tisch einen Fuß aus und streiche ihm damit über das Bein. Dann wandere ich langsam nach oben bis zwischen seine Schenkel. Sein Schwanz ist hart, das spüre ich durch den Stoff der Hose hindurch. Ich nehme noch einen Schluck

Wein und fahre mir mit der Zunge langsam über meine Oberlippe.

Unsere Blicke begegnen sich, als wollten sie einander herausfordern. Ich höre, wie Leonardo tief durchatmet. Dann schließt er kurz die Augen, und als er sie wieder öffnet, sind seine Pupillen geweitet.

Wunderbar, dann ist also auch er nicht immun ... Ich genieße die Wirkung, die ich auf ihn habe, und im Gegenzug steigt auch meine eigene Erregung. Ich will diesen Mann, und gleich werde ich ihn auch haben ... Bis er urplötzlich meinen Fuß packt und ihn wegschiebt.

»Jetzt reicht's, Elena«, ermahnt er mich mit einer Miene, die streng und lüstern zugleich ist. Ein Blick, den ich noch nie an ihm gesehen habe.

»Ich will mit dir schlafen«, erkläre ich und decke meine Karten auf. Etwas anderes fällt mir nicht mehr ein.

»Ich auch.«

»Und warum gehst du mir dann schon seit Tagen aus dem Weg?«

»Weil ich nicht der Einzige sein will, der es genießt.«

»Wie bitte?« Ich springe vor Empörung fast vom Stuhl auf. »Willst du mir damit sagen, dass du mich nicht mehr begehrt, weil ich keinen Orgasmus kriege?«, bricht es aus mir hervor. Ich bin atemlos vor Wut und Enttäuschung.

»Elena, ich versuche zu erreichen, dass du irgendwann auch wieder Lust empfindest.«

»Ach ja? Und deshalb hältst du mich die ganze Zeit auf Distanz?«

»Genau«, bestätigt Leonardo im Brustton der

Überzeugung. »Du selbst hast mir gesagt, du hättest in letzter Zeit eine Überdosis Sex erwischt. Und ich glaube, dass dein Körper jetzt erst mal wieder zu sich selbst finden muss, bevor er sich in das nächste erotische Abenteuer stürzt.«

Ich senke den Blick. Am liebsten würde ich mir die Ohren zuhalten.

Ich kann ihn nicht ausstehen, wenn er Recht hat!

Mit einer Stimme, die immer sanfter und immer zärtlicher wird, fährt Leonardo fort: »Es wird dir nicht gelingen, wieder Lust zu empfinden, wenn du wie eine Wahnsinnige herumvögelst.«

»Ach so, na, danke schön für die Belehrung. Und? Offenbar hat Doktor Ferrante da ein besseres Rezept«, ätze ich.

»Nein, ich habe kein Patentrezept. Es ist nur ein Versuch«, antwortet Leonardo leise und ignoriert meine Aggressivität geflissentlich.

»Mir kommt das alles nur wie eine bescheuerte Bestrafungsaktion vor, dafür, dass ich nicht funktioniere, wie du dir das vorstellst. Du stellst mich in die Ecke, als wäre ich ein unartiges Kind.«

»Ich würde es nicht als Bestrafung sehen, wenn ich dir widerstehe, sondern als Befreiung«, fährt er fort. »Immer seinen Appetit zu stillen ist etwas anderes, als wahre Lust zu empfinden. Manchmal muss man zuerst eine Phase der Entwöhnung durchmachen, vielleicht sogar bis an die Schmerzgrenze, um wieder zu wahren Genuss zu gelangen.«

Ich bin auf einmal hin- und hergerissen zwischen dem

Wunsch, mich Leonardo anzuvertrauen, und dem, mich ihm mit aller Macht zu widersetzen. In meinem tiefsten Inneren hoffe ich, dass Leonardo das Rezept für meine Genesung tatsächlich besitzt, doch es demütigt und frustriert mich auch, mich ihm gegenüber so verletzlich zu zeigen.

»Dann lass mich mal zusammenfassen, Leonardo«, sage ich patzig. »Du hast also wieder einmal alles alleine entschieden. Du gibst den Ton an; du sagst, wo es langgeht; du setzt deinen Kopf durch – als wäre es vollkommen egal, was ich dazu sage.« Trotzig verschränke ich die Arme vor der Brust.

»Na ja, vielleicht hab ich ja wirklich gespielt und es ein bisschen übertrieben, kann schon sein ... Aber du weißt, wie gerne ich dich provoziere«, lenkt Leonardo ein. Er versucht die Wogen zu glätten, indem er sein diabolisches Lächeln aufsetzt. Dann hebt er die Hand und streichelt mir mit einem Finger über die Wange. »Es ist übrigens auch für mich schwer, dir zu widerstehen, was glaubst du denn?« Er beißt sich auf die Lippen, durchbohrt mich mit seinem Blick.

»Und wenn ich dir sagen würde, dass ich kein bisschen damit einverstanden bin?«, greife ich wieder an, setze mich kerzengerade hin und mache ein kämpferisches Gesicht.

»Sehr gut«, pflichtet Leonardo mir bei und breitet die Arme aus. »Ich nehme die Herausforderung an.«

Verblüfft betrachte ich ihn ein paar Momente lang, ehe mir bewusst wird, dass ich gar keine Wahl habe: Ich kann ihn nicht dazu zwingen, mit mir zu schlafen, wenn

er nicht will.

»Unterschätz mich nicht!«, drohe ich ihm, wenn auch nur, um Zeit zu gewinnen. »Jetzt hast du mich unvorbereitet erwischt, aber wart nur ab ...« In Wirklichkeit ist bei mir jetzt die Luft raus wie bei einem zusammengesunkenen Soufflé. Ich seufze resigniert. »Sag mir doch wenigstens, wie lange diese Qual noch anhalten soll.«

»Wer kann das wissen?« Leonardo zuckt die Schultern. »Wir werden sehen. Es hängt allein von dir ab.«

»Kann ich dich denn wenigstens mal in den Arm nehmen?«, frage ich ihn mit einem gespielten Flunsch. Das ist bei mir oft so, dass auf dem Gipfel der Verzweiflung meine komische Ader zum Vorschein kommt. Leonardo lacht und drückt mich an sich, wiegt mich ein wenig in seinen starken Armen. Ich atme tief seinen Duft ein und genieße den Körperkontakt in vollen Zügen.

Darauf habe ich ein ganzes Jahr lang still und heimlich gewartet, und jetzt, wo ich so nahe bei ihm bin, kann ich ihn nicht haben, schießt es mir durch den Kopf, und Frust bereitet meinem Wohlbehagen kurzfristig ein Ende. Ich hasse ihn! Aber ich liebe ihn auch. Und leider habe ich nie damit aufgehört, das muss ich mir jetzt eingestehen.

Leonardo beugt sich zu meinem Ohr, streicht meine Haare zurück und flüstert mir zu: »Und, geht es dir jetzt besser?«

»Ich begehre dich so sehr«, flüstere ich verzweifelt und drücke die Stirn an seine Schulter.

»Ich will dich auch, aber ich kann sehr gut warten, so lange, wie es eben dauert.« Er hebt meinen Kopf an und küsst mich sanft. »Bevor ich dich kennengelernt habe, war ich in einem ständigen Kampf mit mir selbst. Ich dachte, ich müsste alles aus dem Leben herausholen, was es mir bieten kann: die größte Lust, die absolute berufliche Befriedigung, der Beste von allen zu sein, Glück bis in den allerletzten Moment des Wachseins. Doch dann kamst du, und ich habe begriffen, dass man manchmal auch einfach ein Geschenk annehmen kann.«

Ich bin am Boden zerstört und wie neugeboren im selben Moment, als hätte Leonardo mich mit alchemistischen Zauberkünsten erst auseinandergenommen und dann neu zusammengesetzt. Ich schmiege mich in seine Arme und schnuppere wohligh an seiner duftenden Haut, doch diesmal weiß ich, dass ich nicht verloren habe.

Der Mond lächelt auf uns herab, spiegelt seine leuchtende Sichel im Meer, und wie zur Antwort wird der Leuchtturm von Strombolicchio in weißes Licht getaucht.

Wir gehören zu dieser Insel, Leonardo und ich.

Wie an jedem Morgen, seit wir hier sind, ist Leonardo in aller Frühe ausgegangen, auf die Jagd nach gastronomischen Geheimnissen. Langsam nimmt sein Kochbuch Gestalt an, das erkenne ich an der Unmenge an Zetteln mit Notizen, die er überall im Haus herumliegen lässt. Er notiert sich mit akribischer Genauigkeit alles, was er entdeckt: die genaue Beschaffenheit der Zutaten, die Methoden der Zubereitung, wie die Speisen auf dem Teller angerichtet werden, und das alles gespickt mit einer Fülle von Fachausdrücken, deren Bedeutung ich nur erraten kann. Da stehen Begriffe wie »abschäumen«, »dressieren« und »montieren« in den Anleitungen oder auch Wörter aus einer anderen Sprache wie *court bouillon* oder *canapé*. Ab und zu schaue ich Leonardo über die Schulter, wenn er schreibt; dann lächelt er über meine Neugier und meinen manchmal ratlosen Gesichtsausdruck. Es stimmt, von Kochen habe ich noch nie etwas verstanden – vielleicht hat es mich auch nie interessiert –, aber ich habe beschlossen, mir wenigstens die Grundbegriffe anzueignen; schließlich kann ich wohl kaum Leonardos Gerichte illustrieren, wenn ich keinen blassen Schimmer davon habe, wie sie zubereitet werden!

Meine Bemühungen schlagen sich auch in ersten Skizzen nieder – zwei Bleistiftzeichnungen habe ich bereits angefertigt: die Spaghetti mit Seeigeln und eine

hiesige Fischsuppe mit dem Namen *'gnotta*.

Nicht schlecht für die ersten Versuche, muss ich mich selber loben. Ausgerechnet ich, die ich immer die höchsten Ansprüche an mich selbst stelle ... Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich auf Anhieb mit einer künstlerischen Arbeit von mir zufrieden. Sicher wäre es etwas anderes, wenn ich Aquarellfarben hätte, aber schließlich hat mich diese Insel schon eine wichtige Lebensweisheit gelehrt: dass man nicht alles auf einmal haben kann und lernen muss, auch einmal zu warten. Weil das Warten keine vertane Zeit ist, sondern eine kostbare Gelegenheit, um sich auf das vorzubereiten, was kommt. Hier auf Stromboli habe ich erfahren, dass nichts selbstverständlich ist und das meiste erst kommt, wenn die Zeit dafür reif ist. Die Früchte der Erde. Die Schiffe vom Festland, die Waren und Menschen bringen. Die Ausbrüche des Vulkans.

Und dann gibt es jetzt sogar jemanden, der auf *mich* wartet: Leonardo. Hier an diesem verzauberten Ort, nur hier, können wir ganz eins werden. Das habe ich seit jenem Abend verstanden.

Doch wie soll das gehen – dass wir uns wieder nahekommen –, wenn er weiterhin so auf Distanz geht?

Diese Frage beschäftigt mich unablässig und lässt mir auch jetzt keine Ruhe, während ich auf der Terrasse sitze und frühstücke. Seit dem Abend, als Leonardo mir seine Theorie von der sexuellen Enthaltamsamkeit erklärt hat, herrscht eine stillschweigende Übereinkunft zwischen uns: Wir begehren uns beide sehr, doch wir widerstehen diesem Begehren. Das Problem ist nur: Je mehr wir

widerstehen, desto größer wird unser Verlangen. Wir sind dabei, seine Grenzen auszuloten, doch irgendwann werden wir den Bogen überspannen, fürchte ich, und die Sehne wird reißen. Wir müssen unbedingt rechtzeitig herausfinden, wie das geschehen wird und wann.

Ich nehme einen Schluck frisch gepressten Saft und beiße in eins von meinen unwiderstehlichen *nacatuli*, mit Mandeln, Orangenschale und Zimt gefüllten äolischen Keksen: Sie sind köstlich, und ich könnte sie zentnerweise verputzen.

»Darf ich?« Es ist die weiche Stimme einer Frau, die vom Eingang kommt. Leonardo lässt die Tür immer offen stehen, schließt nie ab, nicht einmal nachts – so wie übrigens alle anderen Inselbewohner auch.

Ich drehe mich mit der Langsamkeit um, die mir seit dem Unfall eigen ist, und sehe, dass Nina im Wohnzimmer steht. In einer Hand hat sie einen Weidenkorb mit frisch gewaschenen Handtüchern, in der anderen eine Flasche geheimnisvollen Inhalts.

»Guten Morgen«, begrüße ich sie herzlich. Ich mag sie schrecklich gern, diese wundervolle alte Dame.

»Ciao, Elena.« Nina lächelt mich an und stellt den Korb auf dem Boden ab. »Da habt ihr eure frische Wäsche.«

»Danke, aber das sollten Sie doch nicht.« Seit unserer Ankunft schuftet Nina für uns. Ihre Freundlichkeit ist mir fast schon peinlich.

»Keine Ursache, das mache ich wirklich gern«, versichert sie mir und schaut mich mit ihren lebhaften himmelblauen Augen an. »Ich hab euch noch was anderes mitgebracht.« Sie stellt die Flasche auf den

Tisch. »Das musst du unbedingt probieren.«

»Was ist es denn?«, frage ich.

»Granatapfellikör.«

»Wunderbar.« Ich lächele. Es ist ein Lächeln, das von Herzen kommt. »Es ranken sich Legenden um Ihren Likör. Den können nur Sie machen, sagt Leonardo. Und dass die Rezeptur das bestgehütete Geheimnis der Insel sei. So, wie er darüber spricht, habe ich immer vorgestellt, es sei eine Art Elixier, etwas Rares und Kostbares ...«

»Ach, Leo übertreibt immer.« Nina schüttelt amüsiert den Kopf.

Es erfüllt mich mit Zärtlichkeit, dass sie ihn so nennt. Wenn die alte Frau von ihm spricht, beginnt ihr Gesicht zu leuchten.

»Ich glaube nicht, dass er übertreibt«, erwidere ich voller Überzeugung. »Kürzlich hat er Seeigelspaghetti nach Ihrem Rezept gemacht. Die waren phänomenal!«

»Danke, meine Liebe.« Nina schenkt mir ein strahlendes Lächeln. »Aber er hat mich mit seinen Kochkünsten doch längst überholt.«

»Leonardo hat mir auch gestanden, dass er ohne Sie nie der berühmte Koch geworden wäre, der er geworden ist. Er hat mir in den letzten Tagen und Wochen so viel von seiner Kindheit erzählt und wie wichtig Sie für ihn waren.«

Nina seufzt und schüttelt den Kopf, als würde sie ihren Gedanken nachhängen. »Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie glücklich es mich macht, ihn wieder hierzuhaben. Er war jahrelang nicht mehr da, und die

letzten Male wirkte er immer so finster und gequält.«

Sie schaut mir direkt in die Augen. »Darf ich dir ein Geständnis machen?« Sie legt mir eine Hand auf die Schulter und fährt, ohne mir die Gelegenheit zu einer Antwort zu geben, fort: »Mir hat Lucrezia überhaupt nicht gefallen. Die hatte den Teufel im Leib, die Arme.« Nina hebt in einer Geste der Verzweiflung den Blick gen Himmel. »Leonardo hatte sie sehr gern, aber die beiden waren nicht glücklich miteinander. Es war einfach nicht möglich«, setzt sie dann noch hinzu und berührt mich mit ihrer rauen Hand sanft an der Wange. »Du hingegen bist ein liebes Mädchen ... Mit dir zusammen ist er so entspannt und glücklich, wie er es als Kind war.«

Ich lächele ihr zu, verzaubert und verlegen zugleich. Dabei hoffe ich von ganzem Herzen, dass sie Recht hat.

»Aber lass dir einen Rat geben«, fügt Nina hinzu und setzt auf einmal eine ernste und wissende Miene auf. »Lass dich von seinem Charakter nicht beeindrucken. Leonardo möchte im Leben immer das Heft in der Hand behalten; er ist launisch und despotisch, aber tief in seinem Herzen will er nicht, dass man ihm nach dem Munde redet, und eigentlich, das weiß ich, wünscht er sich an seiner Seite keinen Menschen, den er nach Herzenslust manipulieren kann. Wenn du ihn halten willst, Elena, dann musst du ihm zeigen, dass du eine Persönlichkeit hast und auch ohne ihn deine Wahl im Leben treffen kannst!«

Bei diesem Moment weiblicher Komplizenschaft ist mir auf einmal ganz warm ums Herz, ich fühle mich zu Hause und hänge buchstäblich an Ninas Lippen.

»Leonardo war immer schon so, seit seiner Kindheit«, fährt die alte Dame jetzt fort. »Er will stets mit dem Kopf durch die Wand; er ist störrisch wie ein Maulesel – aber vor allem liebt er Überraschungen. Das aber ist genau der Trick, mit dem du an ihn herankommst. Weil Leonardo sehr gut weiß, was er will, kann man ihn gerade mit dem erobern, womit er nicht rechnet.«

Ich bin sprachlos. Nina ist es gelungen, mit einer Klarsicht und Genauigkeit ein Bild von Leonardo zu zeichnen, die ich in all den Monaten, in denen ich seinetwegen gelitten habe, nicht erlangt habe.

»Danke für den Ratschlag«, sage ich ihr, während in meinem Kopf ein Gedanke Gestalt annimmt.

Das ist es! Genau das muss ich tun. Die einzige Methode, das Spiel mit Leonardo zu gewinnen, ist, dass ich mich eben nicht an seine Regeln halte!

Nina macht Anstalten zu gehen. Einen Moment lang verweilt ihr Blick auf meinem Bein, das mittlerweile ohne Schiene auskommt. »Ich sehe, dass es schon viel besser geworden ist«, bemerkt sie und scheint sich aufrichtig zu freuen.

»Ja, endlich.« Ich stoße einen Seufzer der Erleichterung aus. »Heute ist der letzte Tag, an dem ich den Verband tragen muss ... hat Doktor Crisafulli mir gesagt.«

»Oh, Doktor Crisafulli ist sehr gut!«, versichert Nina mir optimistisch. »Er benutzt oft Rezepturen mit Kräutern von der Insel. Bei ihm bist du in den besten Händen.«

Sie verabschiedet sich und geht, während ich zurückbleibe und meinen Gedanken nachhänge. Nina hat

mir einen sehr wertvollen Rat gegeben, und jetzt muss ich nur noch überlegen, wie ich ihn am besten in die Tat umsetze.

Am Abend kann ich es kaum erwarten, dass Leonardo heimkommt: Er soll mir heute nämlich den Verband abnehmen. Doktor Crisafulli hat ihm erklärt, wie das genau geht, und ihm auch geraten, im Garten ein paar Aloeblätter zu pflücken, um daraus erfrischende Umschläge für das Bein zu machen. Außerdem hat der nette Arzt mir den Rat gegeben, die Muskulatur nicht gleich zu überanstrengen und mindestens eine weitere Woche sehr vorsichtig zu sein. Aber diese kleine Einschränkung finde ich nicht weiter schlimm: Ich fühle mich auch so wie im siebten Himmel, weil ich endlich diesen Fremdkörper loswerde, den ich schon seit so vielen Tagen mit mir herumschleppe. Am allermeisten freue ich mich darauf, in diesem unwiderstehlichen Meer ein Bad zu nehmen.

Leonardos Händen vertraue ich mich blind an, was man von seinem Herzen und seinem Kopf nicht gerade behaupten kann ...

Ich sitze auf einem Holzstuhl in der Küche, und er kniet vor mir, richtet seinen beruhigenden und konzentrierten Blick auf mein Bein. Dann rollt er ganz langsam den Verband ab, wobei er am Knie beginnt und am Fußgelenk aufhört. Jedes Mal, wenn seine Fingerkuppen mich dabei sanft berühren, fühle ich ein Prickeln, das die Haut zu neuem Leben erweckt.

»Jetzt bist du endlich frei!«, verkündet Leonardo

schließlich. Er legt die Binde auf den Boden und beginnt mich mit beiden Händen zu massieren.

»Wie im Traum«, schwärme ich. Und weiß dabei nicht, ob ich glücklicher darüber sein soll, dass ich endlich diesen Verband los bin, oder weil er mich nach all den Tagen, die er mich gemieden hat, wieder berührt.

Wir schauen uns schweigend an, während er mit seiner wundervollen Massage weitermacht. Seltsamerweise ist es mir überhaupt nicht peinlich, dass mein Bein nicht gerade im besten Zustand ist (die Muskeln schlaff und die Haut schon lange nicht mehr enthaart). Ich spüre, wie mir langsam das Blut wieder in den Adern zirkuliert und mein ganzer Körper durchzuatmen scheint. Leonardo nimmt ein Aloeblatt zur Hand, das die Größe eines Steaks hat, schneidet mit einem Messer hinein und drückt eine gallertartige blassgrüne Masse heraus.

»Ist es denn sicher, dass dieses Zeug hilft?«, frage ich und verziehe etwas angewidert das Gesicht.

»Wie kannst du an Doktor Ferrante zweifeln?«, rügt Leonardo mich lächelnd. »Meine Mutter hat mir das immer auf die Wunden geschmiert, wenn ich mit aufgeschlagenen Knien nach Hause kam ... was so ziemlich jeden Tag passierte. Sagen wir mal, ich war ein eher stürmischer Knabe.«

Beim Gedanken an den kleinen Leonardo, der mit bloßen Füßen über die steinigen Straßen der Insel flitzt, muss ich lächeln. Ich stelle ihn mir als kleinen Vulkan aus Fleisch und Blut vor.

Leonardo gibt die Aloemasse auf mein Knie und verstreicht sie mit köstlich quälender Langsamkeit über

die Wade bis nach unten.

Ich spüre eine angenehme Frische, die mir durch die Haut direkt in den Bauch strömt. Es ist ein fast erotisches Prickeln, das Zentimeter um Zentimeter über meine Haut wandert, während Leonardo die Aloemasse weiter über meinem ganzen Bein – jetzt bis hoch in die Leistenregion – verteilt.

Auf einmal stehe ich unter Hochspannung, wie pure Energie kurz vor dem Ausbruch, während sich ein Strom aus flüssiger Hitze von meinem Bauchnabel bis in mein Geschlecht ergießt. Ich würde Leonardo am liebsten bei den Haaren packen, sein Gesicht zu mir ziehen und ihn mit meiner ganzen aufgestauten Leidenschaft küssen. Ich beobachte, wie seine Hände über mein Bein wandern, vom Knöchel zum Knie und wieder zurück, diese sinnlichen und selbstsicheren Hände. Ganz leicht krümme ich den Rücken, lehne mich in den Stuhl zurück und lege den Kopf in den Nacken. Meine Brustwarzen richten sich auf, und meine Schamlippen werden prall und heiß, weil alles Blut in sie fließt. Mein ganzer Körper ist in Aufruhr, so groß ist die süße, schmerzende Sehnsucht in mir.

Leonardo betrachtet mich verstohlen und aufmerksam wie ein Raubtier seine Beute. Ganz allmählich verstärken seine Finger den Druck auf mein Fleisch, wandern den Schenkel auf und ab, streifen dabei wie zufällig mein Geschlecht. Jetzt spüre ich ganz eindeutig, dass er den Stoff meines Slips berührt.

Ja, denke ich lustvoll, jetzt wird es gleich passieren, er wird zum Sprung ansetzen und mich holen ...

... doch, nein, er tut es nicht. Als ich es vor Erregung kaum mehr aushalte, nimmt Leonardo plötzlich die Hände von meinem Bein, als hätte er sich verbrannt, steht auf und wischt sich die Aloiesterse mit einem Tuch ab.

»Ruh dich jetzt ein bisschen aus. Ich mach uns was zum Abendessen«, sagt er mir. Und geht hinaus, fast ohne mich anzuschauen.

Nachdem wir genüsslich langsam gegessen haben – es ist bereits dunkel –, setzen wir uns auf die Terrasse und probieren Ninas köstlichen Granatapfellikör. Er hat ein sehr intensives Aroma, das man mögen muss – was aber auch das Besondere an ihm ist. Unweigerlich wandern meine Gedanken zu jenem Granatapfel zurück, durch den mir Leonardo damals beibrachte, mit allen Sinnen zu genießen. In Venedig, an einem Nachmittag im Herbst, der mir jetzt so weit weg vorkommt. Vielleicht war das ja auch der Moment, in dem ich begann, diesen Mann mit jeder Faser zu begehren, auch wenn mir das damals noch gar nicht bewusst war.

Leonardo zündet sich eine Zigarette an und nimmt den ersten Zug. In einem langen Seufzer stößt er dann den Rauch aus, der in einem kleinen Wölkchen in die klare, mondbeschienene Luft emporsteigt. Fast sieht es so aus, als wollte er mit dem heißen Dampf den Vulkan herausfordern, die Seele der Insel.

Heute ist es sehr heiß, eine Hitze, die alle Sinne erweckt und das Feuer der Leidenschaft entfacht. Ein normales Paar würde wahrscheinlich bereits jetzt, in diesem

Moment, mit dem Liebesspiel beginnen.

Mein Blick wandert von Leonardos weichen Lippen zu seiner muskulösen, schweißbedeckten Brust, die sich wie ein harter Panzer unter seinem aufgeknöpften Hemd erhebt. Am liebsten hätte ich die Augen verbunden, denn lange kann ich seiner geballten erotischen Anziehungskraft nicht mehr widerstehen. In mir brennt immer noch die Erregung von vorhin, ein Feuer, das unmöglich zu löschen ist, zumal es ständig geschürt wird. Leonardo schaut mich ungerührt an und pustet mit frustrierender Langsamkeit seinen Zigarettenrauch in die Luft.

Jetzt reicht's, ich muss hier weg. Und zwar sofort.

»Ich geh mal kurz rein«, sage ich, erhebe mich von der Bank und stelle die nackten Füße auf den Boden. Es ist ein wundervolles, frisches Gefühl, das mich sofort in andere, ungefährlichere Sphären versetzt.

Leonardo durchbohrt mich mit Blicken, als könnte er durch meine Kleidung hindurchsehen, und nimmt einen genüsslichen Zug von seiner Zigarette.

Genau das müsste er mit meinem Mund machen, denke ich, als er die Lippen fest um den Glimmstängel schließt.

So schnell, wie ich es mit dem noch schwachen Bein eben kann, mache ich mich aus dem Staub. Im Bad drehe ich den Wasserhahn am Waschbecken auf und werfe mir hektisch ein paar Hände voll Wasser ins Gesicht. Als ich den Blick hebe, sehe ich mich selbst im Spiegel: Meine haselnussbraunen Augen schimmern vor Verlangen, meine Lippen sind feucht, die Haut gut durchblutet und von der Sonne leicht gerötet. Das Wasser läuft mir über

Gesicht und Hals und durchnässt mein Top, sodass es durchsichtig wird und man meine Brustwarzen durchschimmern sieht.

Endlich, nach so langer Zeit, fühle ich mich frei. Ohne Krücken, ohne Beinschiene, ohne Verband. Und endlich ohne Angst. Ich bin nackt und wie neugeboren, fühle mich leicht und frisch.

Ich habe Lust auf Leonardo, habe Lust auf den Genuss, den nur er mir schenken kann. Doch Nina hat sich klar ausgedrückt: Ich muss mir nehmen, was ich will, wenn ich ihn halten will. Muss ihm die Stirn bieten. Ich schaue sinnierend in den Spiegel. Vielleicht wollte Nina mir ja aber auch genau das sagen, was mir in diesem Moment klar wird: Um Leonardo zu überraschen, muss ich zuallererst mich selbst überraschen.

Und so schalte ich zum ersten Mal, seit ich hier bin, mein Gehirn aus und gebe mich meinen Fantasien hin.

Ich gehe ins Schlafzimmer – das Zimmer, in dem ich schon so viele Nächte gegen die Versuchung ankämpfe, mich im Schlaf an Leonardo zu kuscheln – und setze mich auf die Bettkante. Ein paar Augenblicke betrachte ich die Inschrift, die in griechischen Buchstaben mit der Hand an die Wand geschrieben ist: *Panta rhei hos potamós*, Alles fließt wie ein Fluss. In diesem Moment jedoch ist es die Lust, die in mir fließt, stark und unaufhaltsam.

Ich lasse die Tür offen stehen, damit er mich hört und merkt, was ich gleich tun werde. Indem ich mich am schmiedeeisernen Kopfende des Bettes festhalte, strecke ich mich auf dem Leintuch aus. Und tatsächlich fließt auf

einmal alles wie ein Fluss: mein Körper, meine Lust, meine Hände, meine Finger, die nicht mehr aufzuhalten sind. Ich muss mich berühren, ich will es. Und ich mache es ganz allein. Ohne ihn. Meine erste Verlegenheit dauert nur einen Augenblick – dann überwinde ich mich und berühre mich zwischen den Beinen. Sanft streichle ich meine Mitte durch den Stoff der Shorts hindurch, der von meiner nassen Möse bereits feucht geworden ist. Ich schließe die Augen und mache weiter, immer weiter, so lange, bis ich spüre, dass ich nicht mehr aufhören kann. Dann höre ich, wie Leonardo nach mir ruft.

»Elena?« Seine Stimme klingt ruhig. Er hat keine Ahnung, was für ein Anblick sich ihm gleich bieten wird.

Statt zu antworten, rücke ich das Kissen unter meinem Kopf zurecht.

»Wo bist du?« Seine Schritte hallen durch den Flur.

Erneut gebe ich keine Antwort. Ich will, dass er mich findet, durch die Stille, die meine Begierde entfacht hat.

Ich lege eine Hand auf meinen Bauch und lausche meinem Herzschlag, ohne mit dem langsamen und gefährlichen Streicheln zwischen meinen Beinen aufzuhören. Mein Mittelfinger tastet sich gierig zu meiner nassen Muschi vor, schiebt die Stofflagen meiner Shorts rücksichtslos beiseite und schiebt sich zielsicher in mich hinein.

Und dann ist Leonardo plötzlich da, genau in dem Moment, wo ich bereit bin, mir selber die Lust zu schenken, nach der es mich so dürstet. Langsam nehme ich meine Hand von den Beinen weg, während Leonardo auf der Türschwelle stehen bleibt und große Augen

macht. Auf seinem Gesicht steht ein Ausdruck der Erschütterung, den ich noch nicht an ihm gesehen habe und der mich selber beunruhigt. Ich habe ihn überrascht, so viel steht fest.

Er lehnt sich an den Türsturz, legt nachdenklich eine Hand an sein Kinn und versucht sich an einem Lächeln. »Was machst du denn da? Willst du mich schon wieder provozieren?«, fragt er, doch seine Stimme klingt nicht so selbstsicher wie sonst, sondern gebrochen und ein wenig rau.

»Nein, ich provoziere mich selbst«, antworte ich mit geradezu schamloser Direktheit.

Jetzt ruhen meine Augen auf ihm, und in ihnen steht die ganze Sinnlichkeit, die ich nicht mehr eindämmen kann und die in mir zum Ausbruch drängt. Tief atmend schließe ich sie wieder und widme mich weiter meiner Lust. Ohne weiter auf Leonardo zu achten, schiebe ich die Hand erneut in meine Shorts. Entschlossen ziehe ich den Reißverschluss herunter. Ganz langsam lasse ich meine Finger dann in meinen Slip gleiten, über den Venusberg, bis ich wieder die hitzige Feuchtigkeit spüre, die auf ihn wartet – und nur auf ihn.

Als ich die Lider einen Spalt öffne, begegne ich seinen dunklen Augen, seinem heißen, neugierigen Blick. Mit der anderen Hand beginne ich jetzt meine Brüste zu streicheln, hebe sie aus dem Ausschnitt meines Tops, spüre, wie die Brustwarzen unter meinen Berührungen hart werden. Leonardo steht reglos da. Er sagt nichts, ich höre ihn nicht einmal atmen, doch sein Körper spricht Bände. Dort in der dichten Stille, die sich über uns

herabsenkt, nur durchbrochen vom leisen Klappern der Muscheln, liefern sich unsere Blicke ein stummes Gefecht.

Ich streife die Shorts ab, lasse den Slip jedoch an, weil ich das raue Kratzen der Spitze spüren will, die meine Haut kitzelt, sich zwischen meine Schamlippen drängt und sie für die Lust bereit macht. Ich schließe erneut die Augen, presse die Schamlippen durch den Stoff hindurch fest aufeinander und drücke sie sanft, aber entschlossen nach innen. Alles schwillt an, wird größer, feuchter. Ich mache es mir vor Leonardos Augen, setze das Schauspiel meiner Sinne in Szene. Ein wenig mulmig ist mir dabei – ob ich ihm auch wirklich gefalle? Mache ich meine Sache gut? Doch jetzt kann ich nicht mehr zurück: Dieses eine Mal wenigstens muss ich mir selbst vertrauen und mich meiner Lust so intensiv hingeben, wie ich kann. Dafür darf ich jedoch nicht mehr länger schauspielern: Ich muss es für mich tun. Für meine Lust. Und für niemanden sonst. Entschlossen atme ich tief ein und wieder aus. Jetzt will ich nur noch für mich selbst da sein, und wenn Leonardo dabei den Zaungast spielen möchte – bitte schön.

Ich streife meinen Slip ab und lasse ihn zwischen die Laken gleiten. Jetzt bin ich von der Taille abwärts splitter nackt. Ich streichele meine Beine, mache sie breit, gleite dann langsam mit den Händen nach oben und lege eine an meine Muschi, die sich unter meiner Berührung leicht öffnet. Mit der anderen Hand fahre ich noch weiter hoch, über den Bauch, die Brüste, bis zum Mund, der sich gierig um sie schließt. Die Hand schmeckt nach mir,

und das gefällt mir. Jetzt stecke ich die Finger in mein Geschlecht, hinein und hinaus, wieder und wieder, als wollte ich endlich den Punkt finden, an dem meine Lust ihren Ursprung hat. *Unglaublich, wie feucht, wie glitschig, wie geschmeidig es da drinnen in meiner Lusthöhle ist...*

Ich stöhne, spüre jedoch, dass meine Finger nicht genügen, um die Pforte höchster Lust für mich aufzustoßen. Ich will mehr. Ich will auch das sündhafte Gefühl spüren, von innen ganz ausgefüllt zu sein. Leonardo beobachtet mich immer noch, doch er rührt sich nicht. Er ist wie versteinert: Er begehrt mich, auch wenn er weiß, dass er mich jetzt machen lassen muss. Ich strecke eine Hand nach dem Nachttischchen aus und suche nach dem Flakon mit Leonardos Ambraduft. Da ist er. Ich halte ihn in der Hand, so wie ich den Gedanken an Leonardo in mir habe. Eine kleine Flasche aus matt geschliffenem Glas, sinnlich geschwungen wie die Fläschchen, in denen man früher Salböl aufbewahrt hat. Das Glas ist glatt und kühl, verführerisch hart. Ganz langsam fahre ich damit über meinen Bauch, male einen Kringel um meinen Bauchnabel, gleite dann nach unten. Einen sinnlichen Moment lang verweilt das Fläschchen auf meiner Klitoris, dann wandert es noch weiter nach unten. Jetzt bin ich bereit, es in mir aufzunehmen.

Ganz sanft drücke ich es in mich hinein, mit kleinen, kreisartigen Bewegungen, die den Eingang zu meiner Lusthöhle immer weiter machen. Mühelos dringt das kühle, längliche Ding in mich ein und schenkt mir Lust. Dann beginne ich fester zu stoßen, schiebe das Fläschen

hinein und hinaus, hoch und runter, zuerst langsam und dann immer schneller, bis ich es ganz tief in mir drinnen spüre. Nur ein Augenblick noch, dann wird der Fluss in mir über die Ufer treten ...

Langsam verliere ich die Kontrolle, ich vergesse Leonardo und auch mich selbst. Ein Licht explodiert, und ich breche in einem verborgenen Winkel meiner Seele zusammen, wo sich Schmerz und Angst aus der Vergangenheit vermischen und in der absoluten Lust des Moments erlöschen. Schneller und schneller stoße ich, lasse mich vollkommen gehen. Ich stöhne, ich schreie, so wie ich noch nie geschrien habe. Ich spanne die Muskeln meiner Schenkel an, mache mich ganz eng, um noch mehr zu genießen. Es ist ein gewaltiger Orgasmus, der allmählich auf mich zurollt und mich erfasst wie eine Woge, ein Orgasmus, wie ihn mir die Männer in all diesen Monaten nicht geben konnten. Ein Orgasmus, der einfach nie kommen wollte, doch jetzt ist er da, und es gibt kein Halten mehr. Er bricht sich Bahn, aus meinem Mund, meinem Geschlecht, meinen Augen, meiner heißen Haut.

Und all das geschieht in Leonardos stummer Anwesenheit: Jetzt bin ich vor seinen Augen zu einem ebenso lustvollen wie faszinierenden Spektakel geworden. Schlagartig kommt mir das Bild der *Verzückung der seligen Ludovica* in seiner ganzen verstörenden Schönheit wieder in den Sinn: jener Körper, der fast seine Marmorhülle zu sprengen schien, die zerwühlten Kleider, ihr Anlitz, ergriffen von etwas, das vollkommen außer Kontrolle geraten ist. Und genau so

fühle ich mich jetzt auch: jenseits von Lust und Schmerz, in einem Zustand, der der Trance sehr nahe kommt. Fast scheint es mir, als würde ich über mir selber schweben, als hätte ich meinen eigenen Körper verlassen. Und alles um mich herum verwandelt sich in einen Traum: das Bett, die Wände, das leise Klimpern des Windspiels, Leonardos Atmen, sein Parfüm. Langsam lösen sich meine Muskeln, ich ziehe den Flakon aus meinem immer noch nassen Geschlecht und lasse mich in einen Raum hinübergleiten, in dem es weder ein Verlangen noch Angst oder Scham gibt, nur noch einen geheimnisvollen Frieden.

Als ich die Augen wieder öffne, habe ich nicht mehr die Parfümflasche zwischen den Beinen, sondern ihn: Da ist er, da sind seine schweißfeuchten Haare, seine großen Hände, die mich streicheln, sein Mund auf meinem Venusberg. Er holt sich das, was von meiner Lust noch übrig ist.

Und so bleibe ich liegen, stumm dahingegossen, und empfinde nicht die geringste Verlegenheit für das, was ich gerade getan habe, für meinen nackten Körper, für meine Schreie, dafür, dass ich mich niemand anderem hingegeben habe als mir selbst.

Nach einer Weile streckt sich Leonardo neben mir auf dem Bett aus und streichelt mir sanft übers Haar. Dann fasst er mich am Kinn und dreht sanft mein immer noch aufgewühltes Gesicht zu sich.

»Du hast es geschafft, Elena«, flüstert er und schaut mir tief in die Augen. »Das war der schönste Orgasmus, den du dir selber je geschenkt hast.«

Ehrlich gesagt weiß ich nicht, was ich sagen und wie es jetzt weitergehen soll, doch ich lächele Leonardo vertrauensvoll zu. Er ist schuld daran, dass ich mich getraut habe, alle intellektuellen Hindernisse und all meine Hemmungen zu überwinden und mich auf die Reise zu einem Teil von mir zu begeben, den ich noch nicht kannte. Er hat zugelassen, dass ich mir selber den Weg zurück zu mir selbst suchte, und da bin ich nun endlich, am Ende meines Abenteuers, müde, aber glücklich.

Ich schaue Leonardo an und begreife, dass ich ihn trotzdem immer noch brauche. Dass ich ihn *in mir* brauche.

Ich will ihn küssen, doch er küsst mich zuerst. Es ist ein Kuss, der lebt, der pulsiert, der vor Lust bebt. Als sich unsere glühend heißen Lippen begegnen, tauschen sie die Energie aus, die in unseren Körpern eingeschlossen war, wie zwei Gefäße, die endlich wieder miteinander verbunden sind.

Fast ohne dass ich es bemerke, reißt mir Leonardo das Top von der Brust und lässt seine Zunge auf meinen Brustwarzen kreisen.

Es geschieht wieder.

Und endlich bin ich bereit.

Wir liegen nackt auf dem Bett und schauen uns an, Auge in Auge, Hand in Hand. Mein Atem mischt sich mit dem seinen. Ein mattes Licht dringt durchs Fenster und zeichnet die Konturen unserer Körper nach, doch jetzt muss endlich die Dunkelheit triumphieren – wenn wir in unser Inneres schauen und uns als Liebende wiederfinden wollen, können wir kein Licht gebrauchen.

Ich verbinde Leonardo die Augen mit einem Halstuch, das ich in Gedanken an uns in den Koffer gepackt habe; dann ist er an der Reihe und bedeckt mir die Augen mit einer seiner Krawatten. Wer weiß, ob er sie zu genau diesem Zweck nach Stromboli mitgebracht hat?

Wir beide sind wieder zusammen, er und ich, in einem Universum der Sinne, das nur uns beiden gehört – mit dem einen Unterschied, dass wir jetzt Komplizen sind. Komplizen, die sich zum ersten Mal auf Augenhöhe befinden.

Jetzt streicht Leonardo mir über die Wangen, dann über den Hals, die Schultern. Unsere Gesichter nähern sich einander, unsere Stirnen berühren sich, heiß, voller Wünsche und Gedanken. Unsere Münder vereinen sich, unsere Zungen suchen und finden sich, verschmelzen in einem langsamen und verzehrenden Tanz. Wir entdecken unsere Körper in dieser Nacht ganz neu, formen sie mit unseren Händen, als wäre der Leib des anderen Lehm, aus dem man etwas modellieren kann. In diesem Dunkel,

dieser Stille erblüht ein fleischliches Verlangen, das echt und fundamental ist und das die Welt um uns herum verschwinden lässt.

Ich spüre, wie mir Leonardos ganz eigener Duft in die Nase steigt und mich sogleich in einen Abgrund reißt, der doch in mir selbst liegt: Sein Geruch ist etwas, das mich vollkommen aus der Bahn wirft, sobald er mir in die Nase steigt. Der mich schwindelig macht und willfährig. In dieser Nacht will ich, dass Leonardo alles an mir entdeckt, was es zu entdecken gibt, ich will, dass er mich berührt, mich atmet, mich verschlingt.

Ich streichele ihm die Brust, während Leonardo beginnt, mit den Fingern kleine Kreise auf meinem Busen zu malen. Er lässt sie genüsslich über meine Haut wandern, verweilt kurz bei meinem Muttermal, ehe er zu den Brustwarzen kommt. Sie sind hart, prall: Ein paar Augenblicke spielt Leonardo mit meinen Nippeln, schließt die Lippen um sie, bis unendlich viele kleine Schauer über meinen Körper laufen und meine Muschi noch heißer, noch feuchter wird. Ganz sanft streift er meinen Bauch, fährt mit den Händen über die Innenseite meiner Oberschenkel. Es ist eine zarte, feine Liebkosung, kaum mehr als der Strich einer Feder – in dieser unendlichen Zartheit jedoch umso verzehrender.

Indessen wandern meine Finger über ihn hinweg, pflügen langsam durch die Härchen auf seinen Beinen, wandern hoch bis zu der Kuhle seiner Leisten, kosten die Wärme, die von ihnen ausgeht. Ich erkunde den Körper dieses Mannes mit den Händen, und mir scheint, als würde ich zum allerersten Mal auf diese

Entdeckungsreise gehen. Meiner Sehfähigkeit beraubt ist es, als wäre ich durch irgendeinen Zauber noch einmal zur Jungfrau geworden und durchlebte eine ganz neue Erfahrung. Ich bin verwirrt, frei, voller Neugier.

Ganz langsam beginne ich seinen Schwanz zu streicheln, zärtlich, ehrfurchtsvoll und tollkühn zugleich. Ich spüre, wie er in meiner Hand wächst, und lustvoll erhöhe ich den Druck. Mittlerweile kenne ich Leonardo gut genug, dass ich ganz genau weiß, wo ich ihn berühren muss – eher weiter unten als weiter oben. Ich schließe Daumen und Zeigefinger fest darum herum, fahre langsam am Schaft hoch bis zur Eichel und wieder hinab, wobei ich ganz leicht drücke, was Leonardo zum Stöhnen bringt. Jetzt ist er erregt, sehr erregt, und wendet sich meiner Liebeshöhle zu. Ich spüre seine feuchten Finger, die sich darin zu schaffen machen: Bestimmt hat er sie mit Speichel benetzt. Nun liebkost Leonardo meine Klitoris mit denselben kreisförmigen Bewegungen, die er vorher meinen Brüsten angedeihen ließ. Er streichelt mich genau so, wie ich es mir wünsche, und es ist ein himmlisches Gefühl. Meine Lust wächst und wächst, und ich will nur noch eins: dass er weitermacht.

»Leo ...«, murmele ich. »Ich will deine Finger spüren, in mir drin, bitte«, flehe ich ihn flüsternd an.

»Da, Elena, alles nur für dich«, antwortet er und steckt mir zwei Finger rein. Ich stöhne und spüre, wie sich auf meinem ganzen Körper eine gewaltige Hitze breitmacht. Ich beginne zu schweben, lasse es zu, dass die Lust sich in mir ausweitet, bis ins Herz, bis in meinen Verstand. Leonardo spielt mit meinem Geschlecht, bis sich eine

fließende Welle des Wohlgefühls in mir ergießt. Seine gierige Zunge dringt in meinen Mund ein, dann nimmt er auch die Finger hinzu, die von meinen Säften durchtränkt sind; sie machen sich an meinen Lippen zu schaffen, verschaffen sich einen Weg hinein in die tiefe Höhle meines Mundes, spielen mit meiner Zunge, lassen sich besaugen, ehe sie wieder zwischen meine Beine zurückkehren.

»Komm her«, sagt er plötzlich, packt mich an den Flanken und hebt mich auf sich drauf, sodass meine Schenkel auf den seinen liegen und sich meine Beine fest um seinen Leib schließen. So sitzen wir, eine Lotusblüte, die auf dem Leintuch schaukelt wie auf einem duftenden Teich. Jetzt sind wir endlich vollkommen vereint.

Leonardo gleitet mit den Händen über mein Gesäß und zieht mich an sich. Ich schlinge die Arme um seinen Hals und beginne, mein Becken zu bewegen, vor und zurück, sodass meine Muschi sich ganz leicht an seinem steifen Schwanz reibt. Jetzt bin ich so feucht und weit, wie es nur geht, und bereit, ihn willkommen zu heißen.

»Ich will dich in mir drin haben«, hauche ich, diesmal jedoch nicht bittend, sondern als vollwertige Partnerin in unserem Liebesspiel. Es ist ein Befehl, dem Leonardo sich nicht widersetzen kann.

Er hilft mir dabei, mich ganz leicht über ihm zu erheben, damit ich seinen Schwanz packen und ihn mir reinschieben kann.

O Gott, wie sehr ich darauf gewartet habe, auf diesen vollkommenen Moment. So groß, so hart, so mächtig hatte ich ihn nicht in Erinnerung.

»O ja, Elena«, knurrt er, schließt die Hände um meine Taille und lässt mich auf sich reiten.

Langsam finden wir unseren ganz eigenen Rhythmus, die Begleitmusik zu unserer Leidenschaft: zuerst sanft und dann immer schneller. Je größer die Reibung unserer Körper wird, desto rauer klingen unsere Stimmen, desto kürzer und abgehackter geht unser Atem. Ich berühre Leonardos Kehle – sie ist geschwollen, heiß. Ich muss ihn nicht sehen, um zu wissen, wie sehr er unsere Vereinigung genießt, denn ich spüre, wie prall die Adern an seinem Hals sind. Sanft und mit all meiner Zärtlichkeit drücke ich darauf, um zu spüren, wie sein Blut unter meinen Fingern pulsiert. Jetzt ist er ganz in meiner Hand, seine gesamte Energie ist meiner Macht ausgeliefert. Er gehört mir, dieser Mann, den ich all die Male zuvor nur schüchtern erkundet habe, mit Staunen, fast mit Angst. Und plötzlich gehorcht sein Körper mir, nicht mehr umgekehrt. So stark, so mächtig, so unangefochten habe ich mich in meinem ganzen Leben noch nicht gefühlt.

Je mehr ich den Druck erhöhe, desto tiefer krallen sich seine Fingernägel in meine Gesäßbacken, desto schneller wird sein Stoßen. Leonardo besitzt mich und beugt sich doch zugleich meinem Willen, denn indem er in mich eindringt, macht er sich selbst zum Instrument meiner Lust.

Das Quietschen des Bettes legt sich über das Geräusch unseres Atmens, das immer schneller, immer lauter wird.

Und dann entlädt sich unsere Lust mit einer solchen Macht, dass ich zusammenzucke, als Leonardo schreit.

Es ist ein Schrei wie aus der Urzeit, in dem sich Leben und Tod, Schmerz und Leidenschaft, Verlangen und Hingabe vermischen. Es ist ein ohrenbetäubender Schrei. Seine Energie fließt unter meinen Fingern hindurch, sie durchquert seine Kehle und kommt aus seinem Mund heraus, reißt mich mit sich wie eine Magnetwelle. Und genau in diesem Moment komme ich auch, schreie zusammen mit ihm.

Es ist ein gewaltiger, ein totaler Höhepunkt, der uns in eine Welt katapultiert, in der es weder ihn noch mich gibt, sondern nur *uns*, einen einzigen Körper und eine einzige Seele, die in Eintracht miteinander pulsieren.

Wir sinken übereinander zusammen, halten uns fest in den Armen. Leonardo löst die Krawatte von meinen Augen, ich binde ihm das Halstuch los. Um mich an das weiche Licht im Zimmer zu gewöhnen, muss ich mehrfach blinzeln. Dabei begegne ich seinem Blick, der verückt und gleichzeitig irgendwie verloren wirkt. Schweigend sehen wir uns an, wie betäubt und stumm, unfähig, das in Worte zu fassen, was da gerade geschehen ist.

Ich lege mich auf den Rücken und entspanne meine Muskeln. Schließe die Augen, gebe mich erneut der Dunkelheit hin.

Leonardo liegt neben mir und krault mich sanft am Kopf. »Ich glaube, gerade eben habe ich etwas begriffen, Elena, das mir vorher nicht ganz klar war«, sagt er, die Augen an die Decke gerichtet. Ich schaue ihn fragend an. Leonardo dreht sich zu mir und sagt: »Ich gehöre dir. Und das ist gut so. DENN ICH WILL NUR DIR

GEHÖREN.«

Ich lächele, erfüllt von einer Glückseligkeit, die tief aus meinem Herzen kommt. Ich nähere meinen Mund seinem Ohr, flüstere: »Und ich will dir gehören«, und hauche ihm einen zärtlichen Kuss aufs Ohrläppchen.

Als ich mich aus Leonardos Umarmung lösen will, zieht er mich mit einer Hand wieder an sich, sucht meinen Mund, der sich ihm sogleich willig öffnet. Ich drücke meine Brust noch fester an seine Brust, lege ein Bein in seine Leibesmitte. Jetzt sind unsere Körper vollkommen ineinander verschlungen, zwischen uns gibt es keine Grenzen mehr. Ich existiere nur noch in diesem Knäuel aus Atem und Speichel, aus Sinnen und Gedanken, und es geht mir gut hier, ich wollte nirgendwo anders sein als hier.

Einen Moment lang stelle ich mir die Frage, wie ich es eigentlich in all den Monaten ausgehalten habe, mich von ihm fernzuhalten. Wie ich es ertragen konnte, mit jemand anderem ins Bett zu gehen. Wie ich auch nur den Geruch eines anderen Mannes aushalten konnte.

Es vergehen nur ein paar Augenblicke, und schon suchen sich unsere Geschlechter erneut. Leonardo reibt sich an mir, mit quälender Sanftheit, und ich tue es ihm nach. Tatsächlich: Da ist es auch schon wieder, das Verlangen, stürmisch und unbeherrschbar, eine unersättliche Lust, die nur ein weiterer Orgasmus zum Verstummen bringen kann.

Leonardo dreht mich um und zieht mich an sich. Mein Rücken schmiegt sich an seine Brust, während er mir ins Ohr haucht: »Wenn du mir gehörst, dann kann ich auch

mit dir machen, was ich will.« Er küsst mich auf den Nacken, und unversehens werden seine Küsse zu Bissen – zu immer gewagteren Bissen, die mir kleine Stromstöße der Lust durch den Körper jagen.

»Solange es mir gefällt, ja«, antworte ich und ziehe den Kopf ein, als wolle ich mich schützen. Ich spüre seinen Schwanz an meinen Pobacken, glatt und hart. Er berührt mich ganz leicht mit den Fingern am Hintern.

»Oh, ich glaube schon, dass es dir gefällt«, murmelt Leonardo keck, rückt noch näher und presst sein Becken an meins.

Urplötzlich dreht er mich dann mit einer entschlossenen Geste auf den Bauch. Seine Beine halten mich fest wie in einem Schraubstock. Als ich das Gesicht ein wenig drehe, sehe ich, dass ein teuflisches Funkeln seinen Blick zum Leuchten bringt. Mit der Hand hält er meine Pobacken fest und beginnt sie zu streicheln, indem er die Muskeln lockert und ganz sanft die Haut liebkost. Ein Finger wandert von hinten zu meiner Möse und beginnt sie in kreisförmigen Bewegungen zu streicheln, direkt vor dem Anus.

Er will ihn mir doch nicht etwa reinstecken?

Kurz erschrecke ich, doch dann beginne ich laut zu stöhnen, versuche mich ganz unter ihm auszustrecken. Jetzt setzt Leonardo sich rittlings auf mich. Ich spüre seinen steifen Schwanz, der meine Beine berührt.

»Heute Nacht will ich dich ganz. Jeden Teil deines Körpers«, wispert er und küsst meinen Hintern, züngelt gierig an ihm.

Ich mache mich sofort steif. Als ich jedoch versuche,

mich unter ihm hervorzuwinden, hindert er mich daran, zwingt mich, in genau dieser Position zu bleiben.

Statt einer Antwort beginnt Leonardo, mit der Zunge über die Rückseite meiner Oberschenkel zu fahren, bis unterhalb der Pobacken. Jeder Muskel in mir spannt sich an, wenn seine Zunge über ihn hinweggleitet, und entspannt sich wieder, wenn sie zu neuen Gefilden aufbricht, nachdem sie einen Moment lang auf der Stelle verharrete. Es ist ein so köstliches Gefühl, dass ich aufstöhne.

Na gut, Leonardo, ich hab Vertrauen zu dir. Ich ergebe mich. Es bleibt ja ohnehin keine Wahl.

Ich spüre, wie mir ein Tropfen Öl den Rücken herunterläuft, dann noch einer und noch einer. Und dann spüre ich Leonardos Finger, der das Öl aufnimmt, sich zwischen meine Pobacken stiehlt und ganz langsam von hinten in mich eindringt, an der Stelle, an die bisher noch nie jemand vordringen durfte.

Doch jetzt ist das anders, mit ihm wünsche ich mir auf einmal Dinge, die ich mir nie vorgestellt hatte.

»Langsam, ich bitte dich«, flüstere ich. Ganz geheuer ist mir das alles nicht.

»Entspann dich, Elena ... Lass dich einfach gehen und denk an nichts.«

Ich verspüre nur ein winziges Brennen und dann ein Gefühl der Enge und etwas, das von hinten in mich eindringt. Das Gefühl, etwas Verbotenes zu tun, ist so gewaltig, dass es meinen ganzen Körper durchläuft wie eine Welle, die sich in meinem Bauch bricht. Erregung steigt in mir auf, löst sich zwischen meinen Beinen. Und

es ist eine ganz neue Erregung, so sinnlich, so sexy, so anders.

Leonardo schiebt den eingeölgten Finger in mich hinein, immer höher in Richtung Kreuzbein, und weitert mich mit behutsamen und doch entschlossenen Bewegungen von innen. Ich stöhne auf. Das, was ich da zum ersten Mal in meinem Leben spüre, ist ein einzigartig geiles Gefühl – immer noch durchsetzt von einem Fünkchen Angst, doch so groß, so überwältigend, dass ich nicht anders kann, als meiner Neugier zu folgen und jeglichen Widerstand aufzugeben. Ich will mich ganz bewusst überwinden, um diese neue Dimension der Lust kennenzulernen.

Jetzt nähert er seinen harten, festen Schwanz meinem Hintern und dringt mit geradezu irrealer Langsamkeit in mich ein. Meine Muskeln geben nach, und wie durch Zauberhand weitet sich das Gewebe, um ihn aufzunehmen, während er mir einen Finger in die Möse steckt und meinen Hals mit brennenden, gierigen Küssen verwöhnt.

»O Gott, Elena, du bist fantastisch«, stöhnt er. Ich höre es ihm an, dass er auf dem Höhepunkt der Erregung ist.

Etwas Derartiges habe ich noch nie in meinem Leben empfunden, und es ist unglaublich: ein Erdbeben der Lust. Schmerz, der zu Begierde wird und sich dann in Ekstase verwandelt. Ich bin verletzlich und hilflos, doch in genau dem Moment, in dem ich mich hingebe, verspüre ich auch eine gewaltige Kraft in mir, denn ich will nichts anderes, als Leonardo mit Haut und Haaren zu gehören. Mich ihm auszuliefern. Mit jeder Faser meines Körpers.

Leonardo ist mein Lehrmeister und führt mich zu Stellen an meinem Körper, die ich noch nicht kannte, von deren Existenz ich gar nichts wusste und die wir zusammen ertasten und erschmecken und erkunden. Während sich sein Finger an meiner Möse zu schaffen macht, während er sie massiert und liebkost, bleibt sein Schwanz in meinem Hintern einen Moment lang reglos, dann beginnt er sich erneut zu bewegen, rein und raus, und ich lasse mich gehen. Das, was er da mit mir macht, ist göttlich.

Ich höre seine Schreie, tief und rau, und ich schreie mit ihm, wie befreit von den letzten Fesseln der Scham, die mich noch gebunden haben. Es ist ein köstliches Gefühl. Ich komme noch einmal, zum dritten Mal, schreie seinen Namen in die Welt hinaus, während Leonardo innehält und sich in mich ergießt – samt seinem Herzen, seiner Seele.

Ich lasse seinen Körper über meinem zusammenbrechen, bis ich ganz von ihm bedeckt bin, schlinge meine Knöchel um ihn, und er hält mit beiden Händen meine Handgelenke fest, als wollte er dort auch all die Energie einsperren, die er in mich entladen hat.

Ich liebe diesen Mann mit allem, was ich habe, doch jetzt weiß ich, dass schnöde Worte diesen Moment, den wir zusammen erleben, nur zerstören würden.

Wir sind erschöpft, vollkommen am Ende. Alle Gefühle und alle Empfindungen sind für heute Nacht verbraucht. Um uns herum ist nur Frieden, Ruhe. Die Welt hat aufgehört zu existieren, die Zeit steht still, und da sind nur noch wir. Leonardo und Elena. Ich und er.

Ich spüre, wie sich auch unsere Geschlechter entspannen, seins und meins. Leonardo rutscht von mir weg, um mir Raum zum Atmen zu lassen, und sofort drehe ich mich zu ihm. Wir lächeln uns glücklich an, als hätten wir eben zum allerersten Mal in unserem Leben miteinander geschlafen. In mir hält immer noch dieses Gefühl des Erfülltseins an, das ich gerade gekostet habe. Wieder und wieder umarmen wir uns, ohne ein Wort zu sagen, lassen uns einzig und allein einhüllen vom Geräusch unseres Atems.

Nach einer Weile dreht sich Leonardo um und kehrt mir den Rücken zu, nimmt meine Hand und legt sie an sein Herz. Ich schlinge von hinten die Arme um ihn, schmiege mein Gesicht an seinen breiten Rücken. Er ist wie ein Schutzschild, wie eine Festung, hinter der ich mich verbergen kann. Dennoch komme ich nicht umhin, wieder dieses Tattoo auf seinen Schultern zu sehen, die beiden verschlungenen L, die für Leonardo und Lucrezia stehen. Obwohl er sie in all diesen Tagen kein einziges Mal erwähnt hat, will es mir einfach nicht gelingen, mich vom Gespenst dieser Frau zu befreien, die ja doch immer noch seine angetraute Ehefrau ist. Ich kann sie nicht einmal aussprechen, diese Worte, ohne fast verrückt zu werden vor Eifersucht – *seine Frau*. Denn Lucrezia wird wieder zurückkehren, das spüre ich. Es ist nur so ein Gedanke, doch er hält mein Herz wie in einem Schraubstock fest. Um den Moment nicht zu zerstören, setze ich alles daran, das Bild dieser Frau wieder aus meinen Gedanken zu verscheuchen. Mein Glück ist voll und leuchtend wie der Mond, den ich jetzt durch das

Fenster scheinen sehe. Kein Schatten darf es verdunkeln.

Der Himmel ist mit Sternen bestickt, als wir uns auf die Terrasse setzen, um uns in der Brise vom Meer etwas abzukühlen. Langsam gehen im Dorf die Lichter aus; nur die größte Lampe dort oben, der Vulkan, erlischt nie. Wieder und wieder schleudert er Funken und glühende Magmateilchen in die Höhe, die in unablässigem Rhythmus das tiefe Blau der Nacht aufhellen.

Aus der Stereoanlage im Wohnzimmer ertönt gedämpft *Goodnight Lovers* von Depeche Mode. Leonardo singt leise mit, so wie ich es schon oft bei ihm gehört habe. Er macht das ganz spontan, es ist seine ebenso unbewusste wie lebenswerte Methode, einer fast kindlichen Zufriedenheit Ausdruck zu verleihen, und ich finde ihn einfach bezaubernd. Verschmitzt lächle ich vor mich hin, ohne dass er es merkt, strecke die Beine aus, lege sie auf dem kleinen Mäuerchen ab, das die Terrasse begrenzt, und schaue aufs Meer, das sich schwarz von der Nacht abhebt. Weiter draußen ragt der Strombolicchio mit seinem Leuchtturm aus den Fluten. Im Vollmondlicht wirkt er majestätisch und Ehrfurcht gebietend.

»Irgendwie sieht er aus wie der Wächter Strombolis«, sage ich.

»Irgendwie schon ...«, stimmt mir Leonardo zu, der an den dunklen Horizont blickt. Schließlich dreht er sich zu mir, schaut mir ins Gesicht und erhebt sich ruckartig von der Bank, nimmt mich an der Hand und sagt, als wäre ihm gerade etwas eingefallen: »Komm mit.«

Ich runzele die Stirn. »Wohin denn?«

»Du wirst schon sehen.« Seine Brust unter dem Hemd scheint anzuschwellen. »Komm, steh auf.«

Ich lächle.

Wer weiß, was er jetzt schon wieder im Schilde führt ..., denke ich zärtlich.

Doch das Allerletzte, was ich auf der Welt will, ist, Leonardo warten zu lassen.

Kurze Zeit später durchpflügen wir im Dunkeln an Bord eines kleinen weißen Gummiboots die sanften Wellen vor der Küste, über uns den Mond und mit der Insel Stromboli im Rücken. Wir schippern in Richtung Strombolicchio: Dorthin will Leonardo mich bringen, das konnte ich mittlerweile aus ihm herausbekommen. Nach nur wenigen Minuten haben wir das erreicht, was für mich noch vor kurzem wie ein Traum, ein Hirngespinnst war: das Inselchen, das mit seinen steilen Klippen aus dem Meer ragt, mitsamt dem Leuchtturm, der seinen hellgelben Lichtkegel über den Horizont wandern lässt.

Leonardo macht das Boot in der kleinen Bucht fest, wo die Steintreppe beginnt, die sich wie ein schmales Band den Fels hochwindet. Um sich hier gefahrlos bewegen zu können, braucht man nur eine kleine Lichtquelle, und so schaltet er die Taschenlampe ein, die er mitgebracht hat. Er denkt einfach an alles, dieser Leonardo, und schenkt mir in diesen Tagen ein Gefühl der Sicherheit, das er mir in all den Monaten der Leidenschaft in Venedig und Rom nie hat einflößen können.

Aus der Nähe ist die Klippe noch viel gewaltiger, als sie von der Terrasse des Hauses aus gewirkt hat: Sie ragt

über unseren Köpfen empor wie ein sagenumwobenes Meeresungeheuer, das aus den Fluten aufgetaucht ist, bedrohlich und brachial. Hier fühle ich mich auf einmal winzig klein und weiß nach all dem, was heute Abend geschehen ist, auch nicht, ob ich noch die Kraft habe, diese majestätische Felswand zu erklimmen. Ganz zu schweigen davon, dass ich in letzter Zeit aus irgendeinem Grund ein wenig an Höhenangst leide: eine Schwäche, die sich zum Glück erst kürzlich offenbart hat und nicht in der Zeit, als ich mein Arbeitsleben auf wackeligen Gerüsten und Leitern fristete. Schon jetzt ist mir flau im Magen, wenn ich mir vorstelle, den festen Halt unter den Füßen aufgeben zu müssen.

Leonardo schaut mich an und lächelt – was ich im Halbdunkel mehr erahne als sehe. »Machst du dir wegen des Aufstiegs Gedanken?«, fragt er zärtlich.

»Überhaupt nicht«, antworte ich im Brustton der Überzeugung. »Genauer gesagt kann ich es kaum erwarten.« In Wirklichkeit habe ich die Hosen voll, will es mir aber auf gar keinen Fall anmerken lassen.

»Es sind zweihundert Stufen«, erklärt Leonardo und leuchtet mir mit der Taschenlampe voraus. »Aber als ich noch klein war, habe ich immer ein paar mehr gezählt.«

»Na, das ist ja sehr ermutigend!«, sage ich und kichere schwach. Gleichzeitig könnte ich mich ohrfeigen für meine Keckheit. Zweihundert Stufen sind eine ganz schöne Herausforderung für jemanden, der gerade erst wieder das Gehen gelernt hat! Unwillkürlich greife ich nach Leonardos Hand, um mich etwas sicherer zu fühlen. Das schmiedeeiserne Geländer ist so niedrig, dass ich

mich bei jeder Stufe, die ich erklimme, bereits stürzen sehe. Ängstlich sehe ich nach unten, und schon wird der Gedanke in mir übermächtig, dass der Aufprall von hier oben vermutlich tödlich wäre.

Je höher wir kommen, desto mehr raubt mir diese Vorstellung den Atem. Vor lauter Panik und wohl auch Erschöpfung muss ich alle paar Schritte haltmachen, um Luft zu holen.

»Wie ist es denn mit dem Bein? Tut es weh?«, fragt Leonardo mich besorgt.

»Nein, geht wunderbar«, beeile ich mich zu versichern und verschweige ihm die Tatsache, dass mir mein Bein im Moment wesentlich weniger Sorgen macht als der Abstand zwischen mir und der Meeresoberfläche.

Bei der vierten Treppenflucht schaue ich wieder nach unten, und die Welt kommt mir auf einmal winzig klein vor. Ich drücke Leonardos Hand, die warm und beruhigend ist, noch fester und versuche den Blick stur auf seinen Rücken zu heften. Über uns ragen zwei Sporne aus dem Gestein, die aussehen wie vom Himmel gefallene Drachen.

Noch ein paar letzte Stufen, und wir sind endlich da. Ganz oben öffnet sich eine große Terrasse, die von einer steinernen Balustrade umgeben ist; darüber erhebt sich, ganz allein, der weiße Leuchtturm.

Ich schnappe nach Luft, doch trotz meiner Panik muss ich zugeben: Es ist ein herrliches Fleckchen hier, fünfzig Meter über dem Meer und zwei Schritte vom Himmel entfernt.

Ich werfe einen letzten Blick in die gähnende Leere

unter uns, die mich auf einmal mehr fasziniert als erschreckt. Das Meer ist eine gewaltige schwarze Fläche, und während ich hinabschaue, läuft mir ein Schauer über den Rücken.

»Ist es nicht herrlich von hier oben?«, fragt Leonardo und tritt zu mir.

»Ja, aber ein bisschen Angst macht es mir auch.« Instinktiv suche ich Schutz bei ihm, und er nimmt mich bereitwillig in die Arme.

Schließlich setzen wir uns auf einen Steinblock hinter dem Leuchtturm. Leonardo hebt sein Hemd an, um in der schwülwarmen Nachtluft seinen Schweiß zu trocknen. Unweigerlich wandern meine Augen wieder zu dem Tattoo zwischen seinen wie gemeißelt wirkenden Schulterblättern. Und mit diesem Anblick kommt auch der Gedanke an Lucrezia zurück, den ich doch eine ganze Weile verdrängt hatte.

Mein Gesichtsausdruck muss sich verändert haben, denn Leonardo mustert mich mit neugieriger Miene.

»Was ist denn?«, fragt er, und seine Stimme klingt ein wenig besorgt.

Nichts, möchte ich ihm sagen. Doch ich beiße mir auf die Lippen. Im Grunde habe ich keine Veranlassung, mich zu verstecken, und ich will nicht, dass es Dinge gibt, die zwischen uns unausgesprochen bleiben. Lucrezia ist ein Thema, das früher oder später angeschnitten werden muss, und so beschließe ich, es jetzt zu tun.

»Ich dachte an Lucrezia ... hast du von ihr gehört? Siehst du sie wieder?«

Leonardo holt tief Luft und tritt vor mich hin, greift nach meinen Händen. »Ich hab schon lange nichts mehr von ihr gehört, aber ich denke, früher oder später wird es sich tatsächlich ergeben«, antwortet er mit ruhiger und kontrollierter Stimme. »Lucrezia ist die Frau, die ich jahrelang geliebt und mit der ich alles geteilt habe, in guten wie in schlechten Zeiten. Ich kann und will sie nicht ganz aus meinem Leben löschen.«

»Verstehe.« Meine Lippen verhärten sich ganz leicht.

»Was ich dir zu sagen versuche, Elena, ist, dass ich immer für sie da sein werde, wann immer sie mich braucht. Sie ist ein labiler, extrem komplizierter Mensch, und ich kann sie nicht im Stich lassen«, fährt er fort und richtet seinen Magnetblick auf mich. »Aber ich liebe sie nicht mehr, wenn es das ist, was du wissen willst. Was ich für sie noch empfinde, mag Zuneigung sein, Sorge, Verbundenheit ... aber Liebe ist etwas anderes, das habe ich jetzt begriffen.«

»Und was genau ist Liebe für dich?« Auch ich halte ihn mit meinem Blick fest.

»Das bist du«, sagt Leonardo schlicht. »Es ist die Möglichkeit, mich dem Leben neu zu öffnen, das du mir bieten kannst.« Er haucht mir einen Kuss auf die Stirn. »Ich habe es dir gesagt, Elena. Für mich beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Der Übergang ist nicht einfach für mich, aber ich will es versuchen. Du bist meine Wiedergeburt.«

»Na gut«, flüstere ich und lege meine Stirn an seine. »Ich vertraue dir.«

Wir sind wie zwei Schiffbrüchige, die das Leben an

dasselbe Gestade gespült hat; zwei Überlebende, die sich an der Hand halten.

»Schau mal.« Leonardo hebt die Hand gen Himmel. In genau diesem Augenblick wird der Stromboli aktiv und spuckt glühend rote Funken in den dunklen Nachthimmel.

»Er grüßt uns«, sage ich voller Bewunderung. Der Vulkan macht mir schon lange keine Angst mehr wie am ersten Tag.

Leonardo schaut mich an, schenkt mir ein herausforderndes Lächeln. »Der nächste Aufstieg, der dich erwartet, wird uns dort oben hinführen, an den Kraterrand.«

»Ich bin dabei«, sage ich und wärme mich in seinen nackten Armen.

Jetzt, wo mir nichts mehr Angst macht, fühle ich mich stark. Ich bin bereit, mich neuen Herausforderungen zu stellen, denn alle Ängste sind in der Glut unserer Liebe dahingeschmolzen.

Wenn Leonardo bei mir ist, bin ich zu allem fähig.

Es sind Tage wundersamer Langsamkeit, voll träger und sinnlicher Genüsse, die ich hier zusammen mit Leonardo erlebe. Die Stunden vergehen wie im luftleeren Raum, und doch sind sie angefüllt mit Sonne, Meer, mit Essen, mit Reden. Doch vor allem mit Liebe. Selbst das Arbeiten – ich an meinen Skizzen, er an seinen Rezepten – hat den Geschmack eines Privilegs, hier in diesem Paradies, in dem die Zeit einfach stillzustehen scheint. Doch es gibt eine Zukunft, und wie auch immer sie aussehen mag – sie wird uns gemeinsam antreffen.

Ab und zu lockt uns der Stromboli, indem er eine große Wolke in die Luft pafft, wie ein ungeduldiges großes Tier. Bald werden wir ihn besuchen, doch wir haben keine Eile: Auch wenn mein Bein mittlerweile wieder voll funktionstüchtig ist, braucht es immer noch viel Ruhe.

Die gute Nachricht ist jedoch, dass ich nach all den Tagen, in denen ich mich damit begnügen musste, mir das Meer nur anzuschauen, endlich ein Bad nehmen konnte: In dieses Wasser einzutauchen war wie eine Befreiung, eine Taufe mitten im Sommer, der mittlerweile übrigens richtig Fahrt aufgenommen hat, obwohl es doch erst Mai ist. Ich habe mich fast eine Stunde im Wasser geaalt, bin wegen des Beines jedoch nur vorsichtig geschwommen und habe mich zum Schluss einfach nur von den Wellen schaukeln lassen.

Allein der Kontakt mit diesem glasklaren und frischen Wasser hat mir Kraft und meinem so lange zur Untätigkeit verdamnten Körper einen Hauch neuer Spannkraft geschenkt.

Gestern hat mich Leonardo dann zu einem Ausflug an einen wahrhaft magischen Ort mitgenommen, um mir eine ganz neue Seite von Stromboli zu zeigen: Wir sind mit dem Boot um die Insel geschippert und in Ginostra an Land gegangen, einem abgelegenen Dörfchen mit gerade mal vierzig Seelen, das nur auf dem Wasserweg zu erreichen ist und den kleinsten Hafen der Welt beherbergt. Es war wie ein Sprung in die Vergangenheit: Hier fahren nicht einmal Mopeds oder Apes; Maulesel sind das einzige Transportmittel, und bei der Beleuchtung vertrauen die meisten Bewohner immer noch auf Petroleumlampen. Nur wenige haben elektrisches Licht, das mit Solarenergie betrieben wird.

Bevor wir das Dorf wieder verließen, hat Leonardo bei einem Fischer, der gerade mit seinem Fang in den Hafen einfuhr, eine große Zahnbrasse gekauft. Den Fisch haben wir, als wir nach Hause kamen, mit einer besonderen Mischung aus Kräutern und Gewürzen eingerieben und dann gegrillt.

Seit einigen Tagen versucht Leonardo mir Grundkenntnisse im Kochen beizubringen, und ich finde nicht nur Geschmack daran – nein, das Kochen wird mir langsam sogar zur Leidenschaft. Während ich früher alles andere gerne tat, als am Herd zu stehen, habe ich dank Leonardo nun immer mehr Lust, verschiedene Rezepte

auszuprobieren und die besten Zutaten kennenzulernen. Er hat mir verraten, dass er seine Geheimnisse als Koch grundsätzlich immer für sich behält und nur in meinem Fall beschlossen hat, eine Ausnahme zu machen. Im Grunde muss ich alles von der Pike auf lernen, schlage mich bislang aber recht wacker als seine Schülerin. Bis jetzt gab es jedenfalls noch keine Eintragungen ins Klassenbuch ...

»In der Küche ist es auch nicht anders als beim Sex oder in der Kunst – es kommt nicht nur auf die Technik an, sondern auf den Instinkt«, versichert Leonardo mir mit ernster Miene, während er den Fisch ausnimmt und ich die Kräuter aussuchte, mit denen wir ihn würzen wollen.

»Und vielleicht auch ein Quäntchen Wahnsinn, oder?«, füge ich schelmisch hinzu. Dabei breite ich die Zitronenblüten, die ich gerade im Garten gepflückt habe, mit Unschuldsmiene auf einem großen Teller aus. Statt einer Antwort packt Leonardo mich an der Schürze und zieht mich an sich.

»Na, in dem Bereich bist du jedenfalls schon fortgeschritten. ...«

Wir küssen uns mit einer Gier, als hätten unsere Lippen sich schon seit Ewigkeiten nicht mehr berührt, bis das Nudelwasser auf dem Herd zu blubbern beginnt und mit Nachdruck unsere Aufmerksamkeit fordert.

Nach dem Abendessen kommt dann die Überraschung. Während wir gerade eben noch eng aneinandergekuschelt auf der Terrasse saßen und in den Sternenhimmel

schaute, springt Leonardo plötzlich auf, stürmt ins Haus und kehrt mit einem Paket zurück, das er mir feierlich in die Hand drückt. Ich wickle es rasch aus, neugierig wie ein Kind. Es ist eine Schachtel mit Aquarellfarben der Marke Schmincke Horadam, und ich halte den Atem an: Das sind die besten Farben dieser Art auf dem Markt, Farben, die ein Vermögen kosten.

»Wo hast du die denn her?«, frage ich ihn staunend.

»Ich habe einen Freund, der nach Messina fuhr, gebeten, sie mitzubringen. Ein bisschen hat es gedauert, bis sie kamen, aber da sind sie endlich«, antwortet Leonardo mit einem zufriedenen Lächeln. »So kannst du deine Zeichnungen fertigmachen.«

»Danke, Leo. Die sind wunderbar ... ich kann es kaum erwarten!« Ich umarme ihn voller Dankbarkeit und erfüllt von einer bis jetzt noch nicht gekannten Zärtlichkeit für ihn. Und stürze mich auf meine Zeichnungen, bis gegen vier Uhr morgens, als ich Leonardos heißen Atem an meinem Hals und seine starken Arme um meine Taille spüre.

»Darf ich dich den Musen nun endlich entführen? Ich brauch dich da drüben und kann einfach nicht mehr warten ...«, flüstert er zärtlich.

Und wie immer kann ich ihm nicht widerstehen und folge Leonardo ins Schlafzimmer.

Dieser Tage bin ich ein Nervenbündel im positiven Sinne: energiegeladen, voller Schaffenskraft und Tatendrang, mit einem Wort – glücklich. Nur eines fehlt mir noch: Gaia. Seit ihrer Hochzeit habe ich nichts mehr

von ihr gehört, und ich vermisse sie wirklich sehr. Die Elena von vor einiger Zeit, dieses unzufriedene und aggressive Wesen, das noch dazu in der Lage war, seiner besten Freundin die Hochzeit zu verderben, scheint mir mittlerweile Lichtjahre entfernt. Die Rolle, die ich in den letzten Monaten gespielt hatte, hat schon lange ausgedient, und all die oberflächlichen und sinnlosen Beziehungen zu Männern, der anonyme Sex, die selbstzerstörerischen Abende mit zu viel Alkohol und zu wenig Selbstkontrolle sind nur noch eine verschwommene Erinnerung, die nichts mehr mit der neuen Elena zu tun hat. Für mich waren sie nur ein Ablenkungsmanöver, mit dem ich mich selbst und meine Umwelt täuschen wollte, und obwohl ich sehr wohl wusste, dass das nicht gut ausgehen konnte, war ich nicht in der Lage, mir selbst Einhalt zu gebieten.

Jetzt ist das anders. Schon seit Tagen denke ich an Gaia, frage mich, wo sie wohl steckt, was sie macht, ob sie noch glücklich ist mit ihrem Belotti. Oft rede ich in Gedanken mit ihr, stelle mir vor, wie es wäre, ihr all das zu erzählen, was mir hier Tag für Tag widerfährt. Doch es ist an mir, den ersten Schritt zu tun und sie um Verzeihung zu bitten. Dagegen habe ich auch nicht das Geringste einzuwenden – ich muss mich nur noch entscheiden, wie ich es genau machen soll. Soll ich ihr eine Mail schreiben? Eine SMS? *Vielleicht sollte ich warten, bis ich unter vier Augen mit ihr reden kann ...*

Ich spreche auch Leonardo darauf an. Der rät mir spontan, Gaia anzurufen. Das sei zwar die prosaischste Lösung, gibt er zu, im Moment jedoch mit Sicherheit die

direkteste. Danach wird genug Zeit sein, sich zu sehen und zu quatschen.

Und so lege ich mich an einem heißen Morgen Ende Mai, während Leonardo in kulinarischer Mission unterwegs ist, aufs Bett und wähle Gaias Nummer auf meinem Handy. Mein Herz macht einen Satz, als ich beobachte, wie das iPhone die Verbindung herstellt.

Und wenn sie nicht drangeht?

Wenn sie für den Rest ihres Lebens nichts mehr von mir wissen will?, denke ich bange und rufe mich kurz vor dem ersten Klingelton energisch zur Ordnung: Schluss mit diesen melodramatischen Gedanken!

»Ele?«, sagt sie. Ihre Stimme klingt wie immer, auch wenn ein Hauch von Erstaunen darin anklingt.

»Hallo«, murmele ich und kauere mich auf dem Bett zusammen.

»Mensch ... Du hast dir ganz schön Zeit gelassen!«

Ist sie jetzt verärgert oder amüsiert?

»Ich muss dir was sagen, Gaia.« Ich hole tief Luft. »Verzeih mir.« Jetzt ist es heraus, und ich fühle mich gleich bedeutend besser. »Verzeih mir! Bitte, bitte, verzeih mir. Die blöde Kuh, die dir deine Hochzeit versaut hat, war nicht ich«, sage ich ganz leise und etwas weinerlich.

»Ele, jetzt hör schon mit dem Gejammere auf«, unterbricht Gaia mich. »Ich hab dir doch schon eine Minute nach unserem Streit verziehen ... Na ja, vielleicht nicht eine Minute, aber sagen wir, ich hab nicht mehr als eine Stunde gebraucht, um mich wieder zu beruhigen. Was dich gerettet hat, war die Tatsache, dass ich in dem

Moment an andere Sachen denken musste. Du weißt schon, die klitzekleine Feier, für die ich diesen weißen Fummel angezogen hatte ... die Kirche ... die Blumen ... du erinnerst dich?« Gaia lacht herzlich, wird dann aber wider Erwarten sehr ernst. »Bitte sag mir, dass es dir gut geht und du wieder ganz die Alte bist.«

Ich liebe diese Frau. Sie gibt den Dingen das richtige Gewicht. Und sie weiß, wie man Situationen entzerzt.

»Ja, jetzt geht es mir wieder gut«, antworte ich, ein wenig überrumpelt. Wie zu erwarten, ist Gaia gleich zur Sache gekommen.

»Ich freu mich so, dass du angerufen hast«, sagt sie jetzt euphorisch. »Eigentlich sollte ich es dir ja nicht sagen, aber wenn du es nicht gemacht hättest, hätte ich mich in den nächsten Tagen bei dir gemeldet. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie oft ich schon kurz davor war, deine Nummer zu wählen ...«

»Ich hab mich einfach geschämt ...«, stammele ich. Doch dann spüre ich, wie ich mich langsam entspanne, und ich strecke Arme und Beine auf der gesamten Fläche des Bettes aus. »Wie geht es dir?«

»Ich hab's noch gar nicht richtig realisiert ... aber bis jetzt kommt mir das Eheleben nicht so schlecht vor«, sagt Gaia und klingt furchtbar glücklich dabei.

»Das Zusammenleben mit Belotti funktioniert also gut?«, hake ich nach.

»Im Großen und Ganzen schon, wenn man bedenkt, dass er nie da ist.«

»Ach ja, stimmt: Er fährt ja gerade den Giro d'Italia. Das habe ich in der Zeitung gelesen.«

»Morgen geht die Etappe bis Cortina, und dort werde ich ihn dann besuchen. Aber davon weiß er noch nichts. Ich will ihn überraschen.«

»Willst du etwa seine Leistungskraft sabotieren?«

»Der kann ruhig mal wieder seinen ehelichen Pflichten nachkommen«, erklärt sie. Aus ihrem Munde klingt das wie ein Befehl. »Ich habe es ihm schon angekündigt: Sobald wir es weniger als vier Mal im Monat treiben, ist das für mich ein Scheidungsgrund.«

Ich muss lachen. »Armer Samuel ... ein tragischer Held unserer Zeit, zerrissen zwischen der Liebe zu seiner Frau und der zu seinem Drahtesel.«

»Und an meine Tragödie denkst du nicht?«, erwidert Gaia mit einem pathetischen Unterton, der so gar nicht zu ihr passt. »Du kennst mich doch ... Ich war noch nie der Typ, der klammert, aber bei ihm ist das ganz anders. Am liebsten möchte ich ihn immer bei mir haben, und je mehr er sich entzieht, umso mehr begehre ich ihn.« Sie kichert. »Oje, das klingt ja richtig kitschig. Bestimmt kennst du mich gar nicht wieder.«

»Aber es gibt doch sicher auch was an ihm, das du nicht ausstehen kannst!«

»Na klar doch. Vieles ... Wenn er mit vollem Mund redet. Oder die Tatsache, dass er zum Schlafen immer die Jalousien hochzieht, während ich es am liebsten stockfinster habe. Ganz zu schweigen von seiner schrecklichen Mutter, die redet wie ein Wasserfall. Aber, Ele, ich liebe ihn und würde ihn noch hundert Mal heiraten. Und das ist doch letztlich, was zählt, oder?«

»Meine Güte, Gaia, jetzt kriege ich gleich einen

Zuckerschock. Hör auf mit dem Süßholzgeraspel!«

»Hättest du je gedacht, dass es mal so weit mit mir kommt?«, fragt sie seufzend.

»Niemals!«, kichere ich. »Aber wo bist du eigentlich gerade?« Um sie herum ist ein gewisser Geräuschpegel.

»Im Rosso.«

Neid! Das ist unsere Location für Aperitifs in Venedig ...

»Ich hab gerade eine Shoppingtour mit einer Französin beendet.« Sie ächzt, als würde sie in einer Mine schuften.
»Und bei dir? Wie läuft's in Rom?«

»Im Moment bin ich auf Stromboli.«

»Wie bitte?«

»Ja, du hast richtig gehört. Aber es gibt noch viel wichtigere Neuigkeiten: Ich bin mit *Leonardo* zusammen.« Ich ziehe den Kopf ein, um mich auf das Schlimmste gefasst zu machen, wie jemand, der gerade eine Bombe gezündet hat.

»Mit wem? Dem Herrn *Eigentlich-will-ich-dich-ja-aber-ich-kann-nicht?*«, brüllt sie ins Telefon, ganz die wütende Löwin, die bereit ist, jeden Feind zu zerfleischen, um ihr Kleines zu verteidigen.

»Du bist nicht so ganz auf dem Laufenden ... Seit damals ist eine Menge passiert.«

»Jetzt komm schon, erzähl!«, spornt Gaia mich an.

»Ich hab einen Unfall gehabt ...«

»Wie? Wann? Mensch, verflixt und zugenäht, wieso hab ich das nicht erfahren?«, ruft sie aus. Jetzt ist sie außer sich vor Wut.

»Es ging alles so schnell ... Na ja, jedenfalls war es

kurz nach deiner Hochzeit. Ich dachte, meine Mutter hätte es dir gesagt, aber offenbar hat sie ausnahmsweise mal dichtgehalten.« Ich schnaube empört. »Ausgerechnet in der einzigen Situation, wo es nicht angebracht war, Diskretion zu wahren.«

»Betta hab ich seit jenem Tag nicht mehr gesehen.« Jetzt klingt Gaias Stimme sehr besorgt. »Und jetzt geht es dir wieder gut, oder?«

»Jetzt ja.« Ich erzähle ihr in groben Zügen von meinem Streit mit Lucrezia – obwohl ich gar keine Lust habe, diese hässliche Episode wieder in mir aufleben zu lassen –, dann von dem Unfall und meinem neuen Leben an Leonardos Seite.

»Jedenfalls bist du vollkommen verrückt«, sagt Gaia, nachdem sie sich das alles angehört hat. »Du hattest all diese Neuigkeiten und wartest so lange, um sie mir zu erzählen?«

»Kannst du mir noch einmal verzeihen? Aber du weißt doch, wie es ist – manchmal überschlagen sich die Dinge, und dann muss man ein bisschen sammeln, um alles in einem Aufwasch erzählen zu können.« Ich kichere und füge keck hinzu: »Mit dem Happy End!«

Wir lachen beide schallend, dann stößt Gaia einen tiefen Seufzer aus. »Dann geht es euch also endlich gut, dir und Leonardo? Eins ist nämlich klar – und das darfst du ihm gerne von mir ausrichten: Wenn der Schuft dich auch nur noch ein einziges Mal leiden lässt, dann komm ich und bringe ihn eigenhändig um.«

»Ich war in meinem Leben noch nie so glücklich«, sage ich leise. Und das stimmt auch. Am liebsten möchte ich

es in die ganze Welt hinausschreien und es dann Leonardo ins Ohr flüstern. Aber ich bin mir sicher, dass er das schon längst weiß.

»Gut.« Gaia scheint beruhigt zu sein. »Aber jetzt sag doch mal, wenn du auf Stromboli bist, hast du doch bestimmt schon Domenico und Stefano kennengelernt?«

»Wen?« Ich mache große Augen.

»Ja, lebst du denn auf dem Mond? Dolce e Gabbana ... Die Jungs haben dort ein Haus. Ab und zu machen sie Partys, zu denen sie den Jetset der halben Welt einladen. Anklopfen könnte man ja mal, findest du nicht?«

Gaias kleine Kostproben aus der mondänen Welt haben mir wirklich gefehlt. Jetzt, wo sie Belotti geheiratet hat, wird sich ihr PR-Radius vermutlich noch vergrößert haben.

»Klar, tesoro. Ich geb dir Bescheid, wann die nächste Fete ist«, sage ich, nicht ganz ernst gemeint. »Aber, weißt du, Leonardo und ich haben abends sowieso was anderes zu tun.«

»Ach so? Also, das musst du mir näher erklären, Ele, was ihr beide abends so Wichtiges zu tun habt«, sagt sie süffisant.

»Ach, wär' das schön, wenn du hier wärst!«, lache ich und lasse den Kopf ins Kissen sinken. »Wenn ich wieder in Rom bin, müssen wir uns gleich treffen, ja?«

»Na logo!«, ruft Gaia aus. Dann wird ihre Stimme ganz weich, fast zärtlich: »Du hast mir so gefehlt, Ele.«

»Du mir auch.« Instinktiv schaue ich zum Fenster, als könnte ich sie dort draußen stehen sehen.

»Lass uns bald wieder telefonieren. Bussi.«

»Großes Bussi zurück.«

Wenn sie jetzt hier wäre, würde ich sie in meine Arme schließen und drücken, so wie ich mir das schon lange wünsche. Auf einmal fühle ich mich viel leichter, und ich bereue es, nicht schon viel früher den Mut gefunden zu haben, diesen Schritt zu tun und sie anzurufen.

Endlich ist auch das letzte Puzzlestück meines Lebens wieder an seinem Platz.

Mir ist so leicht ums Herz ...

Ich habe sie wieder, meine Gaia. Die beste Freundin von allen.

Für den Nachmittag haben Leonardo und ich beschlossen, rechtzeitig zum Sonnenuntergang den Vulkan zu besteigen. Das birgt durchaus seine Risiken, weil ich mich immer noch als halbe Invalidin fühle und es bei unserer Rückkehr fast dunkel sein wird, doch Leonardo hat mir garantiert, dass es sich lohnt. Nach einem kleinen nachmittäglichen Nickerchen wache ich gegen vier auf. Wir haben eine Stunde geschlafen, um Kräfte zu sammeln, und ich höre, dass sich Leonardo bereits in der Küche zu schaffen macht. Ich strecke mich und suche im Schrank nach der passenden Kleidung für einen solchen Ausflug, und schon fühle ich mich wie eine kleine Entdeckungsreisende ... ausgerechnet ich, die in den Bergen bestenfalls mal einen Spaziergang als kleines Mädchen gemacht hat. Ich entscheide mich für Shorts und ein ärmelloses T-Shirt und setze mich dann aufs Bett, um Sportsocken und meine Trekkingschuhe anzuziehen (die Leonardo mir besorgt hat). Dann

schüttelte ich meine Haare aus und binde sie im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammen. Schließlich schlinge ich mir mein altes Adidas-Sweatshirt um die Hüfte und gehe hinaus, ohne noch einmal in den Spiegel zu sehen. Genau das mag ich an Sportkleidung: Sie weckt keine Erwartungen und birgt keine Überraschungen. Sie dient nur einem Zweck und hat nur eine einzige Funktion – praktisch sein. Punkt.

Leonardo trägt ein weißes T-Shirt, eine Bermuda mit vielen Taschen und Turnschuhe. Gerade packt er in der Küche zwei Rucksäcke für uns, einen für sich selbst und einen kleineren für mich. Er kehrt mir den Rücken zu, und mein Blick wandert unweigerlich zu seinem Hintern, auf dem die Bermudas einfach göttlich sitzen. Ich umarme ihn von hinten und drücke mich mit meinem ganzen Körpergewicht an ihn.

»He! Na, du Schlafmütze!«, begrüßt er mich. »Da steht frischer Kaffee, wenn du möchtest.« Ich löse mich von ihm und gieße mir eine Tasse des heißen Gebräus ein, das mich sofort putzmunter macht. Zwei Trekkingstöcke lehnen am Tisch. »Und die da?«, frage ich.

»Die sind für dich, damit du dein Bein nicht überanstrengst.« Leonardo nimmt einen Stock und drückt ihn mir in die Hand. »Wir müssen noch die Höhe einstellen.« Er schraubt den Stock auf und geht hinter mir in die Hocke. »So, ich denke, 120 cm sind genau richtig.«

Ich stöhne theatralisch auf. »Jetzt bin ich gerade die Krücken losgeworden, und du willst, dass ich auf diesen Dingen herumhumpel wie eine alte Oma?«, protestiere

ich. »Ich schaff das sehr wohl ohne, weißt du?«

»Dass du das schaffst, will ich gar nicht in Frage stellen, aber beim Aufstieg werden sie dir nützlich sein. Selbst die erfahrensten Bergführer benutzen solche Stöcke.« Leonardo richtet sich auf, fährt mir mit der Hand über die linke Hüfte und küsst mich in den Nacken.

»Nimmst du auch welche?«, frage ich, während sein Kuss auch die letzten noch schlafenden Lebensgeister in mir weckt.

»Nein, ich muss die Hände frei haben«, sagt er und bekräftigt dies sogleich, indem er meine Brust streichelt.

»Na, das wird bestimmt eine interessante Wanderung«, erwidere ich leise, lege die Arme um seinen Hals und genieße das Prickeln seines Bartes auf meiner Haut. Ich schmiege mich an ihn, spüre seinen Schwanz an meinem Rücken.

»Du bist ganz schön sexy in diesen Bergklamotten«, haucht Leonardo mir ins Ohr und fährt mit der Zunge quälend langsam über meinen Hals. O Gott, bitte nicht den Hals! Wenn er mich da küsst, werde ich vollkommen wehrlos, und das weiß er ganz genau. Er schiebt die Hand in meine Shorts und dann unter den Slip, streichelt mein schon feuchtes Fleisch darunter. »Mhhmmm ... das ist schön, dass du immer für mich bereit bist«, murmelt er mit einem diabolischen Lächeln, wie ich im Spiegel an der Wand gegenüber sehe.

Ich lächle zurück. »Das ist einfach deine Wirkung auf mich. Was soll ich machen?« Ich packe seine Hand und halte sie von meinem Körper weg, drehe mich um und fange an, Leonardo gierig zu küssen.

Er öffnet die Lippen, um meine Zunge willkommen zu heißen, macht sich dann aber plötzlich los. »Genug jetzt«, sagt er streng.

»Du wirst doch nicht schon wieder anfangen, mich auf Entzug zu halten?«, blaffe ich.

»Nein.« Er grinst. »Aber wir sollten unsere Kräfte besser sparen ... Du willst doch nicht bei der Wanderung ohnmächtig werden, nur weil dein Blutdruck in den Keller geht?«

»Frechheit! Für wen hältst du mich eigentlich? Ich bin kein Weichei!«, murre ich und boxe ihn auf die Brust.

Leonardo lächelt, hebt resignierend die Hände, gibt mir dann einen Kuss und einen kleinen Klaps auf den Po. »Na, komm jetzt, nimm deinen Rucksack, und los geht's, meine Kleine, sonst wird es wirklich zu spät. Für den Aufstieg brauchen wir etwa drei Stunden, dann kommen wir zum Sonnenuntergang genau richtig.«

Ich salutiere zackig und setze mir den Rucksack auf. »Zu Befehl, Herr Küchenchef!«

Als wir uns auf den Weg machen, ist es schon fast fünf Uhr nachmittags und noch sehr heiß. Wir lassen das Dorf hinter uns und biegen zunächst auf eine unasphaltierte kleine Straße ein, die gleich hinter der ersten Kurve kräftig ansteigt. Mein Puls rast. Wie soll ich das bloß schaffen? »Na, das fängt ja gut an«, kommentiere ich, ohne mit meiner Besorgnis hinter dem Berg zu halten.

»Das erste Stück ist am schlimmsten, dann wird es flacher«, versichert mir Leonardo und macht die Wanderstecken vom Rucksack los. Er reicht sie mir und

sagt ermutigend: »Da, nimm die, das hilft.«

Ich muss zugeben, dass Leonardo Recht hatte: Mit den Stöcken ist der Aufstieg in der Tat leichter. Ich richte den Blick nach oben, zum Gipfel des Stromboli, und spüre, wie mir ein Rinnsal aus Schweiß den Rücken herunterläuft. Bis da hoch schaffe ich es nie, das weiß ich: Schließlich tut mir das Bein ab und zu noch weh, und ich bin vollkommen untrainiert. Doch ich will nicht daran denken und kämpfe mich einfach weiter, denn seit dem ersten Moment, als ich den Fuß auf diese Insel gesetzt habe, habe ich mir genau das gewünscht: einmal in den Krater des Vulkans zu schauen.

Nach einigen hundert Metern wird die Straße zum Weg, und es ist nicht mehr ganz leicht vorwärtszukommen, ohne über einen Stein zu stolpern. Ich fühle mich wie auf einer Pilgerreise zum Tempel einer Gottheit, die schon seit Urzeiten verehrt wird, und je weiter wir nach oben kommen, desto dichter werden Rauch und der Dampf um uns herum und erfüllen die Luft mit einem seltsamen, geradezu mystischen Duft.

Na los, Elena, nicht nachlassen!, rede ich mir immer wieder gut zu und nehme mir vor, unter keinen Umständen zurückzuschauen. Leonardo geht voraus, bahnt mir den Weg mit erfahreinem Schritt und dreht sich alle paar Minuten um, um zu schauen, ob ich noch da bin – und vor allem: ob ich noch unverseht bin.

»Alles gut?«, fragt er mich einmal, als er merkt, dass ich einige Schritte zurückgefallen bin. Alles nur die Schuld der Stöcke: Ich bin mit einem hängengeblieben. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich wäre gestürzt.

»Ja, alles okay«, schreie ich und lege einen Zahn zu.

Er schaut mich an und legt den Kopf schief. »Willst du eine Pause machen?«

»Bei mir ist alles bestens. Ich war jahrelang in den Dolomiten wandern«, lüge ich und schaue ihn trotzig an. Na ja, wenn ich ehrlich bin, waren es zwei Hüttenwanderungen mit meinem Vater, als ich noch ein junges Mädchen war.

»Willst du mich etwa beeindrucken?«, fragt Leonardo mit einem sarkastischen Grinsen.

»Wieso, ist es mir womöglich sogar gelungen?«

»Nein, gar nicht«, antwortet er trocken. »Spar dir deinen Atem für später auf, du wirst ihn brauchen. Es ist noch ein ziemlich langer Weg.«

Ich strecke ihm die Zunge raus, und Leonardo muss lachen.

Ich weiß nicht, warum, aber nachdem ich bereits beim allerersten Anstieg völlig außer Puste war, durchströmt mich auf einmal so viel Energie, dass ich glaube, ich könnte sogar den Mount Everest besteigen. Vielleicht ist das ja Leonardos Verdienst: Wenn ich mit ihm zusammen bin, vergesse ich jede Anstrengung, jeden körperlichen Schmerz, und alles kommt mir nur noch wie ein fantastisches Abenteuer vor.

Etwa auf halber Strecke legen wir eine Pause ein, um etwas zu trinken und uns zu stärken. Dazu setzen wir uns auf einen Stein am Wegesrand, der glatt und noch von der Sonne gewärmt ist.

Leonardo zieht eine Dose mit dem Obst-Mürbeteigkuchen, den ich am Morgen gebacken habe,

aus seinem Rucksack.

»Schauen wir mal, wie er geworden ist«, sagt er und setzt eine kritische Miene auf, wie ein Restauranttester. Jetzt muss ich mich zum ersten Mal offiziell seinem Urteil beugen.

Den Kuchen habe ich nach dem Rezept meiner Mutter gebacken. Nachdem ich ihr jahrelang beim Backen zugeschaut hatte, ohne selbst die Hände in die Teigschüssel zu tauchen, habe ich beschlossen, es endlich einmal zu versuchen.

Leonardo probiert, kaut genüsslich und mit konzentrierter Miene, während ich schicksalsergeben auf seinen Schiedsspruch warte.

»Sehr gut!«, ruft er schließlich, reißt die Augen auf und lächelt mich voller Bewunderung an. »Vielleicht sollte er eine Minute weniger in den Ofen«, fügt er hinzu.

Na klar, ein kleiner Kritikpunkt musste ja sein ... Aber wenigstens sieht man, dass er es ehrlich meint.

Ich genieße Leonardos Lob und probiere auch. »Mhhhm, nicht ganz so wie der meiner Mama – macht ihr aber alle Ehre.«

»Richte ihr bei Gelegenheit mein Kompliment aus«, sagt Leonardo und nimmt sich noch ein Stück.

»Jetzt, wo du's sagst, fällt mir ein, dass ich schon eine Weile nichts mehr von meinen Eltern gehört habe ... ich muss sie unbedingt anrufen«, überlege ich laut. »Wenn ich sie so lange nicht sehe, fehlen sie mir richtig. Allerdings reicht dann ein Tag, und sie schlagen mich schon wieder in die Flucht.« Ich lächle beim Gedanken an unsere häuslichen Geplänkel.

Leonardo betrachtet mich mit zusammengekniffenen Augen. »Ich kann mir vorstellen, dass sie mich hassen, weil ich dich hierher entführt habe. Sie wollten dich doch unbedingt mit nach Venedig nehmen.«

»Du hast mich nicht entführt«, korrigiere ich. »Es war meine eigene, freie Entscheidung, mit dir hierherzukommen.«

»Eins zu null für dich.«

»Und ich bin glücklich, dass ich die richtige Wahl getroffen habe«, flüstere ich Leonardo ins Ohr und hauche ihm einen Kuss auf die Lippen.

Dann springe ich auf und recke meine Glieder. »Wollen wir? Meine Batterien sind wieder voll!«

»Fantastisch ... Da hinten geht's weiter.« Auch Leonardo steht auf und zeigt auf eine Abzweigung nicht weit von uns entfernt. »Da oben weht ein ziemlicher Wind, ich sag's dir nur.«

Ich ziehe meine leuchtend gelbe K-Way-Regenhaut an, rolle die Ärmel hoch und folge Leonardo, nehme fest seine Hand. Einen Moment lang schaue ich nach unten in Richtung Dorf und erkenne all die Häuschen wieder: Sie sehen wie winzige weiße Würfelchen aus, die ein Riese aus einem Würfelbecher auf die schwarze Erde geschüttelt hat. Ich weiß nicht, auf welcher Höhe wir uns befinden, doch mir schwirrt ein wenig der Kopf, und ich habe das Gefühl, dass die Luft hier schwerer ist. Außerdem weht ein strammer, beißender Wind. Doch ich beklage mich nicht, weil ich sehe, dass mein Ziel langsam näher kommt; ich muss mir meine Kräfte nur gut einteilen, dann kann ich es schaffen.

Indessen hat die Sonne begonnen, langsam im Meer zu versinken. Von hier oben betrachtet ist der Sonnenuntergang ein ganz besonderes Schauspiel, ein Fest der Farben, von dem einem schier die Augen übergehen.

Dann haben wir den Gipfel erreicht, und Leonardo bleibt an einer etwas unebenen Stelle stehen, unter der ein steiler Abgrund gähnt. Unten liegt das Meer, und ich weiche rasch ein paar Schritte zurück, weil ich merke, dass mir die Beine zittern. Jetzt ist es so weit. Meine Höhenangst ist wieder da.

»Komm nur her, ich halt dich schon.« Leonardo nimmt zärtlich meine Hand, und ich klammere mich voller Vertrauen an seinen Arm.

»Schau mal«, sagt er. »Die *sciara del fuoco*, die Feuerrutsche.« Er zeigt auf einen steilen, breiten Hang aus Vulkansand, über den sich die ausgespuckte Lava aus den Kratern bis ins Meer ergießt.

»Das ist der Wahnsinn, das von hier oben zu sehen«, staune ich atemlos. Die Feuerrutsche sieht wie die Zunge des Gottes Vulkan aus, auf der glühendes Lavagestein zu Tal rollt und schließlich unter dichten Dampfwolken und Ascheböen ins Meer purzelt. Etwas Derartiges habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen.

Langsam wird es finster, und je dunkler es am Himmel wird, desto deutlicher hebt sich das leuchtende Rot der Lava vom Hintergrund ab. Als wir zu einer der aktiven Krateröffnungen kommen und hinabschauen, wird mir ganz weich in den Knien: Es ist, als würde man tief in

den Bauch der Erde blicken, ein gewaltiges Gefühl der Leere, das Geist und Körper vollkommen aus dem Gleichgewicht bringt. Dann plötzlich ein tiefes Rumpeln wie Donnerrollen. Die Erde bebt, und eine Fontäne aus Feuer schießt in die Höhe und fällt wieder zurück, lässt einen Regen aus glühenden Steinchen über uns ergehen. Es ist ein Anblick, der sprachlos macht und bei dem man sich winzig klein fühlt.

Ich bin schweißüberströmt, aber begeistert – ja vollkommen hingerissen. Die Energie, die von der Erde aufsteigt, geht mir durch und durch, wie Stromstöße, die unter meiner Haut verlaufen, von den Beinen hoch bis in den Kopf. Ich lege die Stöcke und den Rucksack ab und befreie mich von meiner Regenhaut. Leonardo steht einige Schritte von mir entfernt, mit bloßer Brust, das T-Shirt um den Hals geschlungen wie einen Schal. Er blickt in Richtung Feuer und dann zum Horizont. In seinen Augen spiegelt sich die Glut. Er wirkt gedankenverloren. Dann merkt er offenbar, dass er beobachtet wird, dreht sich zu mir um, und mir ist, als würde er mich mit seinem Blick zu sich rufen. Ich laufe auf ihn zu, und mit geöffneten Armen empfängt er mich, schiebt mich vor sich und legt von hinten die Arme um mich. So bleiben wir lange stehen und schauen wie verzaubert diesem einzigartigen Schauspiel zu. In diesem Moment brauchen wir keine Worte.

Plötzlich kommt mir ein Bild in den Sinn, und ich möchte es mit Leonardo teilen. »Das sieht aus wie eine offene Wunde. Wir schauen der Erde in ihr schlagendes Herz«, sage ich leise.

Leonardo drückt mich noch fester an sich. Die Energie, die durch die Lava nach oben geschleudert wird, mischt sich mit der Hitze unserer Körper, vervielfältigt sie. Mein Unterleib steht in Flammen, als Leonardo mit der Zunge über meinen Hals wandert, ganz langsam und innig, dann immer schneller. Ich halte mich an seinen Armen fest und schmiege mich an seine Brust, die nackt und vom Schweiß leicht feucht ist.

»Ich will mit dir schlafen, hier ganz nah am Herzen der Erde«, flüstert er mir ins Ohr und beißt in mein Ohrfläppchen. Seine Stimme ist kaum mehr als ein leises Brummen, das sich unter das Grollen des Vulkans mischt.

Ich schließe die Augen, als mir Schauer der Lust über den Rücken laufen und heiß zwischen meine Beine schießen, so heiß wie die Magma des Vulkans vor unseren Augen. Ich greife nach seinem Schwanz und spüre, dass er unter der Bermuda bereits steif ist.

Leonardo schiebt eine Hand in mein Dekolleté und streichelt meine Brust, während die andere Hand sich in meine Shorts stiehlt. Seine Finger suchen und finden meine Klitoris und beginnen sie zu liebkosen, während er mit den Lippen die Kuhle zwischen Hals und Schultern erkundet und kostet, als wäre es eine reife Frucht.

Schließlich dreht mich Leonardo zu sich um und nimmt mein Gesicht zwischen die Hände. Seine schwarzen Augen versenken sich in den meinen. Sie brennen vor Verlangen und etwas anderem, das geheimnisvoll und archaisch ist: etwas, auf das ich einfach nicht mehr verzichten kann. »Ich kann dir nicht widerstehen«, sagt

er und schiebt einen Träger meines Hemdchens beiseite.

»Dann tu es auch nicht«, erwidere ich und ziehe mir das Oberteil kurz entschlossen über den Kopf. Jetzt bin ich oberhalb der Taille nackt, und die heiße Luft, die vom Krater und von Leonardo ausgeht, streichelt meine Haut.

Er löst meinen Pferdeschwanz, und seine Hände wühlen sich in meine Haare, massieren meine Kopfhaut. Es ist ein herrliches Gefühl, wie elektrische Ströme, die von meinem Bauch aus bis zu den Schamlippen gehen und sie prall und bereit machen.

Seine Finger streifen meinen Hals, ziehen an meinen Haaren, sodass ich den Kopf in den Nacken legen muss. Jetzt ist meine Kehle nackt und ausgeliefert, wie zum Kuss oder zum Biss dargeboten. Ich stöhne laut, als Leonardos Zähne zärtlich an mir knabbern und er mit der Zunge über meinen Hals wandert, sie dann tief in meinen Mund steckt. Es ist ein leidenschaftlicher und heftiger Kuss, ein Kuss, der die Sinne erschüttert. Leonardo hält meinen Kopf zwischen beiden Händen, als wolle er mich nie mehr entwischen lassen, während ich seine Pobacken liebevoll und ihm mein Becken entgegenrecke, um seine Lust zu spüren.

Langsam lasse ich mich zu Boden gleiten und strecke mich auf der Erde aus. Leonardo lässt sich zwischen meinen Beinen nieder, streckt sich auf mir aus, drückt seine muskulöse und schweißfeuchte Brust an mich. Die schwarze Erde unter mir kratzt mich am Rücken, sie ist sengend heiß, und immer wieder bebt und vibriert sie, kleine Schläge, die in mir widerhallen wie in einem Klangkörper. Leonardo packt mich an der Taille und

rutscht langsam nach oben zu meiner Brust, knetet und drückt sie wie wild. Auf einmal ist da ein unglaubliches Gefühl der Leere in meinem Kopf, und ein betörender Duft steigt mir in die Nase, sein Geruch, der sich mit den Schwefelgerüchen des Vulkans vermischt – Ambra mit Weihrauch. Jetzt schließt Leonardo die Lippen um eine Brustwarze und saugt kundig und genüsslich an ihr, er leckt sie, beißt sie, bis es fast wehtut. Ich stöhne unter seinem wilden Züngeln. Ich sehe ihn, ich fühle ihn. Und ich will ihn, mit meinem ganzen Körper, mit Haut und Haaren.

Ohne den Blick von mir zu lösen, öffnet er meine Shorts und streift sie mir ab, fährt mit den Händen meine Beine hoch bis zur Leistengegend. Er lässt die Zunge um meinen Nabel kreisen, kriecht wieder hinab, wie eine Schlange. Dann beißt er zärtlich in meinen Slip, reißt ihn mir wie ein hungriges Tier vom Leib. Ich spüre, wie sich seine Zähne in mein brennendes Fleisch graben und seine Zunge in meine Möse vordringt, die bereits vor Verlangen pulsiert. Ich wühle die Hände in seine Haare, reiße an ihnen, ohne Erbarmen, um mir wenigstens ein bisschen Erleichterung von der sengend heißen Gier zu verschaffen, die mich schier zerreißt. Seine Hände packen mich an den Schenkeln, als wollte auch er mir wehtun, dann wandern sie zu der Stelle, wo meine Lust am größten ist. Jetzt machen sich seine kundigen, warmen Finger zusammen mit seiner Zunge an mir zu schaffen und schenken mir dieses unglaublich weiche, feuchte Gefühl, das meine Lust in tausend Schattierungen aufleben lässt.

Dann rutscht Leonardo wieder hoch, zieht sich die Hose herunter und befreit, ohne sich komplett seiner Kleidung zu entledigen, seinen harten Schwanz, streicht damit an meiner Muschi entlang, die sich sofort für ihn öffnet. Ich will ihn so sehr, dass ich schon jetzt kurz vor dem Höhepunkt stehe. Ich stöhne beinahe flehend, und da dringt Leonardo endlich in mich ein, rammt mir seinen Prügel mit einem rauen Stöhnen tief hinein. In diesem Moment geht ein tiefes Rumpeln durch die Erde, und der Himmel wird flammend rot. Offenbar sucht auch der Stromboli nach seiner Erfüllung, doch ich habe keine Angst, denn ich spüre, wie das gleiche Feuer auch in mir brennt. Ein gewaltiger Schub Adrenalin strömt mir durch die Adern. Es fehlt nicht mehr viel, bis ich komme.

»Na los, Elena, ich will dich schreien hören«, murmelt Leonardo.

Mit einem letzten kehligen Stöhnen stößt er noch einmal in mich hinein, noch tiefer, bis ich endgültig die Kontrolle verliere. Ich beginne ebenso zu beben wie die Erde, dann steigt der Orgasmus in mir hoch und reißt alle meine Sinne einfach mit sich fort, lodert auf wie ein Lavastrom.

Leonardo macht mit dem Stoßen weiter, wobei er mich fest an den Hüften packt und die Hände in meinen Hintern gräbt. Und dann kommt auch er, kommt zusammen mit mir, jetzt, genau jetzt. Wir begehren uns einfach zu sehr, mit einer Wucht, die ich noch nie erlebt habe und die mir manchmal fast Angst macht.

Er küsst mich, verschwitzt und außer Atem. »Ich liebe dich, Elena.«

Dann sinkt er auf meinem Brustkorb zusammen, in meinen Armen, sein Geschlecht schmiegt sich in meines. Mir fehlt die Kraft, die Augen zu öffnen oder die Lippen zu bewegen, und so ist es nur ein Flüstern aus den Tiefen meiner Kehle, als ich sage: »Und ich liebe dich, Leonardo.«

Ich war mir in meinem Leben noch nie einer Sache so sicher wie dieser.

So bleiben wir noch eine Weile liegen, aneinandergeschmiegt. Jetzt sind wir nicht mehr zu zweit: Unsere Körper und unsere Seelen sind eins geworden, miteinander und mit der Welt um sie herum, sind nur noch pulsierende, vibrierende Energie. Und unsere Herzen schlagen im Takt, gemeinsam mit dem Herzen der Erde.

Vielleicht sollten wir allmählich mal aus dem Wasser raus«, bemerkt Leonardo und schaut sich seine Fingerkuppen an, die ganz weiß und aufgeweicht sind. Wir aalen uns schon seit mehr als einer Stunde im Meer, in diesem noch nicht ganz warmen, aber unwiderstehlich schönen Wasser. Es ist ein herrlicher Tag Anfang Juni, und ich möchte an keinem anderen Ort der Welt sein als hier. Leonardo hebt mich an der Taille hoch und drückt mir einen Kuss auf die Schulter. Dann stürzen wir uns erneut in die Fluten.

Im Wasser bewegt er sich flink wie ein Fisch, schwimmt mit kräftigen und genauen Zügen, während ich mit meinem etwas improvisierten Schwimmstil alle erdenkliche Mühe habe mitzuhalten. In Momenten wie diesem bereue ich zutiefst, nicht besser schwimmen gelernt zu haben. Doch das Wasser ist ein Element, in dem ich mich seit meiner Kindheit nicht wirklich wohlfühle. Auch wenn man in diesem kristallklaren Wasser bis auf den schwarzen Grund sehen kann, kostet es mich große Überwindung unterzutauchen. Schließlich war es damals in Venedig einer meiner immer wiederkehrenden Alpträume, in einen der Kanäle zu fallen und in der trüben schwarzen Brühe zu ertrinken. Dass dieser Traum nur wenig glaubwürdig war – denn bei einer Tiefe von gut einem Meter würde selbst ein kleines Mädchen ohne Schwimmflügel wohl kaum den

nassen Tod sterben –, wusste ich im Grunde schon, aber man hat seine Pysche eben nicht immer in der Gewalt.

Dennoch: Zusammen mit Leonardo habe ich kein bisschen Angst, und das Bad im Meer ist mir jeden Tag von Neuem ein Quell der Kraft für Geist und Körper.

Wir schwimmen zum Strand und strecken uns auf unseren Badetüchern aus, um uns von der Sonne trocknen zu lassen.

»Es ist einfach herrlich hier«, rufe ich aus und ziehe den Haargummi aus meiner nassen Mähne. »Wir sind ganz allein. Einfach unglaublich!«

Dieser Strandabschnitt befindet sich zwar durchaus in der Nähe einer Siedlung, doch er ist wild und menschenleer, von einer unberührten Schönheit, die an ein antikes Gestade erinnert.

»Ja, noch haben die Touristen dieses Paradies nicht entdeckt«, pflichtet Leonardo mir bei und fährt sich mit der Hand durchs Haar und durch den nassen Bart. »Und die Bewohner von Stromboli haben es nicht so mit dem Meer. Wusstest du eigentlich, dass die meisten hier nicht einmal schwimmen können? Komisch, nicht? Leute, die auf einer Insel wohnen und nicht schwimmen können!«

Ich lasse den Kopf über ihm hängen und schüttele mich wie ein Hund. Viele kleine Wassertropfen regnen auf Leonardo herab.

»Und wer hat dir das Schwimmen beigebracht?«, frage ich ihn.

»Mein Vater. Er war ein Mensch, der so gerne im Wasser war, dass ihm fast Schwimmhäute wuchsen. Er konnte unheimlich tief tauchen, um Seeigel zu ernten –

und das ganz ohne Gerät.« Ein trauriges Lächeln spielt um Leonardos Mundwinkel. »Meine allererste Begegnung mit dem Wasser hatte ich ihm zu verdanken. Ich weiß es noch so genau, als wäre es erst gestern gewesen, wie er mich einfach genommen und ins Meer geschmissen hat, und zwar dort, wo man nicht mehr stehen konnte. Ich war damals vier Jahre alt.« In der Mitte seiner Stirn bildet sich eine Falte. »Er war da, an meiner Seite, um mir jederzeit helfen zu können, sah mir aber erst mal eine Weile beim Strampeln zu, bis ich von selber drauf kam, wie ich mich über Wasser halten konnte. ›Im Meer ist es so wie im Leben – man kann sich immer nur auf seine eigene Kraft verlassen‹, sagte mein Vater immer. Diese Lehre nehme ich mir bis heute zu Herzen.«

»Manchmal ist es aber auch das Beste, was man tun kann, wenn man sich von anderen helfen lässt«, sinniere ich.

Leonardo schaut mich aufmerksam an. »Ich weiß, aber das zu akzeptieren fällt mir bis heute schwer.«

Ich streichle ihm über den feuchten Bart. Es stimmt: Leonardo ist es gewohnt, sich allein durchzuboxen und sich bis zur Selbstaufgabe um diejenigen zu kümmern, denen er nahesteht, doch es fällt ihm schwer, sich jemandem anzuvertrauen und es zuzulassen, dass ein anderer auch etwas für ihn tut. Wer weiß, ob er das irgendwann noch lernen wird. Vielleicht wird das ja meine Aufgabe innerhalb unserer Beziehung sein – ihm beizubringen, wenigstens ab und zu über seinen Schatten zu springen und seinen Mitmenschen zu vertrauen.

Ich schaue nach oben, verliere mich im Anblick des knallblauen Himmels und seufze. Ich bin glücklich und wünsche mir mit jeder Faser meines Seins, dass dies nie enden wird. Schon lange habe ich nicht mehr an die Arbeit gedacht, an Paola, an Rom: Für mich zählt nur das Hier und Jetzt. Weil Leonardo bei mir ist.

Die gleißend helle, heiße Sonne streichelt unsere Haut mit unerwarteter Zartheit, und die leichte Brise vom Meer ist wie ein Balsam in diesen Tagen köstlichen Müßiggangs.

Jetzt hat sich Leonardo umgedreht und liegt auf der Seite. Den Kopf in eine Hand gestützt macht er sich ein paar Notizen in das kleine linierte Büchlein, das er sich für seine Rezepte und Ideen besorgt hat und das mit seinen vielen Tintenklecksen und den unleserlichen Schriftzeichen wie eine alchemistische Handschrift anmutet. Wenn ihm neue Ideen im Kopf herumschwirren, ist Leonardo voll konzentriert, und es ist schier unmöglich, ihn aus seiner Versunkenheit herauszuholen. Doch selbst in diesen Momenten, wenn er aussieht wie ein Klassenprimus, hört er nicht auf, sexy zu sein. Am liebsten würde ich jetzt sofort mein Gesicht an diese muskulöse Brust schmiegen, die sich so provokant vor meinen Augen erhebt.

»Die Illustrationen machen sich gut«, sagt Leonardo auf einmal und legt den Stift beiseite.

»Ja, in Farbe wirken sie noch viel stärker.« Ich setze meine Sonnenbrille auf, stütze die Ellbogen hinter mir auf und lege den Kopf weit in den Nacken. »Ich dachte eigentlich, dass ich beim Aquarellieren vollkommen

außer Übung bin, aber ehrlich gesagt bin ich über mich selbst erstaunt.«

»Weißt du was?« Leonardo stupst mich zärtlich mit dem Finger an der Nase. »Ich finde es toll, dass du so viel Spaß am Kochen hast.«

»Ja, wer hätte das gedacht? Kochen war für mich immer nur eine langweilige Pflichtübung, aber mit dir zusammen macht es richtig Spaß.« Ich rücke näher und gebe ihm einen Kuss auf den Mundwinkel. »Aber sei auf der Hut, mein liebster Koch: Vielleicht hast du in mir ja bald deinen Meister gefunden«, flüstere ich ihm zu.

Leonardo lacht spöttisch. »Werd mir bloß nicht übermütig«, sagt er und steckt mir die Zunge zwischen die Lippen.

Seine tiefen Küsse versetzen mich von einem Moment auf den anderen in Erregung. *Widerstand ist zwecklos ...*

»Morgen will ich dir ein neues Gericht beibringen«, erklärt er dann begeistert und löst sich von meinem Mund. »Aber zuerst müssen wir an der Steilküste Strohblumen sammeln.«

»Was für Strohblumen?«, frage ich, ganz die eifrige Schülerin.

»Dabei handelt es sich um eine goldgelbe Wildblume, die typisch für die Inseln rund um das Mittelmeer ist«, erklärt Leonardo mir ernst. »Man sammelt die Zweiglein und trocknet sie. Sie sind die ideale Würze für Huhn, Risotto und verschiedene Nudelgerichte, weil sie wie eine Mischung aus Curry und Lakritz schmecken.«

»Klingt gut.« Ich versuche mir den Geschmack vorzustellen und muss an meine geliebten und

unverzichtbaren Lakritzstangen denken, von denen ich immer einen kleinen Vorrat horte. Seit ich hier bin, habe ich keine einzige mehr gegessen. »Kannst du denn all die Wildkräuter auseinanderhalten?«, frage ich Leonardo fasziniert.

»Klar. Das ist eines der ersten Dinge, die man lernen muss, wenn man Koch wird. Um gut kochen zu können, muss man die Grundzutaten kennen und darf niemals den Bezug zu dem verlieren, was die Natur uns zu bieten hat«, erklärt er und lässt eine Handvoll schwarzen Sand durch seine Finger rieseln.

Ich nicke entzückt. Leonardo ist einfach so: Er lebt in Symbiose mit der Welt, die ihn umgibt, in einer Harmonie, um die ich – die ich im Grunde unbeholfen und kontaktscheu bin – ihn immer beneidet habe.

»Pass auf, dass du dich nicht verbrennst«, sagt er und sieht besorgt auf meinen Rücken.

»Ich hatte darauf gehofft, dass du mich noch ein bisschen einschmierst.« Ich schenke ihm ein süffisantes Lächeln.

»Wenn du meinst.« Sein Blick wandert lüstern über meinen Körper.

Ich lächle und drehe mich um, sodass ich mit dem Bauch nach unten liege. Prompt beginnt Leonardo, in der Strandtasche zu kramen, und zieht schließlich eine Tube Sonnencreme mit Lichtschutzfaktor 30 hervor. Selbst nach mehreren Tagen am Meer braucht meine helle, empfindliche Haut immer noch einen hohen Schutz.

Leonardo geht neben mir auf die Knie, schiebt meine Haare beiseite, löst die Schnalle meines Bikinioberteils

und beginnt mich langsam, aber mit Druck in den Fingern, mit Sonnenschutz einzucremen. Seine Hände sind einfach aus Gold – wenn er mich berührt, ist jeder Muskel meines Körpers erst bis zum Anschlag angespannt und entspannt sich unter seinen Fingern dann wieder, was ein absolut himmlisches Gefühl ist. »Leo, das ist fantastisch«, flüstere ich und strecke genüsslich die Arme an meinen Flanken aus.

»Gefällt es dir?«

»Es ist zum Niederknien.«

Er nimmt noch ein wenig Creme und beginnt sie auf meinen Beinen zu verteilen, wobei er an den Knöcheln beginnt und mit ganz zarten Bewegungen bis nach oben zu den Oberschenkeln wandert. Am liebsten wäre es mir, wenn er nie damit aufhören würde, doch plötzlich halten seine Hände inne.

»Ach du liebe Güte«, höre ich ihn zwischen den Zähnen hervorpressen. »Was zum Henker macht die denn hier?«

»Wer, *die*?« Ich hebe den Kopf und versuche meine wohlige Benommenheit abzuschütteln – sein Tonfall alarmiert mich in höchstem Maß.

Jetzt kann auch ich sie sehen: Etwa zehn Meter von uns entfernt steht Lucrezia. Mir kommt sofort der Gedanke, dass sie aussieht wie eine Meduse, die dem Sand entstiegen ist, wie sie da so regungslos und würdevoll steht. Sie hat ein Trägerkleid aus weißer Spitze an und ist tief gebräunt. Die offenen Haare auf ihren Schultern bewegen sich im Wind wie lebendige Schlangen, und aus ihren tiefen dunklen Augen spricht die reine, blanke Wut, vermischt mit Hass und Bestürzung. Da steht sie wie

angewurzelt, auf dem Gesicht den Ausdruck eines Menschen, der Zeuge eines ebenso unerwarteten wie peinlichen Schauspiels wird. Als sie merkt, dass wir sie anschauen, weicht sie erschrocken einen Schritt zurück.

»Lucrezia!« Leonardo springt auf und läuft auf sie zu. Ich schließe rasch die Schnalle meines Bikinioberteils und setze mich auf. Lucrezia macht noch ein paar Schritte rückwärts, dreht sich dann um und geht weiter, wobei sie irgendetwas Unverständliches murmelt.

»Warte!«, schreit Leonardo ihr hinterher, doch jetzt beginnt Lucrezia zu laufen: Ihre Füße schleudern Sandfontänen in die Höhe wie ein scheuendes Pferd.

Ich stehe auf und gehe auf Leonardo zu, suche seinen Blick. Wenn ich schon erschüttert bin – wie muss es ihm dann erst gehen? Er muss vollkommen fassungslos sein. »Ich hab keine Ahnung, warum sie hierhergekommen ist, aber leider hat sie offenbar nicht damit gerechnet, dich hier bei mir anzutreffen«, erklärt er und hebt ratlos die Hände.

»Du musst hinter ihr her!«, sporne ich ihn an, ohne auch nur einen Moment zu zögern.

Leonardo packt mich an den Schultern und schaut mir in die Augen. »Geh du inzwischen nach Hause«, sagt er eindringlich. »Ich komme gleich nach, sobald ich sie gefunden habe. Das wird nicht lange dauern, aber ich muss mich um sie kümmern.«

»Okay, aber wenn es Probleme gibt, ruf mich an, ja?«, sage ich. Man hört meiner Stimme deutlich an, dass ich mir Sorgen mache. Ich weiß nicht, warum, aber plötzlich erfüllt mich eine böse Vorahnung.

»Mach dir keine Gedanken.« Leonardo gibt mir einen Kuss auf die Stirn und geht dann mit schnellen Schritten in die Richtung, in die Lucrezia verschwunden ist.

Aufgewühlt sammle ich unsere Sachen zusammen, schlinge mir meinen Pareo über das noch nasse Badezeug und mache mich auf den Heimweg.

Den Weg bin ich bestimmt schon zehn Mal gegangen und kenne ihn wie meine Westentasche, doch auf einmal bin ich mir nicht mehr sicher, ob ich hier richtig bin. Nichts erscheint mir mehr sicher. Mit quälender Langsamkeit setze ich einen Fuß vor den anderen und frage mich, was ich vom Auftauchen Lucrezias zu halten habe. Alle möglichen Gefühle stürmen auf mich ein – ich weiß nicht, ob ich eher wütend oder verängstigt sein soll, doch es gibt eine Frage, die mir wieder und wieder im Kopf herumgeht: *Warum ist sie bloß zurückgekehrt? Was will sie von Leonardo?*

Je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer und unabwendbarer erscheint mir die Antwort: Sie ist wegen Leonardo hier, und sie wird immer wiederkommen, denn sie wird ihre Ehe niemals verloren geben. Und ich werde nie etwas dagegen tun können.

Ich hebe die Augen zum Vulkan, der genau in diesem Moment eines seiner herrlichen kleinen Rauchwölkchen von sich gibt. Als ich den Blick wieder senke, bemerke ich ganz in der Ferne eine Gestalt, einen weißen und braunen Fleck, der wie ein unheimlicher Schatten auf einer Klippe über dem Meer aufragt: Lucrezia. Sie schaut nach unten und steht nahe an der Kante, verdammt nahe.

Ich versuche abzuschätzen, wie hoch die Klippe ist:

etwa fünf Meter. *Dann dürfte der Aufprall auf dem Wasser nicht tödlich sein ... Vorausgesetzt, sie kann schwimmen.* Mir läuft ein eisiger Schauer über den Rücken. Es ist klar, was sie vorhat. Vielleicht sollte ich Leonardo anrufen, aber ich weiß nicht, wo er ist. *Nein, dazu ist keine Zeit mehr. Ich muss sie aufhalten, ich muss das tun, bevor es zu spät ist.*

Rasch steige ich den Weg zur Klippe hoch. In meiner Hektik stolpere ich über einen Stein und stürze. Ein stechender Schmerz fährt mir in das gerade erst geheilte Bein, aber ich schiebe ihn beiseite, stehe wieder auf und gehe auf nackten Füßen weiter, lasse auch die Badetasche und die Flipflops aus Leder fallen, die mit einem dumpfen Geräusch ein paar Meter nach unten rollen.

Lucrezia hat mich noch nicht gesehen, aber ich sehe sie dafür umso deutlicher. Langsam rückt ihre Gestalt immer näher, jetzt kann ich sie genau erkennen. Ich versuche, sie zu rufen: »Lucrezia!«

Sie hört mich nicht. Ich schreie noch einmal ihren Namen, jetzt lauter.

An diesem Punkt dreht sie sich um, öffnet jedoch nicht den Mund. Ihr Gesicht ist tränenüberströmt, und in ihren Augen steht ein Ausdruck abgrundtiefen Schmerzes. Sie zittert so sehr, dass es den Anschein hat, als stünde sie kurz vor einem Zusammenbruch.

»Lucrezia ... Leonardo hat nach dir gesucht«, rufe ich atemlos und in dem beruhigendsten Ton, den ich zustande bringe.

»Hau ab! Lass mich in Frieden.« Ihre Stimme klingt

wie ein erstickter Schrei.

Lucrezia ist außer sich, ein verwundetes Tier, das zu allem bereit ist. Ich bin ein paar Momente lang wie gelähmt und weiß nicht, was ich tun soll. Mein Instinkt befiehlt mir, sie zu packen und von diesem Abgrund wegzuzerren, doch ich fürchte, wenn ich auch nur noch einen Schritt auf sie zginge, würde ich sie erst recht dazu bringen zu springen.

»Komm da weg, ich bitte dich. Wir können doch über alles reden«, rufe ich verzweifelt.

»Und worüber willst du reden? Mein Gott, es ist doch alles klar!«, schreit Lucrezia und schnaubt verächtlich. »Und ich war gekommen, um ihn zu bitten, dass wir noch mal von vorn anfangen, dass er nach Hause zurückkehrt ... Wie verflucht dumm bin ich eigentlich gewesen!« Ihr lodernder Blick verbrennt mich, bis nur noch ein Häufchen Asche von mir übrig ist. »Und verflucht sollst auch du sein. Wärest du doch unter den Rädern dieses Autos gestorben!«

»Es tut mir leid, dass du es so erfahren hast, aber ich schwöre dir, Leonardo wollte es dir sagen.« Meine Worte haben bereits ihren Sinn verloren, als sie mir über die Lippen kommen, das merke ich gleich. Es gibt einfach nichts, was man sagen könnte, um einen so absoluten und verzweiferten Schmerz zu lindern. Aber im Grunde sind das alles nur sinnlose Versuche meinerseits, Zeit zu schinden.

Und in gewissem Sinne habe ich sogar Erfolg damit, denn Lucrezia wütet weiter wie im Delirium. »Ohne ihn bin ich nichts mehr. Mein Leben hat keinen Sinn mehr,

wenn Leonardo nicht bei mir ist. Was soll ich denn noch damit anfangen?« Ihre Stimme ist wie eine klaffende Wunde, und Lucrezias Worte zerreißen mir das Herz. Dann schaut sie mich mit diesen Augen an, in denen die Entschlossenheit einer Wahnsinnigen lodert. »Das alles ist eure Schuld. Ihr werdet mich für immer auf dem Gewissen haben!«, schreit sie und macht noch einen weiteren Schritt auf den Abgrund zu. Wie in Zeitlupe beugt sie sich über die gähnende Leere. Es ist nur ein Moment, doch er dauert ein ganzes Leben.

»Lucrezia, nein!« Ich bin nur noch einen Katzensprung von ihr entfernt, jedoch nicht nahe genug, um sie festzuhalten. »Tu es nicht!«, schreie ich, so laut ich kann.

Doch es ist sinnlos – ich kann nichts ausrichten gegen Lucrezias Wahn. In diesem Moment macht sie einen Satz und stürzt über die Kante in den Abgrund.

Panisch laufe ich zur Klippe und schaue hinunter. Mit pochendem Herzen und zitternden Beinen stehe ich da und blicke suchend auf die Wellen unter mir, schreie, so laut ich kann, ihren Namen. Ich schicke ein Stoßgebet zum Himmel, dass sie endlich wieder auftauchen möge, dass ihr Überlebensinstinkt obsiegt und sie wieder an die Wasseroberfläche bringt, aber ich kann sie nicht entdecken. Eine Sekunde lang kommt in mir der Gedanke auf, einfach wegzulaufen und Hilfe zu holen, doch mein Gewissen sagt mir, dass dazu keine Zeit ist. *Ich* bin diejenige, die Lucrezia helfen muss, weil ich am nächsten am Unglücksort bin. Ich muss mich ins Wasser stürzen, trotz meiner verdammten Angst vor dem nassen Element und obwohl mir allein bei dem Gedanken an den

Sprung in die Tiefe der kalte Schweiß ausbricht und eine Welle der Übelkeit in meinen Eingeweiden tobt. Von hier oben aus kommt mir das Meer unendlich weit weg vor; es ist kein vertrauter Ort zum Wohlfühlen, sondern ein dunkler, tiefer Abgrund, heimtückisch und beunruhigend, genau wie in meinen schlimmsten Alpträumen.

Innerhalb von Minuten hat dieses Paradies die Züge einer apokalyptischen Landschaft angenommen.

Aber das ist alles nicht wichtig, sage ich mir, du musst springen! Na los, Elena, das ist jetzt nicht der Moment, um Angst zu haben und dich zu drücken.

Ich hole tief Luft, mache einen großen Schritt und stürze mich in eine scheinbar endlose Leere. Unter mir leuchtet ein blaues Licht, das immer näher kommt: Das muss das Wasser sein, das mir entgegenrast. Ich strecke die Beine aus, hebe die Arme, schließe die Augen, halte die Luft an, und dann bin ich auch schon drinnen.

Zuerst zieht mich die Schwerkraft nach unten, zum Meeresgrund, und ich öffne rasch die Augen, zu Tode erschrocken bei dem Gedanken, was ich dort unten finden könnte. Die Welt hier unten ist dunkel und still – vor dem schwarzen Untergrund kann man nur wenige Meter weit sehen. Jetzt bin ich drin, in dem Abgrund, verängstigt und zugleich entschlossen, Lucrezia zu retten. Der Auftrieb will mich wieder nach oben tragen, doch ich bewege Arme und Beine, um dagegenzuhalten. Mit ein paar kräftigen Schwimmszügen gerate ich noch tiefer und drehe mich einmal um die eigene Achse, um den Grund abzusuchen. Kein Geräusch ist zu hören, nur mein

Herzschlag pulsiert in meinen Ohren.

Ich sehe Steine, Algen, kleine Fische, die aussehen wie silbrige Schuppen. Wie kann das sein, dass sie einfach verschwunden ist? Ich steige wieder zur Oberfläche empor, um Luft zu holen, tauche erneut hinab.

Ich muss sie finden – weit kann sie nicht sein.

Als ich um einen Felsen biege, sehe ich kurz darauf einen weißen Fleck vor meinen Augen erscheinen: Da ist Lucrezia, wie eine riesige Meduse mit ihren langen, tödlichen Armen. Offenbar ist sie bewusstlos.

O Gott, bete ich, mach, dass sie noch lebt!

Ich packe sie unter den Achseln und bringe sie, so schnell ich kann, an die Oberfläche. Dort schnappe ich hektisch nach Luft; meine Lunge brennt wie Feuer. Lucrezia rührt sich nicht, hängt schlaff in meinen Armen. Offenbar leidet sie unter dem Sauerstoffmangel; möglicherweise hat sie sich beim Aufprall auch ein paar Rippen gebrochen. Ich muss vorsichtig sein, mich aber zugleich auch beeilen, aus dem Wasser herauszukommen.

Ich packe sie von hinten, lege ihr einen Arm um den Hals, wie ich es schon oft im Film gesehen habe. Dann nehme ich all meine Kräfte zusammen und versuche rückwärts zum Ufer zu schwimmen. Es ist ein hartes Unterfangen für mich, die ich ohnehin keine besonders gute Schwimmerin bin. Ständig schwappt mir Wasser über die Schultern, und Wellen schlagen mir über den Kopf, doch ich paddele wie wahnsinnig mit den Beinen. Mein Herz klopft wild.

Als ich die Felsküste umrunde, öffnet sich zum Glück

eine Bucht mit einem kleinen Strand vor mir. In diese Richtung schwimme ich, wobei ich mich mit allen Mitteln dazu zwingen muss, ruhig zu bleiben. Lucrezia kommt mir leicht wie eine Feder vor, und noch geben meine Muskeln nicht auf. Nach nur wenigen Minuten habe ich Boden unter den Füßen und kann die Leblose auf die Wasserlinie und den Sand ziehen.

Noch außer Atem beuge ich mich über Lucrezias kalten Körper, um zu hören, ob sie noch atmet.

Nichts, es ist nichts zu hören. Sie muss sehr viel Wasser geschluckt haben.

Als ich ihre Lider anhebe, sehe ich nur das Weiß der Augäpfel, was mir Angst macht. Ich nehme ihre Hand, die klein und mager ist, und drücke mit dem Daumen auf den Puls. Er schlägt ganz schwach.

Gut!, denke ich wie erlöst. Wenn es noch einen Herzschlag gibt, besteht auch noch Hoffnung. Und schon flüstere ich mir Mut zu. Na los, Elena. Du kannst es schaffen. Du musst nur die richtigen Handgriffe machen. Ja, gut, es ist Jahre her, aber du musst dich einfach an den Erste-Hilfe-Kurs erinnern, bei dem du dich damals im Gymnasium so gelangweilt hast. Rasch rufe ich mir die Regeln der Mund-zu-Mund-Beatmung ins Gedächtnis und fange an.

Den Kopf nach hinten strecken: Das ist das Erste, was man machen muss. Ich beuge mich über Lucrezia, lege ihr eine Hand in den Nacken und ziehe das Kinn nach oben, während ich mit der anderen Hand Druck nach unten auf die Stirn ausübe. Dann schließe ich ihre Nasenflügel mit zwei Fingern, damit der Atem nicht

wieder herausströmt, hole tief Luft, lege meine Lippen auf die ihren und atme in ihren Mund aus. Schließlich hebe ich den Kopf und überprüfe, ob sich der Brustkorb bereits hebt. *Verdammt, keine Reaktion!*

»Elena!« Ein Ruf verliert sich fast am Strand. Es ist Leonardos Stimme. *Endlich!*

Jetzt sehe ich ihn, oben auf der Klippe. »Leonardo!«, schreie ich verzweifelt und winke.

Während er hastig zum Strand heruntersteigt, mache ich einen zweiten Wiederbelebungsversuch, doch Lucrezia reagiert nicht, und jetzt scheint sie auch keinen Puls mehr zu haben.

Jetzt ist Leonardo bei uns angekommen: Er hat sein BlackBerry in der Hand und ruft den Rettungsdienst. Anscheinend hat er bis hier herunter nur einen Moment gebraucht.

»Sie atmet nicht mehr.« Ich bin vollkommen am Ende, Tränen stehen mir in den Augen. »Ich bitte dich, versuchen wir's mit Herzmassage. Die Rettung kommt vielleicht zu spät.«

Leonardo beugt sich über Lucrezia und beginnt noch einmal mit der Mund-zu-Mund-Beatmung. Nachdem er ihr Atem gespendet hat, lege ich zuerst die eine und dann die andere Hand auf Lucrezias Brustkorb und beginne mit der Herzdruckmassage. Fünfzehnmal pressen, dann ist Leonardo dran. Er bläst Lucrezia Luft ein, dann pressen meine Hände wieder fünfzehnmal, ein schneller, leichter Druck.

Unsere Blicke begegnen sich. Leonardo sieht so

verzweifelt aus, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Seine Hände zittern über Lucrezias schlaffem Körper, während er in meinen Augen nach einer Antwort zu suchen scheint.

»Machen wir weiter«, ermutige ich ihn. Niemand kann sagen, ob es noch etwas bringt, aber ich weiß auch nicht, was wir sonst tun sollten.

Für mich ist es kaum erträglich, Leonardo so blass und angespannt zu sehen. Obwohl ich spüre, wie mich meine Kräfte allmählich verlassen, und ich am liebsten in Tränen ausbrechen möchte, muss ich stark sein, für ihn.

Halt durch, Lucrezia, sage ich mir immer wieder vor wie ein Mantra. *Halt durch. Halt durch. Halt durch.*

Noch während ich das denke, landet der Hubschrauber der Küstenwache, gerade rechtzeitig, damit wir nicht auch die letzte Hoffnung begraben müssen. Leonardo und ich richten den Blick gen Himmel. Nur wenige Sekunden nach der Landung klettern zwei Sanitäter aus der Kabine und laufen mit einer Trage auf uns zu. Wir erklären ihnen, was passiert ist, und sie stürzen sich auf Lucrezia, schnallen sie auf der Trage fest, schließen sie an ein Atemgerät an und bringen sie weg. Ins Krankenhaus nach Messina.

Leonardo und ich bleiben am Strand stehen und schauen ihnen hinterher, wie sie sich entfernen. Wir sind leer und erschöpft, unfähig, etwas zu sagen oder irgendetwas zu tun. Leonardo ist kalt und starr geworden wie ein Stein. Als ich ihn berühre, fühlt er sich an wie eine Statue. Meine Hand wandert nach unten, nimmt die seine und drückt sie, um ihm ein wenig Wärme

einzuflößen.

*Ich bin hier bei dir, mein Geliebter. Und ich lasse dich
nicht im Stich.*

Ich stehe am Fenster, warte auf Leonardo und beobachte die mit Autos verstopfte Straße unter mir. Es ist ein heißer Sommerabend. Messina ist ein Meer aus Lichtern; es duftet nach Jasmin, und vom Hafen ertönt das dumpfe Rumpeln der Fähren. Es ist eine Stadt, die ich nicht kenne, die ich nie besuchen wollte, und ich fühle mich seltsam fehl am Platze, wie jemand, der keinen Grund hat, hier zu sein. Die launische Hand des Schicksals hat mich einer sandigen und stillen Insel mit Gewalt entrissen und mich in einer überfüllten, lärmenden Stadt wieder ausgesetzt.

Ich bin seit fünf Tagen hier, seit die Notärzte Lucrezia im Hubschrauber hierhergebracht haben. Leonardo und ich sind vorübergehend in das Haus gezogen, das die beiden einst als junge Eheleute bewohnt haben. Er hat mich gebeten, ihn zu begleiten, und ich war sofort einverstanden. Was hätte ich auch sonst tun sollen? Nach Rom zurückkehren und ihn in einer so schwierigen Situation allein lassen? Nein, das hätte ich niemals gekonnt, auch wenn es mir sehr schwerfällt, hier zu wohnen, in *ihrer* Wohnung.

Lucrezia lebt, schwebt aber immer noch in Lebensgefahr. Beim Aufprall auf die Meeresoberfläche hat sie sich ein Hämatom im Gehirn sowie ein akutes Lungenödem zugezogen. Während des Fluges im Hubschrauber ist sie ins Koma gefallen, und seither war

noch kein Arzt dazu in der Lage, eine Prognose abzugeben, ob sie überleben wird oder nicht.

Leonardo ist ständig zwischen zu Hause und dem Krankenhaus unterwegs und findet einfach keine Ruhe. Er ist verloren in einer Spirale des Schmerzes, der ihn von allem und von allen isoliert. Leonardo lebt seit dem Unglück wie hinter einer Mauer, die selbst ich nicht zu durchdringen vermag. Er redet wenig und grübelt fast die ganze Zeit vor sich hin. Ich sehe ihm deutlich an, dass er sich schuldig an dem fühlt, was geschehen ist: Er kann es sich nicht verzeihen, Lucrezia gekränkt und damit zu einer so extremen Handlung getrieben zu haben. Ich möchte ihn am liebsten in die Arme nehmen und die Angst verscheuchen, die ihn so quält. Doch wie kann ich wissen, wie mir das gelingen könnte – schließlich behält Leonardo all seine Gefühle und Gedanken für sich und lässt mich nicht an sich heran. Eine vage Angst macht sich in mir breit – die Angst, Leonardo noch einmal, und diesmal für immer, zu verlieren, wenn er so sehr auf Distanz geht. Doch ich muss stark sein, muss meine Zweifel und diesen törichten Egoismus, in den ich manchmal ver falle, beiseiteschieben. Ich muss jetzt ganz andere Prioritäten setzen: Leonardo braucht einen Ort, an dem er vor sich selbst und vor seinem Schmerz Zuflucht nehmen kann. Und dieser Ort – dieser Mensch – muss ich sein.

Hinter mir geht die Wohnungstür auf. Leonardo ist aus dem Krankenhaus zurück, und im Fenster sehe ich sein Spiegelbild: Er ist bleich und steif wie eine Wachsfigur, hat dunkle Ringe unter den Augen und einen Ausdruck

tiefer Erschöpfung auf dem Gesicht. Ich drehe mich um und laufe ihm entgegen.

»Wie geht es Lucrezia?«, frage ich in dem liebevollsten und unaufdringlichsten Ton, den ich zustande bringe. Das ist mittlerweile zum Ritual zwischen uns geworden, und seit Tagen ist seine Antwort die gleiche.

»Wie immer.« Ich sehe, dass sich die Sorgenfalte auf Leonardos Stirn noch vertieft. »Keine Besserung.«

»Und was sagen die Ärzte?«

»Das, was sie immer sagen.« Er hebt die Schultern. »Dass sie in einer Stunde aufwachen kann oder in einem Jahr. Vielleicht auch erst in zehn. Oder gar nicht mehr.«

»Du redest mit ihr, wenn du da bist, stimmt's? Es heißt, in Fällen wie dem ihren könnte der Klang einer vertrauten Stimme den Aufwachprozess stimulieren.«

»Klar, Elena.« Leonardo schüttelt den Kopf, als wäre er von meiner Frage genervt. »Natürlich spreche ich mit ihr, ich halte ihre Hand, aber ich hab den Eindruck, das bringt nichts.« Leonardo klingt wütend, als er das sagt, frustriert über seine eigene Ohnmacht.

»Denk doch so was nicht.« Ich lege ihm die Hände auf die Schultern, suche seinen Blick. »Ich bin mir sicher, dass sie dich hört.«

Leonardo zieht die Brauen zusammen, und ein bitteres Lächeln tritt auf seine Lippen. »Deine Zuversicht könnte ich gut gebrauchen. Aber momentan möchte ich eigentlich bloß schreien vor Wut und Hilflosigkeit. Und nicht einmal das kann ich mehr.«

Ich zwinge mich dazu, positiv zu sein, nur das Beste zu denken, aber auch für mich ist das alles andere als leicht.

Doch ich versuche es, sei netwegen.

»Du musst daran glauben, Leo!«, sage ich eindringlich.
»Du darfst nicht müde werden, und du musst ihr unter allen Umständen das Gefühl geben, dass du sie immer noch hier haben willst, in diesem Leben.«

Leonardo schaut mich ausdruckslos an, als würden meine Worte gar nicht bis zu ihm durchdringen, so sehr ist er Geisel seiner Ängste.

Dann beginnt er plötzlich mein Gesicht zu streicheln und schaut mich mit einer Zärtlichkeit an, die mir schier das Herz bricht.

Ohne ein Wort zu sagen, nimmt er mich in die Arme, und in dieser Umarmung spüre ich endlich seine ganze Dankbarkeit, seine Müdigkeit, das Bedürfnis, endlich loszulassen und sich mir anzuvertrauen. Leonardo legt seine Stirn an die meine, und seine lautlosen Tränen machen meine Wangen feucht.

»Danke, Elena«, flüstert er. »Für das, was du getan hast, für den Mut, den du aufgebracht hast. Und danke dafür, dass du hier bist. Danke für das, was du tagaus, tagein für mich tust. Es ist schwer, an meiner Seite zu sein, das weiß ich. Ich kann mich nicht gut ausdrücken, wenn es um mich selbst geht, aber du kennst mich, und ...«

»Psssch. Genug«, flüstere ich ihm zu und lege die Finger auf Leonardos Mund. »Du musst mir nicht danken. Ich hab nur das getan, was richtig ist. Ich könnte nirgendwo anders sein als an deiner Seite.«

»Du bist der erste Mensch, dem ich mich vollkommen anvertrauen kann, bei dem ich spüre, dass auf ihn Verlass ist.«

»Ich liebe dich. Und bei dir zu sein ist der einzige Weg, den ich kenne, um es dir zu zeigen.«

Leonardo haucht mir einen Kuss auf die Stirn, der nach Schmerz und nach Dankbarkeit schmeckt. Dann macht er sich langsam von mir los.

»Ich gehe jetzt ins Bett, Elena. Von Schlafen kann nicht die Rede sein, aber ich möchte wenigstens versuchen, mich ein bisschen auszuruhen.«

»Hast du denn vorhin auch genug gegessen?«, frage ich ihn besorgt. In diesen Tagen habe immer ich mich um das Mittag- und Abendessen gekümmert, weil Leonardo sogar die Lust aufs Kochen verloren hat. Und, wie es scheint, auch aufs Essen. »Es gäbe noch was Süßes, wenn du möchtest«, versuche ich mein Glück.

»Entschuldige, aber ich habe keinen Hunger mehr«, erwidert er. Seine Stimme klingt matt, ist fast nur noch ein Flüstern. Ich lasse ihn gehen, denn es hat keinen Sinn, darauf zu bestehen. Ich fühle unendlich mit ihm.

»Aber wenn du später zu mir rüberkommst und an meiner Seite einschläfst, machst du mich glücklich«, fügt Leonardo hinzu, bevor er geht.

»Ich räume noch schnell die Küche auf, und dann komme ich.«

Ich schaue ihm hinterher, wie er im Schlafzimmer verschwindet, diesen breiten, muskulösen Schultern, die so sehr unter der Bürde des Schmerzes gebeugt sind.

Diese Wohnung spricht bis in den letzten Winkel Lucrezias Sprache: Da sind ihre Kleider, ihre CDs mit klassischer Musik, ihr Ethnos Schmuck, sogar ihre

Zigaretten. Manchmal glaube ich sie sogar zu riechen, ihre Stimme und ihre gedämpften Schritte zu hören. Und diese Halluzination beunruhigt mich zutiefst. Dass ich mich ihr stellen, mich mit ihr befassen und letzten Endes mit ihr zurechtkommen muss, weiß ich selbst – schließlich bin ich hier der Eindringling in Lucrezias Privatsphäre, einem Raum, der angefüllt ist mit ihren Erinnerungen, ihren Bildern, mit Momenten, die nur ihr und Leonardo gehören. Im Wohnzimmer hängen immer noch ihre Hochzeitsbilder: Sie sind noch so jung darauf, er ohne Bart, aber mit Schnurrbart und nach hinten gekämmtem Haar, sie mit einem romantischen Knoten im Nacken und diesen Augen, die selbst hinter dem Schleier noch Sinnlichkeit und Charisma versprühen.

Es ist über die Maßen hart, mich tagtäglich einer Vergangenheit zu stellen, die in der Intensität, die sie verströmt, unauslöschlich scheint, doch in diesem Moment zählt das, was ich empfinde, nicht.

Nachdem ich rasch die Küche aufgeräumt habe – werkeln, ohne viel Dreck zu machen, wie die großen Küchenchefs, kann ich noch nicht besonders gut –, gehe ich zu Leonardo ins Schlafzimmer. Er liegt mit bloßer Brust auf dem Bett, die Augen geschlossen, die Hände unter dem Kopf verschränkt. Offenbar schläft er noch nicht, das sehe ich daran, wie er atmet: Sein Brustkorb hebt und senkt sich rhythmisch, und seine Augen bewegen sich hinter den geschlossenen Lidern.

Ich versuche, so wenig Geräusche wie möglich zu machen, ziehe mich aus und lege meine Kleider auf einen Stuhl. In Slip und Unterhemdchen steige ich ins Bett und

kuschele mich an ihn.

»Endlich bist du da«, murmelt Leonardo und berührt mich mit der Hand am Oberschenkel.

Ich drehe mich zu ihm und streichele ihm zärtlich übers Haar. »Wenn du dich auf den Bauch drehst, kriegst du eine Massage von mir.«

»Das wär' schön, ja«, seufzt er. »Mir tut der Rücken furchtbar weh«, gesteht er und dreht sich bereitwillig um.

»Ich weiß.« Ich fahre mit einem Finger über Leonardos Nacken. »Die ganze Verspannung sitzt hier.«

Ich knie rittlings auf ihm, nehme seine Leibesmitte zwischen meine Beine und beginne mit einer Kopfmassage, wobei ich dem Rhythmus meines Atems folge. Dazu breite ich die Hände fächerförmig aus und massiere ihm die Kopfhaut mit langsamen, kreisförmigen Bewegungen, als wollte ich Ruhe in Leonardos Gedankenfluss bringen. Ich spüre, wie er sich langsam entspannt und gehen lässt. Dann lege ich die Handflächen auf die Krone seines Kopfes, verhake die Daumen ineinander und drücke ganz leicht zu, zähle bis drei, lasse dann wieder los. So mache ich weiter, indem ich einer gedachten Linie folge, die vom Oberkopf bis zum Haaransatz geht. Leonardo gibt ein leises, wohliges Brummen von sich, und zu meiner Freude entspannen sich seine Muskeln. Ich spüre, wie er langsam loslässt, und bin glücklich bei dem Gedanken, ihm das geben zu können, was ihm guttut, wenn auch nur für einen Augenblick.

»Versuch dich zu entspannen, mach deinen Kopf ganz leer«, flüstere ich ihm ins Ohr und streiche mit allen zehn

Fingerspitzen durch sein Haar, durchwühle es zärtlich. Ich möchte ihn so gern befreien, Leonardo wenigstens ein paar Minuten lang das Chaos vergessen lassen, das da draußen herrscht.

Ich lasse die Hände zu seinen starken Schultern gleiten und mache mit den Daumen weiter, knete und walke sein Fleisch, als wäre es Ton. Dann bearbeite ich seinen Rücken mit meinen offenen Handflächen und massiere ihn, auch unter Zuhilfenahme der Unterarme, zuerst ganz leicht, dann immer intensiver, hinauf und hinunter. Schließlich wende ich mich seinen Armen zu, meine Hände tanzen und verschränken sich mit den seinen, angefeuert von einer Energie, die buchstäblich greifbar ist. Ich liebe diesen Mann und würde alles tun, um ihm auch nur ein Jota des Schmerzes und des Kammers zu nehmen, die da in ihm wüten.

Leonardo hält zärtlich meine Hände fest, dreht sich auf den Rücken und zieht mich in seine Arme. »Genau das hab ich gebraucht«, murmelt er ins Kissen.

Ich streichele ihm über die Brust, indem ich einen großen Kreis beschreibe, strecke mich dann neben ihm aus und sehe ihm in die Augen. Leonardos Blick ist nicht wie sonst voller Leidenschaft und sinnlicher Begierde, sondern erfüllt von etwas, das uns noch stärker eint. In seinen Augen glänzt diese unsichtbare Energie, die zwischen uns verläuft und uns das Gefühl gibt, zwei Atome desselben Moleküls zu sein.

»Das Bild da drüben ist schön«, sage ich auf einmal und weise mit dem Kinn auf die Wand hinter Leonardos Rücken. Es ist ein Druck der *Verkündigung* – eines der

traumähnlichen und sinnlichen Szenarien des Präraffaeliten Dante Gabriel Rossetti.

Er dreht leicht den Kopf, betrachtet das Bild, und als er sich mir wieder zuwendet, spielt ein Lächeln um Leonardos Lippen. »Das haben mir meine Eltern geschenkt«, erläutert er, leicht gerührt.

»Es gefällt mir sehr. Irgendwie ist es ein fast magisches Bild«, flüstere ich fasziniert.

Er umarmt mich, streichelt mir eine Schulter mit den Fingerspitzen, als dächte er über etwas nach, und verkündet dann: »Ich möchte, dass du das mitnimmst, wenn wir nach Rom zurückkehren.«

»Wirklich?«, frage ich verlegen.

»Ja, Elena.« Er schließt mich fest in die Arme. »Das werden wir in *unserer* Wohnung aufhängen.«

Diese Erklärung, mit so großer Selbstverständlichkeit gemacht, bringt eine ganze Reihe von Konsequenzen mit sich, die zu erwägen mir beinahe Angst macht. Ich verscheuche sie mit einer leichten Kopfbewegung.

Nicht jetzt, Elena.

Wir kuscheln uns aneinander wie zwei Muschelschalen und schlafen kurz darauf ein, eingelullt vom leisen Rauschen unseres Atems.

Wenn Leonardo im Krankenhaus ist, bleibe ich meistens zu Hause, um zu malen, oder ich kaufe auf dem Fisch- und Gemüsemarkt ein. Messina ist eine sehr lebensfrohe Stadt; über allem liegen dieser mitreißende Hauch von Meeresduft sowie etwas Uraltes und Dekadentes, dem man sich einfach nicht entziehen kann. Ich war bereits

mehrere Male im Dom, und nicht nur, um ihn mit den Augen der Restauratorin zu besichtigen. Obwohl ich mit dem Glauben schon eine ganze Weile gebrochen habe, habe ich in letzter Zeit des Öfteren hier gebetet, habe Gott angefleht, er möge diesem Alptraum ein Ende bereiten und Lucrezia ins Leben zurückkehren lassen, ein Leben, das vielleicht sogar besser wird als das, das sie bis zu dem Unfall zu führen gezwungen war. Ich bitte Gott um ein schöneres Leben für sie, für Leonardo, für mich.

Heute Morgen sitze ich mit Pinsel und Farbe in der Wohnung. Das Malen fällt mir nicht leicht, obwohl es sich um die Illustration der *penne all'eoliana* handelt, ein Gericht, das Leonardo auf Stromboli oft für uns gekocht hat.

Ein schönes Licht fällt durchs Fenster herein, perfekt zum Malen, doch heute fehlt mir irgendwie die Inspiration. Ich habe keine ruhige Hand, die Farben geraten nicht so, wie ich es will, und nicht einmal die Umrisse wollen mir recht gelingen. Irgendwie geht mir zu viel im Kopf herum, und nachdem Leonardo schon seit Tagen nichts mehr gekocht hat, macht es mir auch große Mühe, mich an ein Gericht aus seinen Händen genauer zu erinnern.

Gerade stelle ich den Pinsel in den Becher mit Wasser und will nach draußen gehen, um etwas frische Luft zu schnappen, als mein Handy klingelt. Es ist Leonardo.

»Leo?«, antworte ich.

»Elena, es gibt Neuigkeiten.« Irgendwo meine ich einen erleichterten Unterton herauszuhören, aber im Grunde

weiß ich nicht, was mich erwartet.

»Schieß los, ich höre«, sage ich atemlos.

»Lucrezia ist aufgewacht.« Jetzt vibriert seine Stimme förmlich vor tiefen Emotionen. Und er lächelt wieder, das höre ich, das weiß ich, auch ohne ihn zu sehen.

»Wirklich?«

»Ja, Elena. Vor etwa einer Stunde hat sie die Augen aufgemacht, aber ich wollte erst mit den Ärzten reden, bevor ich dich anrufe.«

»O mein Gott, ich bin überglücklich!«, rufe ich aus, euphorisch und gerührt zugleich, und spüre dabei, wie mir unwillkürlich eine Träne über die Wange läuft.

»Aber sag, wie geht es ihr?«

»Sie ist außer Lebensgefahr, und es geht ihr gut. Ich bleibe jetzt noch ein bisschen hier, und dann komme ich heim. Wir sehen uns heute Abend, ja?«

»Gut. Bis heute Abend.« Ich beende das Gespräch und lächle. Auf einmal fühle ich mich ganz leicht, wie eine Feder. Und am liebsten würde ich tanzen.

In den beiden darauffolgenden Tagen kommt mir Leonardo vor wie neugeboren. Er fährt immer noch regelmäßig ins Krankenhaus, doch seine Stimmung hat sich vollkommen gewandelt. Es ist eine Augenweide zu sehen, wie er wieder ins Leben zurückkehrt.

Ich will unbedingt über Lucrezias Gesundheitszustand auf dem Laufenden bleiben: Es ist seltsam, ich weiß, aber ich würde sie gerne besuchen, wage aber nicht, danach zu fragen oder meine Gedanken auch nur laut zu äußern.

Eines Abends verkündet Leonardo mir jedoch aus

heiterem Himmel, dass Lucrezia mich sehen wolle. »Sie hat nach dir gefragt und sagt, sie möchte mit dir sprechen. Meinst du, das geht?«

Zuerst verblüfft mich seine Ankündigung, aber auf einmal spüre ich, dass ein solches Zusammentreffen früher oder später unvermeidlich ist – und dass es der eigentliche Grund war, warum ich all die Tage hiergeblieben bin, an Leonardos Seite.

»Ist gut«, antworte ich. »Morgen komme ich mit dir ins Krankenhaus, wenn dir das recht ist.«

Das Wartezimmer der Intensivstation hat gelb gestrichene Wände und als Einrichtung grüne Plastikstühle, die schrecklich unbequem und schäbig sind. Ich sitze bereits seit einigen Minuten hier und warte. Jetzt bricht mir der kalte Schweiß aus. Leonardo ist hineingegangen, um mich anzukündigen. Der Gedanke, dass ich gleich Lucrezia wiedertreffen werde, ist sehr aufwühlend für mich. Es stimmt, dass ich ihr das Leben gerettet und darum gebetet habe, dass sie wieder aus ihrem Koma erwachen möge, und doch habe ich Angst, weil ich mich eigentlich nicht mehr den Konsequenzen des Leidens aussetzen will, das ihre Seele schon so lange fest im Griff hält. Ich nehme eine Zeitung vom Tisch, die irgendjemand hiergelassen hat: Sie ist von gestern, doch ich beginne trotzdem, darin zu blättern, um mich abzulenken.

Doch es wird nichts aus der Ablenkung: In mir herrscht ein solches Wirrwarr von Gefühlen und Gedanken, dass ich seiner nicht mehr Herr werde.

Warum will sie mich sehen?

Ich muss endlich aufhören, mir immer wieder diese Frage zu stellen, denn je öfter ich das tue, desto beunruhigender fallen die Antworten aus.

Jetzt steht Leonardo in der Tür. »Komm, Elena.« Er nickt mir zu, und ich richte mich auf. »Lucrezia erwartet dich.«

»Will sie mich alleine sehen?«, frage ich schüchtern und gehe auf ihn zu.

Er nickt. »Mehr als eine Person im Zimmer erlauben die Ärzte nicht«, erklärt er. »Und im Moment will Lucrezia nur mit dir sprechen.«

»In Ordnung«, sage ich, etwas unentschlossen.

Leonardo macht die Tür zum Zimmer für mich auf und gibt mir einen kleinen Klaps auf den Rücken, als wolle er mich ermutigen.

Ich hole tief Luft und betrete das Zimmer auf Zehenspitzen.

»Darf ich?«, frage ich leise.

Das Zimmer liegt halb im Schatten. Es herrscht eine bedrückende Stille hier drinnen. Das einzige Geräusch ist das permanente Piepsen des Monitors, mit dem der Herzschlag kontrolliert wird, doch es reicht aus, um den Raum zu füllen.

»Tritt näher, Elena.« Lucrezia hebt den Arm, der an keine Infusion mehr angeschlossen ist, und nickt mir zu.

Sie wirkt vollkommen verwandelt. Da ist nicht einmal mehr der kleinste Hauch von Hochmut auf ihrem Gesicht, auch keine Bosheit oder Missgunst, sondern nur eine seltsame Reglosigkeit in den Zügen, die ihrem

Gesicht einen tragischen und zugleich gefassten Ausdruck verleiht.

Ich nähere mich dem Bett. Da ich weder weiß, was ich sagen soll, noch, was ich tun könnte, warte ich einfach, bis Lucrezia das Wort ergreift. Immerhin hat sie mich hierhergebeten.

»Ich hoffe, du erwartest keinen Dank von mir«, sagt sie ohne Umschweife mit schwacher, aber entschlossener Stimme. Ein harter Zug liegt um ihren Mund, und wie mir scheint, klingt in dem, was sie sagt, auch ein Vorwurf an. Noch bevor mir eine entsprechende Antwort einfällt, spricht sie weiter.

»Weißt du, als ich mich von dieser Klippe gestürzt habe, war ich wirklich entschlossen zu sterben. Vor allem aber hätte ich nie damit gerechnet, dass mich jemand retten will, am allerwenigsten du. Du hast meine Pläne durcheinandergebracht, Elena.«

»Ich hoffe, du erwartest dafür keine Entschuldigung von mir«, antworte ich.

Sie lächelt, überrascht von meiner Schlagfertigkeit. Offenbar ist sie eine Frau, die sich ihren Sinn für Ironie erhalten hat, selbst nach all dem, was sie durchgemacht hat.

»Nein, das ganz gewiss nicht.«

»Gut, denn ich weiß, dass ich das Richtige getan habe. Ich fände es schön, wenn du das auch so sehen würdest, doch es ist nicht an mir, dich davon zu überzeugen, dass es sich lohnt zu leben.«

»Wieso?«, fragt sie mich und durchbohrt mich mit ihren Augen, die schwarz sind wie die Nacht. »Warum hast du

das getan? Warum hast du dein Leben für mich riskiert? Wieso willst du, dass ich lebe?« Jetzt ist keine Spur mehr von Dankbarkeit oder Sympathie an ihr zu spüren, weder in Lucrezias Stimme noch in ihren angespannten Zügen. Sie will einfach nur verstehen, das spüre ich intuitiv.

»Ich weiß nicht. Ich glaube aber, für Leonardos Leben und damit auch das meine wäre es schlimmer gewesen, wenn es dir gelungen wäre, dich umzubringen ...«

»Genau das wollte ich auch: euch das Leben vergällen. Als ich euch zusammen am Strand gesehen habe, ist es einfach stärker gewesen als ich«, gesteht Lucrezia mir leise. »Ich fühlte mich wie eine Gefangene eines verrückten Instinkts und dachte, die einzige Methode, um euch für eure Liebe zu strafen, wäre, mir das Leben zu nehmen.« Sie fixiert mit den Augen einen Punkt irgendwo in weiter Ferne.

Lange Zeit schweigen wir, dann kehrt Lucrezia aus den dunklen Gefilden zurück, in die sie sich geflüchtet hat, und betrachtet mich nachdenklich. Irgendwie scheint sie nach etwas zu suchen. In nur wenigen Sekunden hat sie sich verändert, ihr Blick ist auf einmal brennend und lebendig, und in ihren Augen lodert so etwas wie neue Hoffnung.

»Seltsam«, sagt sie auf einmal gedankenverloren. »Ich dachte, ich hasse dich, aber jetzt merke ich, dass ich dazu nicht fähig bin. Und so ist es noch schwieriger, weil ich mich ohne diesen Hass irgendwie verloren fühle, wie eine leere Hülle.«

»Das tut mir leid. Ich ...«

»Lass nur, Elena«, unterbricht Lucrezia mich brüsk.

Diese Frau ist einfach unvorhersehbar in ihren Launen und ihren Entscheidungen, und ich kann mir nicht vorstellen, wie es für Leonardo gewesen sein muss, an ihrer Seite zu leben. »Ich will nicht getröstet werden, und erst recht nicht bemitleidet.« Sie schluckt, zieht dann die Stirn kraus, auf der sich eine tiefe Falte bildet. »Weißt du was, Elena? Ich mache schon seit Jahren eine Psychoanalyse und unterwerfe mich allerhand psychiatrischen Behandlungen, doch erst jetzt habe ich kapiert, dass weder du noch Leonardo die Wurzel meines Leidens seid: Dieses Leiden trage ich in mir selbst, und dagegen kann niemand etwas tun. Manchmal verliere ich die Kontrolle, ich kann mit meinen Gefühlen nicht haushalten und entlade meine Energie auf eine ebenso brachiale wie ungesunde Weise. Dann verspüre ich das Bedürfnis, mir selbst und anderen wehzutun.« Lucrezia unterbricht sich und verzieht die Lippen zu einem Lächeln, in dem sich Schmerz, Verbitterung und Resignation mischen. »So lautet jedenfalls die Version der Ärzte. Ich hingegen habe keinerlei Probleme damit, mich selbst als verrückt zu bezeichnen. Es sind nicht die Worte, die mir Angst machen. Es ist das Drumherum.«

Ich lausche ihr ungläubig und zutiefst bewegt. Lucrezia, so klein, so bleich, so angespannt, scheint eine viel zu große Bürde auf ihren mageren Schultern zu tragen.

»Und noch etwas anderes habe ich in diesen Tagen begriffen, nachdem ich wieder bei Bewusstsein war und mir klar wurde, was ich getan hatte: All das hat nichts mit Liebe zu tun. Es war nur mein Egoismus, vielleicht auch so etwas wie Besitzdenken. Leonardo liebe ich

schon eine ganze Weile nicht mehr, so wie er mich auch nicht mehr liebt. Das heißt aber nicht, dass uns nicht für immer ein unsichtbares Band vereinen wird«, gibt Lucrezia zu und holt tief Luft, als würde ihr das dabei helfen, ihr inneres Gleichgewicht wiederzufinden.

»Ich musste den Dingen im wahrsten Sinne des Wortes auf den Grund gehen. Musste an einem Punkt ankommen, von dem aus es keine Rückkehr mehr gibt. Trotzdem denke ich manchmal, du hättest mich besser dort unten gelassen, im tiefen Schlund des Meeres. Mein Leben wird alles andere als leicht sein, wenn ich hier rauskomme. Das war es auch bisher nicht, und die Gewissheit, dass es immer eine große Mühsal sein wird, stimmt mich nicht gerade optimistisch. Dennoch habe ich meine Schlacht zu schlagen und muss dies auch alleine schaffen, weil ich mich nicht mehr der Illusion hingeben kann, Leonardo würde diesen Kampf für mich führen. Er hat bereits so viel für mich getan und verdient es wirklich, dass er sich von mir ausruhen kann. Er verdient es, wieder glücklich zu sein. Und vielleicht kann er das ja auch, mit dir.«

Lucrezia senkt den Blick, als würde sie sich für das, was sie da gerade gesagt hat, schämen. Und auch ich lasse meinen Blick verstört abschweifen, noch unfähig, das zu akzeptieren, was sie gerade gesagt hat.

»Und du, glaubst du, dass du ohne ihn noch einmal glücklich wirst?«, frage ich sie dann mit brechender Stimme.

»Ich weiß nicht.« Lucrezia zuckt mit den Achseln.
»Aber ich muss es zumindest versuchen.«

»Aber du weißt, dass Leonardo immer für dich da sein wird?«, frage ich sie einen Moment später.

»Ja, das weiß ich.«

Ich sehe, wie sie die Hand ein wenig in meine Richtung hebt, nehme und drücke sie. Das ist offenkundig Lucrezias Methode, sich mit mir zu versöhnen, indem sie einen stillschweigenden Pakt mit mir besiegelt: Wir sind zwei Frauen, die das Schicksal zusammengeführt und dann wieder voneinander getrennt hat, die jetzt jedoch aufgehört haben, einander wehzutun.

Ich wende mich in Richtung Tür und drehe mich, bevor ich hinausgehe, noch einmal um. Sie nickt mir zum Abschied zu.

»Pass gut auf dich auf, Elena, und auf ihn auch.«

Ich schaue Lucrezia an, und mir versagt die Stimme, als ich ihr eine Antwort geben will. Bevor sie sehen kann, dass ich feuchte Augen habe, lächele ich ihr rasch zu und schlüpfe aus dem Zimmer.

Draußen wartet Leonardo auf mich. Er lehnt mit dem Rücken am Handlauf und schaut mir mit brennenden Augen entgegen. Um seine Lippen spielt ein Lächeln, als wüsste er bereits, was geschehen ist.

Er breitet die Arme aus, und ich stürze mich hinein, schmiege mich an seine Brust. Endlich kann ich weinen, und es sind Tränen der Angst und der Erleichterung zugleich.

Alles ist vorbei. Jetzt kann unser gemeinsames Leben beginnen.

Es ist der erste Sommertag, und von der Terrasse unserer Wohnung aus sieht der römische Himmel aus wie eine leuchtend blaue, endlose Kuppel.

Noch bevor wir aus Messina zurückgekehrt sind, hat Leonardo mich gefragt, ob ich zu ihm in seine Wohnung in Trastevere ziehen möchte, und ich habe spontan Ja gesagt. Das ist unsere erste gemeinsame Wohnung, und ich kann es immer noch kaum glauben: Jetzt sind wir offiziell ein Paar. Es macht mir beinahe ein wenig Angst, dieses Wort auszusprechen. In der Liebe sind wir immer noch zwei Menschen, die sich um Regeln nicht scheren – für Leonardo kommt das gar nicht in Frage –, doch das Großartige daran ist, dass wir uns nicht mehr verstecken müssen, nicht einmal voreinander. Endlich können wir in Anwesenheit anderer sagen: »Ich liebe dich«, und das tun wir in diesen Tagen sehr oft, wie in einer Art Befreiungsritual.

Heute Abend geben wir eine Party für unsere liebsten Freunde. Ich habe den ganzen Nachmittag damit verbracht, zusammen mit Leonardo zu kochen und die Terrasse für das große Event herzurichten: Überall hängen Girlanden aus Blumen und Tüll, Kränze aus aromatischen Kräutern und Laternen, die wir bei Anbruch der Dunkelheit anzünden werden, wenn der Himmel voller Sterne steht.

Gerade bin ich dabei zu kontrollieren, ob auch wirklich

alles am rechten Platz ist, als ich das unverwechselbare Röhren von Leonardos Ducati höre. Ich stelle die Vase auf den Boden, die ich gerade an einen anderen Platz bringen wollte, und beuge mich übers Geländer, um meinem Leo zuzuwinken. Er parkt die Maschine vor dem Haus, nimmt den Helm ab und schenkt mir ein schwindelerregendes Lächeln. Es ist schier unglaublich, doch je mehr Zeit vergeht, desto besser gefällt mir dieser Mann. Und ich habe immer noch mehr Lust auf ihn.

»Machst du mir unten auf?«, ruft er, steigt von seinem Feuerstuhl und stellt einige Papiertüten auf dem Boden ab.

»Hast du Wein geholt?«, frage ich, um sicherzugehen, dass wir auch wirklich alles haben.

»Klar ...« Obwohl ich es aus der Ferne nicht ganz genau erkennen kann, glaube ich ein rätselhaftes Lächeln auf seinen Lippen zu erkennen. Was verbirgt er wohl vor mir? Ich laufe schnell zur Tür, um ihm aufzumachen.

Leonardo kommt herein, stellt die Alkoholika auf den Boden, fasst mich um die Taille und gibt mir einen wohlschmeckenden Kuss auf die Lippen. »Ich hab eine Überraschung für dich.«

Dann hab ich also richtig gesehen! Er lockert seinen Griff und holt etwas aus der Innentasche seiner Motorradjacke. Es ist ein Buch.

»O mein Gott!«, rufe ich. »Dein Kochbuch!«

»Es ist *unser* Kochbuch!«, korrigiert er mich stolz. »Das hier ist nur ein Vorabexemplar, handgebunden, wie man mir im Verlag gesagt hat, aber in einem Monat stehen wir in den Buchhandlungen, mein Schatz!«

»Das ist wunderschön.« Vorsichtig, als handelte es sich um eine kostbare mittelalterliche Handschrift, nehme ich das Buch in die Hände und betrachte es ungläubig von allen Seiten, bis ins kleinste Detail.

Das Cover ist einfach, aber sehr wirkungsvoll: Vor einem hellen Hintergrund sieht man einen Granatapfel mit einem leuchtend roten Schnitt, aus dem mehrere Kerne herausgefallen sind. Das ist das Symbol unserer Liebesgeschichte, die Frucht, mit der alles angefangen hat, an jenem Tag vor anderthalb Jahren, der mir jetzt vorkommt, als wäre er eine Ewigkeit her.

Ich schlage das Buch auf und sehe, dass im Frontispiz unter Leonardos Namen auch meiner steht: »Mit Illustrationen von Elena Volpe«, lese ich laut vor, die Augen weit aufgerissen vor Überraschung.

Er schlingt von hinten die Arme um mich und legt das Kinn auf meine Schulter. »Deine Illustrationen sind wunderschön«, sagt er. »Schau nur.«

Ich blättere in dem Buch und überprüfe der Reihe nach meine Illustrationen, deren Farben durch die hervorragende Drucktechnik sogar noch besser zur Geltung kommen. Neben jedem Bild steht die Zubereitung des jeweiligen Gerichts. »Mensch ... das haben wir aber richtig gut gemacht«, sage ich, als ich alles ausgiebig betrachtet habe, im Brustton der Überzeugung und lächle Leonardo strahlend an.

»Das ist schon fast kein Kochbuch mehr, sondern ein Bildband«, kommentiert er.

Wieder küsst er mich und drängt mich an den Küchentisch, wo ich bis vor einem Moment noch mit der

Zubereitung eines Kokos-Tiramisus beschäftigt war. Mittlerweile bin ich zur eigenständigen Köchin geworden. Dann löst sich Leonardo von mir und lässt den Blick über das Chaos aus Töpfen und Pfannen auf der Arbeitsfläche schweifen.

»Elena, du bist ein böses Mädchen gewesen«, flüstert er mir ins Ohr. »Nicht einmal die einfachsten Regeln der Küche kannst du dir merken ... dafür musst du jetzt bestraft werden«, sagt er tadelnd.

Ich ziehe in gespielter Schuldlosigkeit den Kopf ein. Er steckt zwei Finger in die Schüssel mit der restlichen Creme und probiert sie. »Schauen wir mal, wie es sonst so geworden ist«, sagt er und hebt eine Augenbraue.

»Ich kann dich nicht ausstehen, wenn du so ein Klugscheißer bist«, erwidere ich entrüstet und stütze die Fäuste in die Seiten.

»Nicht schlecht«, urteilt Leonardo, nachdem er sich die Finger abgeschleckt hat.

Wie könnte ich auf einen Richter wütend sein, der so sexy ist?

»Hast du die Creme in den Kühlschrank gestellt?«

»Logo.«

»Gut.« Leonardo gibt mir einen kleinen Klaps auf den Hintern. »Und wie weit sind wir mit den anderen Gerichten?«, fragt er inquisitorisch und schaut sich um. Die Küche ist ein einziges Chaos.

»Wir sind total hintendran«, gestehe ich. »Die Antipasti und das Hauptgericht sind praktisch fertig, aber die Nudeln müssen noch gemacht werden.« Ich hebe die

Augen zum Himmel und verziehe den Mund zu einem ironischen Grinsen. »Hier habe ich auf das Eintreffen des Meisterkochs gewartet.«

»Du weißt doch, dass der Meisterkoch den Speisen immer nur den allerletzten Schliff gibt«, provoziert Leonardo mich und kneift mich in die Hüfte.

»Ich befürchte, diesmal muss er wohl oder übel auch die Vorarbeiten übernehmen«, erwidere ich und pikse ihm mit dem Finger in die Hüfte.

Das Radio läuft, und gerade wird ein mitreißender Tango von Gotan Project gespielt. Leonardo neigt den Kopf, schenkt mir ein diabolisches Lächeln und reicht mir die Hand. Ich folge ihm, lehne mich an seine muskelbepackten Schultern, die sich unter dem weißen T-Shirt abzeichnen, und lasse mich von den Bewegungen seines geschmeidigen Körpers mitreißen. Ich weiß nicht, wo er tanzen gelernt hat, aber er kann es so gut, dass ich das Gefühl habe, mich selber auf der Tanzfläche nicht ganz so schlecht zu schlagen, wie ich dachte. Er führt mich in eine *ocho*, beugt mich dann weit nach hinten in ein *casqué*, zieht mich schließlich wieder hoch und küsst mich. Unsere Zungen begegnen sich, während wir einander an den Händen packen. Wir lächeln uns an, dann lösen sich unsere Münder voneinander. Er lässt mich eine letzte Drehung machen und flüstert mir den Text des Liedes ins Ohr.

Sogar sein Spanisch ist perfekt und unwiderstehlich.

Auf einmal ist das Lied zu Ende, und wir bleiben atemlos voreinander stehen. Eine Stille, die vor Erotik knistert, senkt sich über uns herab. Leonardo drängt mich

mit dem Rücken gegen die Marmorkochinsel in der Mitte der Küche. Er schaut mir in die Augen, und ich verstehe auch ohne Worte, was er mir zu sagen hat: Er will mich. Und ich will ihn.

»Jetzt?«, frage ich atemlos und schmiege mich an Leonardos Hals. »Unsere Freunde können jeden Moment hier sein.« Und ich muss mich noch umziehen, denn in diesem Aufzug – mit schokoladeverschmierten Klamotten und Mehl in den Haaren – kann ich mich unmöglich zeigen.

»Dann müssen sie eben ein bisschen warten«, murmelt Leonardo ungeduldig. Er taucht noch einmal den Finger in die Mascarpone-Creme und verschmiert mir die süße Masse auf den Lippen, malt eine horizontale Linie und schleckt sie gleich wieder ab.

Ungeduldig schließen sich meine Lippen auf den seinen. Auf meinem Gaumen entfaltet sich eine köstliche Mischung aus dem süßen Aroma der Creme und Leonardos ureigenem, wildem Geschmack. Leonardo packt mich an den Oberschenkeln, hebt mich auf die Arbeitsfläche und zieht mir das Kleid hoch, sodass ich nur noch im Höschen dasitze. Dann legt er mir eine Hand auf den Rücken und zieht mich an sich. Ich schlinge die Beine um seinen Leib und spüre, wie sich sein steifer Schwanz gegen meine Möse drängt, die vor Lust auf ihn bereits feucht ist.

Wieder küssen wir uns, jetzt noch stürmischer – zwei Liebende, die sich seit langem kennen, aber immer noch unendlich viel aneinander zu entdecken haben. Als mir ein Träger meines Kleides von der Schulter rutscht, greift

Leonardo gierig nach meiner Brust, saugt daran und beginnt sie zärtlich zu zwicken und zu kneten. Ich öffne den Gürtel seiner Jeans und die Knöpfe an seinem Hosenstall, um seinen Schwanz zu befreien. Schier überwältigt von meiner eigenen Lust lege ich den Kopf in den Nacken und lasse mich so weit nach hinten sinken, dass ich mit dem Rücken auf der Arbeitsfläche zu liegen komme. Mit einer Hand schiebe ich das Körbchen mit den Blutorangen beiseite, die herunterfallen und wie feurige Kugeln über den Boden kullern. Jetzt ist Leonardo über mir, seine schwarzen, sengenden Augen bohren sich in meine. Er steckt die Hand in meinen Slip und tastet sich zielsicher zu meiner Möse vor, während er mit der Zunge immer noch meine Brustwarze leckt und liebkost. Jetzt ist er in seiner Lust nicht mehr aufzuhalten, und ich packe seinen Kopf mit einer schnellen, kräftigen Bewegung, drücke ihn an mich.

Sein erregter Atem wandert über mich hinweg, während er sich an der Spitzenborte meines Höschens zu schaffen macht, sie knetet und gegen meine heiße Muschi presst.

Mir entfährt ein leiser Schrei. »Weg damit!«, befehle ich ihm und beiße mir vor Lust auf die Lippe.

»Wie bitte?« Leonardo zerrt am Höschen, als hätte er mich nicht richtig gehört.

»Reiß es mir vom Leib, bitte«, wiederhole ich stöhnend.

Ein teuflisches kleines Lächeln breitet sich auf seinen Lippen aus, während die zarte Spitze des Höschen unter seinen Händen zerreißt und seine Reste zu Boden fallen.

Leonardo zieht sich Boxershorts und Jeans mit einer einzigen Handbewegung vom Leib und dringt ganz

langsam in mich ein. Ich bin heiß und feucht, genau so, wie er es gerne hat und wie ich es einfach immer sein muss, wenn er sich mir nähert.

Wieder küssen wir uns. Er legt eine Hand unter meine Pobacken und hebt mich mit einem Stoß von der Arbeitsfläche hoch. Ich behalte ihn in mir drin und klammere mich an seinen Hals, sodass ich in der Luft hänge. So hält Leonardo mich einen Moment lang, und ich genieße seinen Schwanz tief in mir drin, während sein Blick mich durchbohrt. Auf einmal werden seine Küsse behutsamer, weicher, sind von einer fast quälenden Zärtlichkeit.

»Du bist wunderschön, Elena«, flüstert er.

Plötzlich drückt er mich gegen das Waschbecken. Mein Gesäß berührt den eiskalten Stahl, doch das macht nichts, weil mein Fleisch nur Leonardos Hitze spürt.

Mit einem Ruck zieht er sich aus mir heraus. »Leck mich. Ich will, dass du weißt, wie du schmeckst«, bittet er mich. Und ich kann gar nicht anders als vor ihm auf die Knie gehen und ihn in den Mund nehmen. Ich kriege einfach nicht genug – nicht von diesem Schwanz und nicht von diesem Mann, den ich mehr liebe als alles auf der Welt.

Ich lecke und sauge ihn, bis er sich meinen Lippen entzieht und wieder in mich eindringt. Jetzt schlingt Leonardo einen Arm um meine Taille, stützt sich mit der anderen auf der Arbeitsfläche ab, um uns beiden etwas Stabilität zu geben. Sein Stoßen wird schneller und heftiger. Ich versuche mich an der Kante des Spülbeckens festzuhalten, komme dabei aber mit der

Hand an die Armatur. Kaltes Wasser klatscht mir auf den Rücken, als wollte es mich löschen.

»Ahhh!« Ich stöhne laut bei dieser unerwarteten Abkühlung, die mir wie ein Schauer durch den ganzen Körper läuft. Kalt mischt sich mit heiß, Wasser trifft auf Haut, doch das Feuer in mir brennt immer noch.

Leonardo hält eine Hand unter den Wasserhahn und spritzt mir Wasser ins Gesicht und auf die Brüste, eine Erfrischung, die sich himmlisch anfühlt. Lange halte ich das nicht mehr aus. Ich schiebe ihn einen Moment lang von mir und lasse mich von der Arbeitsplatte gleiten.

»Jetzt von hinten«, bestimme ich, kehre ihm den Rücken zu, stütze die Hände auf der Arbeitsplatte ab und mache einen Katzenbuckel.

»O ja, Elena, so gefälltst du mir«, knurrt er und zieht mich an sich. Seine Stimme geht mir durch und durch, direkt bis ins Herz.

Schnell hebt er mein nasses Kleid an und legt seine Hand auf meine, drückt sie gegen den Marmor. Dann fährt er mit der Zunge langsam meinen Rücken hinunter, kratzt mit seinem Ohrring über meine Haut und steckt seinen harten Schwanz in meine bereite Möse.

»Beiß mich«, flehe ich ihn an, unterdrücke ein lautes Stöhnen. Ich will seine Lust auf der Haut spüren.

Er versenkt die Zähne in der Haut meines Halses, dann der Schulter und stößt schneller und schneller.

Ich schreie, weil ich mich nicht mehr unter Kontrolle habe. »Ich komme gleich«, sage ich, schwer atmend.

»Nein, dafür ist noch nicht der Moment«, sagt er, geht plötzlich aus mir raus und lässt mich erstaunt und

unbefriedigt zurück.

Er streichelt meine Pobacken, reißt mir dann endgültig das Kleid vom Leib, hebt mich hoch und trägt mich ins Schlafzimmer hinüber. Kurz darauf lässt er mich auf die Seidenlaken hinab. Es ist unser erstes gemeinsames Bett und hat in meinen Augen immer noch etwas unantastbar Heiliges, so wie alle Dinge, die im Leben wirklich wichtig sind.

Leonardo streckt sich auf mir aus und hat die Augen geschlossen. Jetzt ist seine Lust nicht mehr zu bremsen, er muss ihr nachgeben. Mit einem herrlichen groben Stoß dringt er in mich ein.

Ich schaue ihn an, sein so schönes Gesicht, und mein Blick fällt auf Rossettis *Verkündigung*, die an der Wand hängt, das Bild, das wir aus Messina mitgebracht haben. Dann schaue ich gar nichts mehr an, ich schließe die Augen und lasse es zu, dass unsere Körper den Kampf ausfechten, der Liebe ist und nichts als Liebe. Gierig küssen wir uns. Leonardo stößt zu, immer schneller, immer fester. Er stöhnt dabei laut. Ich spüre, wie sein Schwanz in mir wütet, wie er in mir versinkt. Ich kann nicht mehr. Mein Orgasmus ist wie eine rätselhafte Welle, die aus weiter Ferne auf mich zurollt, mich packt und am ganzen Körper zittern lässt. Heiß ergießt sich sein Samen in mein feuchtes Fleisch, und ich explodiere vor Lust, zerspringe in seinen Armen in Tausende von unsichtbaren Splittern.

Leonardo bricht auf mir zusammen, sein Körper sinkt auf meinen. »Ich liebe dich, Elena«, haucht er an meinem Mund.

Ich atme tief durch. »Ich liebe dich, Leo.« Es macht mir keine Angst mehr, das zu sagen, doch es ist immer noch ein gewaltiger Satz, etwas, vor dem ich mich ganz klein fühle und das mir den Atem nimmt.

Kurz bleiben wir noch auf dem Bett liegen, in unseren frisch bezogenen und nach Liebe duftenden Laken, genießen die Geräusche, die von der Straße heraufwehen, und die Musik unseres Atems. Dann suchen wir uns erneut, mit den Händen, dem Mund, auch mit unserem Geschlecht: Die Leidenschaft in unseren Adern brennt immer noch wie ein loderndes Feuer, das nie erlischt. Gerade sind wir dabei, es noch einmal zu treiben, als auf meinem Handy das Zeichen für eine eingehende SMS ertönt. Ich hole es mir vom Nachttischchen und lese laut vor:

Wir sitzen im Taxi.

In einer Viertelstunde sind wir da.

Bussi.

»Gaia und Samuel«, teile ich Leonardo mit. Als ich auf die Zeitangabe auf meinem Handy schaue, trifft mich fast der Schlag – es ist schon fast acht. Ich muss mich fertigmachen – *ich weiß noch nicht mal, was ich anziehen soll!* –, und dann soll auch noch die Pasta vorbereitet werden! Warum verlieren wir bloß immer jedes Zeitgefühl, wenn wir es miteinander treiben?

»Leo, es ist höchste Zeit!«, sage ich mit einem verzweifelten Gesichtsausdruck und halte ihm mein iPhone unter die Nase.

Ihn scheint mein Entsetzen zu amüsieren. »Jetzt mach dich mal locker, Elena ... nicht nervös werden! Du bist wie Ugo, mein Assistent – der schiebt auch immer Panik!«, grinst er. »Na los, geh ruhig und mach dich fertig.« Entspannter als er kann man gar nicht klingen. »Ich kümmerge mich um den Rest.« Leonardo zwinkert mir zu, als wolle er sagen: Du bist unmöglich, aber ich liebe dich auch dafür.

Ich renne ins Bad, dusche schnell und versuche so schnell wie möglich meine Haare trocken zu kriegen, die leider gar nichts davon halten, sich in Form zu legen. Ich beschließe, aus der Not eine Tugend zu machen, und entscheide mich für den Wetlook, so spare ich Zeit. Während Leonardo aus dem anderen Bad kommt, frisch rasiert und wohlriechend – *warum brauchen Männer eigentlich immer nur so wenig Zeit?* –, stürze ich mich in den begehbaren Kleiderschrank, um mir ein passendes Kleid auszusuchen. Am Ende entscheide ich mich für ein Lacoste-Minikleid mit weißblauen Streifen. Es wird schließlich ein Abend mit lässiger Kleiderordnung. Nur Gaia wird wie üblich wie aus dem Ei gepellt sein. Bei diesem Gedanken muss ich unwillkürlich lächeln. Immerhin habe ich die Königin der Trends bei unserem letzten Telefonat eindeutig gewarnt, indem ich zu meiner Einladung hinzugefügt habe: »Wenn du dich auf Stelzen blicken lässt, lass ich dich gar nicht erst rein!«

»Ele, natürlich komme ich in Highheels«, hat sie daraufhin verkündet. »Was anderes habe ich doch gar nicht.« Und dann hat sie gelacht wie eine Blöde.

Ich kann es kaum erwarten, sie zu sehen.

Ich tusche mir gerade die Wimpern, als es an der Tür klingelt. Jetzt schon? Die frisch Vermählten haben sich offenbar beeilt.

»Leo, gehst du bitte?«, rufe ich aus dem Bad.

»Okay«, sagt er, und ich höre lautes Klappern von Geschirr und Töpfen aus der Küche.

Wer weiß, was er da wieder zaubert ...

Die Tür geht auf, und ich vernehme eine weibliche Stimme, die jedoch nicht die von Gaia ist. Als ich aus dem Bad komme, sehe ich Paola zusammen mit Monique, ihrer Freundin – jawohl, es ist offiziell –, doch da ist noch eine weitere Frau bei ihnen, die jünger ist. Sie sieht Monique so ähnlich, dass ich auf ihre Schwester tippe.

»Wir sind ein bisschen zu früh da«, entschuldigt sich Paola. »Wir haben euch doch hoffentlich nicht bei etwas unterbrochen, oder?«, fragt sie und wirft mir einen anzüglichen Blick zu.

Sieht man es mir wirklich an, dass ich gerade gevögelt habe wie ein Weltmeister?

»Nein, nein, wir waren am Brutzeln«, sage ich und verberge meine Verlegenheit hinter einem Lächeln.

»Darf ich dir Valerie vorstellen?«, sagt Paola zu mir und zeigt auf die noch Unbekannte.

»Meine Schwester«, lüftet Monique das Geheimnis.

Also doch ...

Valerie kommt einen Schritt auf mich zu und schüttelt mir die Hand. »Bonsoir«, sagt sie. Sie kann höchstens zwanzig Jahre alt sein. Sie ist brünett, sehr hübsch und hat einen hellen Teint, feine Gesichtszüge, trägt einen

asymmetrischen Bob und Totenschädelohrringe.

»Sie ist heute aus Paris gekommen und bleibt ein paar Tage hier in Rom«, erklärt Monique. »Ich wollte sie nicht gern allein zu Hause lassen, hoffentlich ist das kein Problem, dass ich sie mitgebracht habe ...«

»Machst du Witze? Ich freue mich sehr, dass sie hier ist«, rufe ich kopfschüttelnd und strahle Valerie an. Ich weiß nicht, ob sie Italienisch spricht, doch offensichtlich hat sie verstanden, was ich gesagt habe, denn sie zeigt ein schüchternes Lächeln.

»Kommt rein, macht es euch gemütlich.« Ich gehe ihnen voraus in Richtung Terrasse.

Ich lasse die drei jungen Frauen am Tisch zurück, den ich draußen gedeckt habe, als es erneut klingelt. Diesmal ist es bestimmt Gaia, denn sie hat immer noch nicht ihre alte Angewohnheit abgelegt, ganze zehn Sekunden am Stück auf den Klingelknopf zu drücken.

Ich gehe öffnen und bereite mich seelisch auf das große Wiedersehen vor. Wenn ich bedenke, dass sie, als wir uns das letzte Mal gesehen haben, als Braut vor mir stand und ich ihre Trauzeugin war, und dass ich damals unsere lebenslange Freundschaft aufs Spiel gesetzt habe, wird mir ganz schwindelig. Andererseits scheint jener Tag – genauer gesagt, mein unverzeihliches Benehmen an jenem Tag – nach unserer Versöhnung am Telefon endgültig im Orkus des Vergessens gelandet zu sein, und alles wird sein wie früher. Wir sind wieder Busenfreundinnen. Und werden es immer sein.

Ich reiße die Tür auf und lasse die stürmischste Begrüßung aller Zeiten über mich ergehen. Ich drücke

Gaia so fest an mich, wie ich nur kann, und in dieser Umarmung steckt alles, was wir uns in den vergangenen Monaten nicht gesagt haben. Aufgeregt wie zwei Schulmädchen schauen wir uns in die Augen und fangen vor Freude beinahe an zu heulen. Schließlich gibt sie mir einen Klaps auf die Schulter und sagt: »Bitte keine rührseligen Szenen, ja? Mein Make-up ist nicht wasserfest!« Wir müssen lachen, und jegliche Rührung ist wie weggeblasen, so glücklich sind wir, uns endlich wiederzuhaben.

Samuel begrüße ich mit zwei Küsschen auf die Wangen. Und dann bewundere ich dieses Traumpaar: Sie sehen toll zusammen aus. Er, in knielangen Bermudas und weißem Polohemd, wirkt mehr wie ein Golfer als wie ein preisgekrönter Radfahrer. Gaia trägt flache Sneakers (unfassbar, aber wahr), eng anliegende Capri-Jeans, ein XXL-Ringelshirt sowie eine pinkrosa Ray-Ban in den Haaren und sieht darin aus wie eins dieser Modelle aus der U-Bahn-Werbung, die Gaia so gut kennt, da sie alle nur erdenklichen Modezeitschriften abonniert hat.

»Na los, kommt rein. Bleibt doch nicht wie angewurzelt auf der Schwelle stehen«, fordere ich die beiden auf.

»Meine Güte, Ele, ist das eine schöne Wohnung!«, ruft Gaia begeistert.

»Dank Leonardo«, sage ich bescheiden. »Er hat eben einfach Geschmack.«

»Oh, da ist ja unser Meisterkoch!«, ruft Gaia freudig, als sie ihn am Herd stehen sieht.

Leonardo dreht die Flamme herunter und tritt zu uns. Er

begrüßt Gaia mit Handkuss und Bückling: »Habe die Ehre, Signora«, sagt er formvollendet. Dann drückt er Samuel die Hand: »Herzlichen Glückwunsch! Den Sieger des Giro d'Italia als Gast zu haben ist eine große Ehre! Du bist der erste Champion, den ich hier in unseren bescheidenen vier Wänden begrüßen darf!«

»Danke.« Belotti lächelt sein Hochglanzlächeln. »Aber du bist doch auch ziemlich berühmt. Und wenn ich da rüberschaue, weiß ich, glaube ich, auch, warum«, fügt er mit hungrigem Blick auf die Antipasti hinzu, die auf dem Tisch prangen.

»Hhm ... die hab übrigens *ich* gemacht«, präzisiere ich mit gewissem Stolz.

Gaia macht große Augen. »Ich fasse es nicht ... du hast mit dem Kochen angefangen?«

»Sagen wir so: Ich hab mir ein paar Tricks abgeschaut.« Ich werfe Leonardo einen einvernehmlichen Blick zu, der diesen gleich erwidert. »Und du, Unglückselige, hast immer noch nicht beschlossen, das brave Heimchen am Herd zu werden?«, feixe ich und zwicke Gaia in die Hüfte.

Samuel schüttelt wie entmutigt den Kopf. »Als sie das letzte Mal versucht hat, einen Braten zu machen, hätten die Nachbarn fast die Feuerwehr gerufen.«

»Du übertreibst mal wieder schamlos!«, erwidert Gaia entrüstet. »Der war nur gut durch.«

»Klar, Schatzi«, sagt Samuel entgegenkommend, legt ihr einen Arm um die Schulter und gibt ihr einen Kuss auf die Stirn. Dabei zieht er jedoch grinsend ein Gesicht in meine Richtung, das wohl heißt, ich solle ihr kein

Wort glauben.

»Den Blick hab ich gesehen, nur dass du's weißt«, droht Gaia ihm vergnügt. Doch ihre Aufmerksamkeit gilt bereits etwas anderem. »Ele, kann ich mich ein bisschen umschauen?«, fragt sie und ist schon auf halbem Wege ins Schlafzimmer.

»Klar, ich komme mit«, antworte ich ihr. »Aber lass uns schnell machen – das Essen ist gleich fertig. Wir essen draußen.«

Nach einer kurzen Führung durch die Wohnung treten Gaia und ihr Mann auf die Terrasse und beginnen, mit den drei jungen Frauen zu plaudern. Inzwischen ist auch Antonio, der Sozius von Leonardo, zusammen mit seiner neuen Begleiterin, einer Blondine namens Marina, eingetroffen, die mir auf Anhieb sympathisch ist.

Kurz darauf klingelt es schon wieder: Das ist Martino, mein romantischer Held. Ich freue mich riesig, ihn wiederzusehen. Er sieht ein wenig anders aus als sonst, scheint mehr auf sein Äußeres zu achten als früher: Der wilde Haarschopf ist verschwunden, dafür trägt er einen Dreitagebart und hat sich ein neues Piercing in die Augenbraue machen lassen, das ihm zugegebenermaßen sehr gut steht. Martino ist für mich ein Mensch, wie man ihn nur selten im Leben trifft und den man für immer ins Herz schließt. Wenn ich jetzt hier in dieser Wohnung lebe, zusammen mit Leonardo, dann habe ich das im Grunde genommen Martino zu verdanken. Möglicherweise wäre alles ganz anders gekommen, wenn er Leonardo damals, am Tag meines Unfalls, nicht

angerufen hätte. Vielleicht hätte das Schicksal jedoch auch noch einen anderen Weg gefunden, uns beide zusammenzubringen. Wer weiß ... jedenfalls wird Martino immer mein Glücksbringer sein. Leonardo weiß das und respektiert es auch.

Martino betritt die Wohnung mit seinem unverkennbaren schlenkernden Gang, begrüßt Leonardo mit Handschlag und mich mit zwei schüchternen Küsschen auf die Wange.

Verlegen wie immer. Einfach süß ..., denke ich und werfe mich in seine Arme, was ihn ein wenig lockerer macht. Er drückt mich an sich und hebt mich hoch. Als er mich wieder abstellt, sehe ich, dass er deutlich entspannter ist.

»Komm, leiste mir Gesellschaft in der Küche!«, sage ich zu ihm, ziehe ihn am Ärmel und verfrachte ihn auf einen der Hocker am Bistrotisch.

»Unglaublich, du bist ja eine erfahrene Köchin geworden«, sagt Martino und beißt in eines der Reisbällchen, das ich ihm zu probieren gebe.

»Was mir am allerbesten gelingt, sind, glaube ich, die Nachspeisen. Später musst du unbedingt das Kokos-Tiramisu probieren, das ist der Hammer!«

»Ich kann es kaum erwarten ...«

Nachdem er mich auf den neuesten Stand über sein Leben gebracht hat, in dem sich in Sachen Liebe bislang leider nichts tut, hole ich das Kochbuch und zeige es Martino stolz.

»Na los, sei ganz ehrlich ... was hältst du davon?«, frage ich ihn. Ich kann es kaum erwarten, seine Meinung

über die Illustrationen zu hören. Schließlich ist er ja Kunstspezialist.

Martino blättert das Buch durch und scheint aufrichtig begeistert zu sein.

»Die hast wirklich du gemacht?«, fragt er und sieht mich mit großen Augen an.

»Ja. Ich hab auf Stromboli damit angefangen. Zuerst nur zum Spaß, aber dann hab ich richtig Blut geleckt ... Also, was hältst du davon?«

»Ich bin sprachlos. Du bist wirklich gut, Elena.«

»Kann ich auch mal sehen?«, fragt Gaia, die von der Terrasse zu uns stößt.

Dieses Mädels ist einfach unglaublich: Sie kann sogar in Sneakers mit dem Hintern wackeln ... Von Gaia habe ich noch einiges zu lernen!

»Das ist Gaia, meine beste Freundin!«, stelle ich sie Martino vor und kann mir ein Grinsen nur schwer verkneifen.

»Die, die in Venedig geheiratet hat?«, will er interessiert wissen.

»Ebendiese höchstpersönlich«, kommt sie mir zuvor. »Und du musst Martino sein, richtig?« Die Frage gilt ihm, doch sie schaut mich dabei an und zwinkert. *Sahneschnittchen*, steht dabei in Großbuchstaben auf ihre Stirn geschrieben. Und dann: *Wenn der der Grund dafür ist, dass du zu spät zu meiner Hochzeit gekommen bist – Hut ab!* Das denkt sie bestimmt, gar kein Zweifel. So gut kenne ich meine beste Freundin mittlerweile.

»Ja. Angenehm«, stellt sich Martino vor und gibt ihr rechts und links ein Küsschen auf die Wangen.

Gaia kneift mir in den Hintern. »Du, die da draußen fragen nach Nachschub bei den Antipasti«, teilt sie mir mit. Und dann, an Martino gerichtet: »Du solltest besser rauskommen, sonst verputze ich die alle allein!«

»Dann nichts wie hin!«, ruft er und stürzt hinaus auf die Terrasse, wo ihn zuerst Valerie begrüßt.

Da sind zwei Schüchterne unter sich, denke ich. Genau das, was ich an dem Tag gedacht habe, als Martino und ich uns kennengelernt haben.

»Hilfst du mir bei den Antipasti?«, frage ich Gaia.

»Wenn du darauf bestehst ...«

»Ja, ich bestehe darauf.« Aus meinem Munde klingt es wie eine Drohung.

Sie hebt resigniert die Achseln und geht auf die marmorne Kochinsel zu.

»Na los, hör auf, die Schüchterne zu mimen, das passt so gar nicht zu dir. Erzähl mir lieber was«, gehe ich sie frontal an und teile dabei den Auberginenauflauf in kleine Portionen auf.

»Was willst du denn hören?«

»Ich weiß nicht – zum Beispiel, wie es ist, mit einem Champion verheiratet zu sein!«

»Der Tag, an dem er den Giro d'Italia gewonnen hat, war unglaublich ... Du hättest Samuel sehen sollen – er hat auf dem Podium vor Freude geweint, mit dem rosa Hemd auf dem Leib! Das hat sogar mich gerührt, die ich sonst nicht nah am Wasser gebaut habe!«, sagt Gaia mit einem zärtlichen Lächeln. »Aber ab da war es mit der Ruhe vorbei: ein Interview nach dem anderen, tausend Feiern, Treffen mit Sponsoren. Und du weißt ja, ich bin

ja nicht gerade für meine Schüchternheit bekannt ... Aber was zu viel ist, ist zu viel, das schwör ich dir!«, klagt sie mit Leidensmiene, doch kurz darauf erhellte wieder ein Lächeln ihr Gesicht. »Aber das wird Gott sei Dank alles bald vorbei sein, denn in einer Woche fahren wir nach Griechenland auf eine kleine Insel, nur er und ich, um ein bisschen Ruhe zu tanken. Ich kann es kaum erwarten.« Ihre Augen sind herzförmig. »Jetzt, wo die Rennen vorbei sind und ich ein bisschen mehr Zeit mit ihm verbringen darf, kann ich dir schwören, Ele, ich bin die glücklichste Frau der Welt.«

Ich zwinkere ihr zu, beuge mich prüfend über den Herd, ziehe dann die Auflaufform heraus und reiche sie ihr. »Na los, schneid mir diesen *sfogghiu* auf.«

»Was für'n Ding?« Gaia reißt die Augen auf und bewundert meinen frisch gebackenen sizilianischen Käsekuchen.

»Mhmm, der duftet aber ...«

»Auch das ist mein Werk«, präzisiere ich und werfe mich stolz in die Brust.

»Ele, hatten wir beide nicht ausgemacht, dass wir niemals Heimchen am Herd werden wollen? Du bist eine Verräterin am Feminismus und hast es die ganze Zeit vor mir geheim gehalten!«

»Ich musste meine großen Ideale der Liebe opfern«, rechtfertige ich mich mit schmachsender Miene.

Und dann halten wir es nicht mehr aus und prusten begeistert los.

Als wir mit den frischen Antipasti in der Hand auf die

Terrasse treten, herrscht draußen die Zauberatmosphäre eines Sommerfestes: Die ersten Sterne stehen am römischen Himmel, und Leonardo hat die Laternen angezündet. Er plaudert mit Samuel – wer weiß, worüber die beiden so verschwörerisch die Köpfe zusammenstecken! –, während Martino gerade Valerie Wein einschenkt; die beiden sprechen fließend Französisch miteinander und verstehen sich gut, wie mir scheint. Paola und Monique machen mir, ebenso wie Antonio und Marina, Komplimente für das Kochbuch, und nachdem sie Leonardo und mir versprochen haben, sich eine Ausgabe in der Buchhandlung zu besorgen, bitten sie mich gleich, ihnen auch ein Autogramm zu geben.

Es ist so schön, hier mit ihnen und zusammen mit meinem Leo zu sitzen: Am liebsten würde ich singen und tanzen – andererseits möchte ich meine Freunde aber auch nicht vergraulen. Ein Lächeln stiehlt sich auf mein Gesicht, als ich mir vorstelle, wie ich wieder keinen Ton träfe.

»Hier muss endlich mal ein Trinkspruch ausgebracht werden!«, schlägt Gaia auf einmal vor. Wie immer spricht sie mir aus der Seele.

Der Applaus am Tisch lässt darauf schließen, dass alle das für eine gute Idee halten, und so entkorkt Leonardo die Flasche für besondere Gelegenheiten, einen Feuillatte Palmes d'Or, und umrundet den Tisch, um allen einzuschenken.

»Auf den Sommer! Möge er wunderschön und für alle von uns voller Überraschungen sein!«, ruft er und hebt

seine Sektflöte.

»Und auf euch! Ihr seid fantastisch, wie immer!«, füge ich hinzu und zwinkere.

Während alle mit einem schönen Gläserklirren schwungvoll anstoßen, lasse ich den Blick zwischen meinen Freunden schweifen: Gaia, die lächelt und ihrem Mann ein Küsschen gibt; Paola, die einen Stern am Himmel fixiert und Monique in die Arme nimmt.

Und dann Martino, der endlich den Mut gefunden hat, Valeries Blick zu begegnen, und schüchtern ihre Hand berührt. Jeder von ihnen verströmt das Aroma der Liebe und des Glücks, das sich unter das meine mischt.

Es heißt, wer glücklich ist, sieht alles nur von der schönsten Seite, und in seinem Blick auf die Welt spiegeln sich die Farben seiner Seele.

Und das stimmt, jetzt habe ich den Beweis dafür.

Ich schaue Leonardo an. Unsere Münder begegnen sich, und unsere Augen lächeln.

Es ist hier, mein Glück.

Mehr kann ich vom Leben nicht verlangen.

Mittlerweile ist es tief in der Nacht. Gerade haben Gaia und Samuel sich als Letzte verabschiedet, und ich bin hundemüde. Doch bevor wir schlafen gehen, möchte ich wenigstens die Terrasse aufräumen, weil ich ein Morgenmuffel bin und es alles andere als aufmunternd finde, wenn man direkt nach dem Aufwachen ein Chaos vorfindet.

Ich schaffe es nicht einmal, diesen hausfraulichen Gedanken zu formulieren, als Leonardo aus dem Wohnzimmer kommt, unter dem Arm die Motorradjacke und zwei Helme. »Kannst du noch ein bisschen Energie für mich erübrigen?«, fragt er und sieht so erholt aus, als wäre er gerade aufgestanden.

Ich schaue ihn sprachlos an. »Um was zu tun?«, frage ich schließlich. Es ist fast vier Uhr morgens, ich möchte am liebsten nur noch ins Bett fallen, doch ich muss zugeben, dass mich der Gedanke reizt, um diese Uhrzeit eine Spritztour mit dem Motorrad zu unternehmen.

»Überraschung. Ich will mit dir wohin fahren«, sagt er.

»Ist es weit?«

»Nein, keine Sorge. Gut eine Stunde von hier.«

»Und vermutlich ist es zwecklos, dich nach irgendwelchen Details zu löchern ...«

»Was meinst du denn?« Leonardo schaut mich herausfordernd an und lächelt.

»Ja, ist wohl zwecklos«, sage ich seufzend und zucke

resigniert die Schultern.

Die Sonne geht auf, als wir in Terracina ankommen. Ich war noch nie an diesem paradiesischen Fleckchen, und die Aufregung, die jetzt von mir Besitz ergreift, ist eine Mischung aus Staunen und Dankbarkeit für den wundervollen Anblick, der sich meinen Augen bietet. Der antike römische Tempel des Jupiter steht hoch oben auf einem Felssporn, und die Aussicht von hier aus ist eine der schönsten am ganzen Tyrrhenischen Meer. Hier breitet sich die gesamte Küste des Odysseus vor dem Betrachter aus, vom Monte Circeo bis Gaeta.

Wir sind zum Tempel hochgefahren, einem trutzigen Gebäude, das zweitausend Jahre alt ist und in schwindelerregender Höhe steht. Hier mischt sich der Geruch des Steins mit der Meeresbrise, dem Duft von wilden Kräutern, von Ginster und dem unserer Haut. Bald werden in der Stadt die ersten Lichter angehen und den neuen Tag einläuten. Doch jetzt ist noch alles dunkel und still.

»Das ist der perfekte Moment«, flüstert Leonardo und schaut sich mit halb geschlossenen Augen und einem genießerischen Ausdruck auf dem Gesicht um.

Ich nicke. Doch seit wir nach Rom zurückgekehrt sind, habe ich eigentlich eine ganze Abfolge von perfekten Momenten erlebt: zusammen mit Leonardo in unserer gemeinsamen Wohnung aufwachen; auf ihn warten, bis er am Abend nach Hause kommt; das Kochbuch in Händen halten, das wir gemeinsam aus der Taufe gehoben haben ... und als Letztes die Aussicht auf einen

neuen Job für mich, eine Restaurierung, auf die mich Paola heute Abend angesprochen hat und bei der sie mich unbedingt dabeihaben will.

Leonardo umarmt mich, und ich lege meinen Kopf an seine Schulter. Mit nachdenklichem Blick zum Himmel beginnt Leonardo zu reden, fast wie zu sich selbst. »Weißt du, Elena ... in letzter Zeit denke ich oft darüber nach, wie sehr sich mein Leben verändert hat, seit wir uns kennen. Früher gab es nicht viele Gewissheiten für mich, ich habe immer nur von Tag zu Tag gelebt. Wenn ich jetzt jedoch an die Zukunft denke, dann kommt es mir gar nicht mehr so komisch vor, sie mir an deiner Seite vorzustellen.« Auf seine Lippen tritt ein offenes und heiteres Lächeln.

Er kramt in der Tasche seiner Lederjacke und zieht ein Beutelchen aus nachtblauem Satin hervor, in dem zwei weißgoldene Ringe stecken. Ich hebe den Kopf und schaue ihn in stummem Staunen an, denn ich kann es nicht glauben, dass das wirklich passiert. Leonardo legt mir einen Ring, auf dem »Elena« eingraviert ist, in die Hand; den anderen, der mit »Leonardo« beschriftet ist, hält er fest in seiner eigenen. Er tut es mit so großer Selbstsicherheit, dass mir in diesem Moment nichts naheliegender und natürlicher erscheint, als dass er mir seine Liebe gesteht.

»Elena, ich hab es dir noch nie gesagt, aber jetzt will ich, dass du es weißt.« Er atmet tief durch, als bereitete er sich darauf vor, etwas sehr Bedeutsames zu sagen. »Durch dich bin ich mir selber begegnet. Ich habe all das gesehen, was ich an mir nie sehen wollte: meine

Zerbrechlichkeit, meine Schuldgefühle, meine unmäßige Gier, mit der ich andere verletze und die mich von innen auffrisst. Indem ich mich durch deine Augen gesehen habe, ist es mir aber auch gelungen, endlich über meinen Tellerrand hinauszuschauen.« Wieder holt er Luft. »Ich möchte jeden Tag meines Lebens an deiner Seite verbringen. Und wenn auch du das willst, dann möchte ich, dass du diesen Ring mit meinem Namen trägst.«

Was für eine Frage! Es ist klar, dass ich das will. Ich will es von ganzem Herzen.

Diese Liebeserklärung kommt für mich so unerwartet, dass sie mich sprachlos macht. Ich möchte lachen und weinen zugleich. Meine Hände fangen an zu zittern. Ich habe noch nie jemandem einen Ring übergestreift, und wenn ich es recht bedenke, auch noch nie von jemandem einen bekommen. Sind wir gerade dabei, uns zu vermählen? In gewisser Weise ja, und wir tun es vor Jupiter, dem obersten Gott des Olymps. Es ist noch nicht offiziell, doch es ist ein Pakt, den wir mit dem Herzen geschlossen haben und der deshalb erst recht unauflöslich ist.

Ich stecke ihm den Ring an den Finger. »Ja, ich will. Ich bin die deine, Leo. Für immer«, flüstere ich, und mein Herz klopft wie wild dazu.

»Für immer der deine.« Leonardo küsst mich auf den Mund. »Für immer wir.«

Ich drücke mich an ihn, halte mein Gesicht an seines. Unsere Finger verschlingen sich, die Ringe berühren sich.

Jetzt heißt es wirklich *wir*.

Und wo auch immer wir hingehen – wir werden es
zusammen tun.

Drei Jahre später

Um zehn Uhr morgens ist es am Lido von Venedig immer ruhig. Von meiner Kabine am Strandbad Excelsior aus, wo ich vollkommen entspannt auf einer weißen Liege relaxe, kann ich das Rauschen des Meeres und die schwachen Schreie der Möwen hören, die sich am Ufer balgen. Ganz leise kommt Musik von der Hotelterrasse, während eine leichte Brise meine Haut streichelt.

Leonardo und ich sind für eine Woche hier. Meine Eltern vergöttern ihn, vor allem meine Mutter, auch wenn es ihr schwer zu schaffen macht zu akzeptieren, dass es einen Mann gibt, der in der Küche besser ist als sie. Abends sind wir oft ausgegangen: Venedig im Juli ist so schön und voller Leben, dass man am liebsten die ganze Zeit draußen verbringen möchte. Wir haben uns mit vielen Freunden getroffen, die wir schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen haben. Auch mit Filippo. Es war ein entspanntes und von Offenheit getragenes Treffen: Er gehört zu den Menschen, die mir immer etwas bedeuten werden, und ich weiß, dass diese Zuneigung erwidert wird. Wir haben nur Zeit gebraucht, damit unsere Wunde endlich verheilt; die Trennung war

für uns beide schmerzlich, doch die einzige Methode, um uns zu befreien und unser eigenes Leben weiterzuführen. Filippo freut sich aufrichtig für mich und ich mich auch für ihn. Ich weiß, dass er mittlerweile mit Arianna zusammenlebt, dem Mädchen, mit dem ich ihn am Abend von Gaias Junggesellinnenabschied gesehen habe, und mir scheint, die beiden lieben sich von ganzem Herzen.

Gaia hingegen wird erst in zwei Tagen mit ihrem Mann zu uns stoßen; momentan sind sie in Argentinien, wo Samuel ein Rennen fährt. Ich kann es kaum erwarten, dass sie kommen.

»Michele, lass die Mama ein bisschen in Ruhe.« Das ist Leonardos Stimme, kaum mehr als ein Flüstern, dann spüre ich, wie sich der kleine kräftige Finger unseres Sohnes in meine Hüfte bohrt. Michele ist am 19. März zwei Jahre alt geworden. Nach unseren Berechnungen wurde er nach dem Abendessen auf der Terrasse gezeugt, in der Nacht, nachdem mir Leonardo jenen Ring an den Finger gesteckt hat. Verheiratet sind wir nicht, zumindest nicht auf dem Papier. Vielleicht werden wir es eines Tages tun, wenn Leonardos Scheidung von Lucrezia durch ist, aber momentan ist das nicht so wichtig: Jene Ringe sind für mich mehr wert als jedes Ehegelübde.

Und dann ist da ja noch er, unser Sohn, der leibhaftige Beweis für unsere Liebe. Ich schlage die Augen auf und betrachte ihn mit der Hingabe eines Menschen, der weiß, dass er ein einzigartiges und kostbares Geschöpf vor Augen hat. Ich stehe von meiner Liege auf und nehme ihn auf den Arm. Michele wehrt sich ein bisschen, zieht

eine Schnute und lächelt dann. Er ist ganz der Vater: das rabenschwarze Haar, die dunklen, unergründlichen Augen, die olivfarbene Haut – aber da ist auch ein herzförmiges Muttermal auf seiner Brust, und das hat er von mir.

Ich denke an die Frau, die ich geworden bin, an das Leben, das ich lebe, und wie sehr ich es mir gewünscht habe.

»Meinst du, dass er sich den Rücken verbrennt?«, fragt mich Leonardo. Was unseren Sohn angeht, ist er so fürsorglich, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Vater zu werden hat ihn verändert: Er hat nichts von seiner Anziehungskraft und seiner Lebenslust verloren, doch er hat auch eine Zärtlichkeit entwickelt, die ihm vorher nicht eigen war.

»Aber nein, Leonardo«, versichere ich ihm. »Stimmt's, Michele?« Ich schaue unseren Sohn an, gebe ihm einen Kuss aufs Näschen. »Sag du dem Papa, dass du keine Angst vor der Sonne hast. Denn die hast du hier drin«, sage ich und stupse ihn in die Brust.

DANKE

- an Celestina, meine Mutter
- an Carlo, meinen Vater
- an Manuel, meinen Bruder
- an Caterina, Michele und Stefano, meine Leuchtfener bei Tag und bei Nacht
- an Silvia, meine wertvolle Ratgeberin
- an alle bei Rizzoli, meinem Verlag, vom obersten bis zum untersten Stockwerk
- an Al, meinen unersetzlichen Freund
- an Laura und Elena, zwei wundervolle Begleiterinnen
- an alle Freunde, ohne Wenn und Aber
- an Filippo P. und die Gleichgültigkeit, die hilft
- an Stromboli und an Sizilien
- an den sechsundzwanzigsten Mai 2013 um neunzehn Uhr vierundzwanzig
- an das Schicksal.



Irene Cao

wurde 1979 in Pordenone geboren und lebt heute in einem kleinen Ort im Friaul. Sie hat an der Universität von Venedig Altphilologie studiert und in alter Geschichte promoviert. Bevor sie mit ihrer erotischen Trilogie sehr erfolgreich als Schriftstellerin debütierte, hat Irene Cao im Öffentlichkeitsbereich gearbeitet und Kolumnen für Frauenmagazine geschrieben.

Mehr von Irene Cao:

Ich sehe dich. Erotische Roman

■ Auch als E-Book erhältlich.

Ich fühle dich. Erotische Roman

■ Auch als E-Book erhältlich.